



3 1761 05274092 5



*Presented to the*  
LIBRARY *of the*  
UNIVERSITY OF TORONTO

*by*

**MRS. AILEEN WOLFF**

Wolf



BOCCACCIO · DER DECAMERONE  
ZWEITER BAND



# GIOVANNI BOCCACCIO DER DECAMERONE

DEUTSCH VON HEINRICH CONRAD  
IN FÜNF BÄNDEN MIT DEN KUPFERN UND  
VIGNETTEN VON GRAVELOT, BOUCHER,  
EISEN DER AUSGABE VON

1757



ZWEITER BAND

MÜNCHEN 31 UND LEIPZIG  
BEI GEORG MÜLLER UND HANS VON WEBER



LIBRARY

OCT 21 1999

UNIVERSITY OF TORONTO



ES SCHLIESST  
DES DECAMERON ZWEITER TAG,  
UND ES BEGINNT  
DER DRITTE,  
AN WELCHEM UNTER  
NEIFILES REGIMENT  
VON DENEN GEHANDELT WIRD,  
DIE DURCH SCHARFSINN ERWARBEN,  
WAS SIE SEHR VERLANGTEN, ODER  
DADURCH VERLORENES  
WIEDER GEWANNEN








*Oravelot del.*

T. II. N. II.

*Lempereur Sculp.*



**HIER BEGINNT  
DER DRITTE TAG DES  
DECAMERON**

Schon begann Aurora beim Herannahen der Sonne ihre Röthe mit glühendem Golde zu wechseln, als am Sonntag die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft erweckte. Schon hatte der Seneschall dienliche Sachen in Menge und Leute, die geschickt waren, das nötige zu bereiten, lange voraus an den bestimmten Ort gesandt, und als er nun die Königin bereits auf dem Wege sah, ließ er schnell alles übrige aufladen und eilte mit dem Gepäck und der bei Damen und Herren verbliebenen Dienerschaft weiter, gleich als wäre ein Lager an jener Stelle abgebrochen.

Die Königin aber verfolgte langsamen Schrittes, im Geleit ihrer Gefährtinnen und der drei Jünglinge, nach der Musik, die der Gesang von vielleicht zwanzig Nachtigallen und anderen Vögeln machte, einen wenig betretenen Fußsteig über grünende Wiesen und über Blumen, die bei der aufsteigenden Sonne alle ihre Kelche zu öffnen begannen, gegen Westen; und noch waren sie schwatzend, neckend und lachend nicht zweitausend Schritte gegangen, noch hatte die Sonne kaum eine Stunde lang geschienen, als die Königin sie schon zu einem schönen und reichen Palast geführt hatte, der ein wenig über die Ebene erhaben auf einem kleinen Hügel stand. Als die Gesellschaft in ihm eingetreten war und

überall in den sauberen und geschmückten Zimmern sich umgesehen hatte, die mit allem, was zur Wohnlichkeit dient, reichlich versehen waren, lobten ihn alle höchlich und erachteten seinen Besitzer für begütert und prachtliebend. Als sie dann niedergestiegen waren und den ausgedehnten und freundlichen Hof gesehen, die Keller voll trefflicher Weine und das Wasser, das im Überfluß hervorsprudelte, eiskalt gefunden hatten, stieg ihre Bewunderung noch um vieles.

Hierauf erstiegen sie, der Ruhe gleichsam bedürftig, eine Terrasse, die den ganzen Hof beherrschte und mit Laubwerk und Blumen, wie die Jahreszeit sie bot, reichlich geschmückt war; und kaum hatten sie sich niedergelassen, so erschien der sorgsame Seneschall und erquickte sie mit dem feinsten Backwerk und trefflichem Weine. Dann ließen sie sich einen rings mit einer Mauer umgebenen Garten eröffnen und traten in ihn ein; und da er ihnen gleich bei den ersten Schritten von wunderbarer Schönheit dünkte, fingen sie an, aufmerksam seine Teile zu betrachten. Rings umher und auch mitten hindurch führten viele geräumige und schnurgerade Wege, die mit Weinlaubengängen überwölbt, für dieses Jahr Trauben in Menge zu bieten versprachen; denn unzählige Reben verbreiteten so starken Wohlgeruch durch den Garten hin, daß er im Verein mit vielen anderen Düften unsere Gesellschaft glauben machte, sie befände sich inmitten aller Spezereien, die je im Orient wuchsen. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und roten Rosenbüschen und von Jasmin fast ganz umschlossen, so daß man nicht nur am Morgen, sondern auch, wenn die Sonne am höchsten stand, dort, ohne von ihren Strahlen getroffen zu werden, unter wohlriechendem und gefälligen Schatten lustwandeln konnte.

Allzulanger Erzählung bedürfte es, um zu berichten, was für und wie viele Pflanzen überall verteilt in diesem Garten sich vorfanden; gewiß aber gebührt keiner, die unser Klima vertrug, einiges Lob, die dort nicht im Überflusse zu finden gewesen wäre.

Gewiß nicht geringeren, sondern noch viel höheren Beifall als alles übrige verdiente es, daß sich in der Mitte dieses Gartens eine Wiese von ganz kurzem und so dunkelgrünem Grase befand, daß es beinahe schwarz zu sein schien. Tausenderlei bunte Blumen schossen aus ihm hervor und rings umher standen grünende kräftige Orangen- und Limonenbäume, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Blüten nicht nur dem Auge wohlthätigen Schatten boten, sondern auch durch ihren würzigen Duft den Geruchssinn erfreuten. In der Mitte dieses Rasenplatzes war ein Wasserbecken von weißestem, wunderbar mit Bildhauerarbeiten geziertem Marmor. Aus ihm erhob sich auf einer Säule eine Gestalt, die einen natürlichen oder künstlichen Wasserstrahl von solcher Mächtigkeit, daß ein geringerer eine Mühle zu treiben vermocht hätte, hoch zum Himmel emporsandte, worauf er dann nicht ohne ergötzliches Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Dieses Wasser, soviel nämlich als überfließend in dem Becken nicht mehr Raum fand, floß in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin und zog sich, außen wieder hervorrieselnd, in gar schönen und künstlich angelegten Gräben rings um die Wiesen her, worauf es dann fast nach jeder Richtung in ähnlichen Bächen den Garten durchfloß und endlich, an einer Stelle wieder vereint, diese schönen Plätze verließ, um sich kristallhell ins Tal zu ergießen, vorher aber, zu nicht geringem Vorteil des Besitzers, noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick dieses Gartens, seine schönen Anlagen, die Pflanzen und der Springbrunnen mit den Bächen, die aus ihm abflossen, behagten den Damen allen und den drei Jünglingen so sehr, daß alle versicherten, wäre es möglich, auf Erden das Paradies darzustellen, so wüßten sie nicht, wie man ihm eine andere als die Gestalt dieses Gartens geben und was für eine Schönheit man irgend den hier verwirklichten hinzufügen könnte.

Wie sie nun voller Freuden hier lustwandelten und beim Gesang der Vögel, der wohl in zwanzigerlei Weisen, gleich einem Wettstreit der einen mit den anderen, erscholl, aus verschiedenem Laubwerk sich die zierlichsten Kränze flochten, wurden sie einen ergötzlichen Vorzug dieses Gartens gewahr, den sie bisher, von den übrigen befangen, unbemerkt gelassen hatten. Sie fanden nämlich, daß der Garten wohl hundert verschiedene Tierarten enthielte, und als erst einer den anderen aufmerksam gemacht hatte, sahen sie hier Kaninchen hervorkommen, dort Hasen laufen, hier Rehe liegen und dort junge Hirsche äsen. Außerdem nahmen sie noch arglose Tiere wahr, die, wie sonstige, zahm, sich umherlaufend erfreuten; und so fanden sie denn hieran zu dem schon bekannten noch ein neues und größeres Vergnügen. Aber als sie, bald das eine und bald das andere beschauend, zur Genüge gelustwandelt waren, ließen sie, dem schönen Wasserbecken nahe, die Tafel decken und gingen, als es der Königin gefiel, zu Tische, nachdem sie sechs Lieder gesungen und ein wenig getanzt hatten. Hier wurden sie mit großen, schönen und gemächlichen Zurüstungen bedient, wobei denn die guten und auserlesenen Gerichte sie nur noch mehr erheiterten, so daß sie nach aufgehobener Tafel von neuem mit Spiel, Gesang und Tanz solange sich ergötzten, bis die



Königin wegen der wachsenden Hitze erklärte, es sei Zeit, wem es gefiele, ruhen zu gehen. Die einen gingen, die anderen, hingerissen von der Schönheit des Ortes, zogen es vor, zu verweilen und sich, einige mit Lesen, andere mit Schach- oder Brettspiel, die Zeit zu vertreiben, während jene schliefen. Als aber in der vierten Nachmittagsstunde aufgestanden wurde und die Schläfer sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt hatten, versammelten sich nach dem Befehl der Königin alle bei dem Springbrunnen, und, nachdem sie hier in der gewohnten Weise sich niedergelassen hatten, erwarteten sie, wie es einen jeden treffen würde, über den von der Königin aufgegebenen Gegenstand Geschichten zu erzählen. Der erste, dem solcher Auftrag erteilt wurde, war Filostrato und er begann folgendermaßen.



## ERSTE GESCHICHTE

Masetto von Lamporechio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

Schöne Damen, gar viele Leute gibt es, Männer wie Weiber, die töricht genug sind, sich fest überzeugt zu halten, ein Mädchen, dem man den weißen Schleier übergehängt und die schwarze Kutte angezogen habe, höre nicht minder auf, ein Weib zu sein, als wäre sie im Augenblicke, wo sie Nonne wurde, in einen Stein verwandelt worden. Hören sie alsdann gegen diesen ihren Wahn irgend eine Widerrede, so erzürnen sie sich, als habe man eine ungeheure und gottvergessene Sünde gegen die Natur begangen; wollen aber weder sich selbst betrachten, die auch in voller Freiheit ihrem Gefallen nachzuleben, dennoch ihre Begierde nicht zu sättigen imstande sind, noch die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit erwägen. Ebenso sind auch wieder viele, die mit nicht minderer Gewißheit dafür halten, Hacke und Spaten, grobe Speisen und Mühseligkeiten befreien die Bauersleute ganz von fleischlichen Lüsten und geben ihnen einen plumpen Verstand und geringe Einsichten. Wie sehr diese alle sich betrügen, denke ich, da die Königin mir also befohlen hat, ohne von unserer Aufgabe mich zu entfernen, in einem kleinen Geschichtchen euch zu beweisen.

Hier in unserer Gegend stand einmal und steht noch heute ein Nonnenkloster, das ich euch, um seinem Ansehen in keinerlei Weise Abbruch zu tun, nicht nennen will, in großem Rufe der Heiligkeit. Vor kurzem, als außer der Äbtissin nur acht Nonnen, die sämtlich noch jung waren, darin verweilten, wollte der gute Mann, der ihren schönen Garten pflegte, mit seinem Lohn sich



*Grandet me*

*T. II. N. 3.*

*Le Hov &c.*



nicht mehr begnügen und kehrte deshalb, nachdem er mit dem Klostermeier abgerechnet hatte, in seine Heimat Lamporecchio zurück. Unter den anderen, die ihn bewillkommneten, fragte hier ein junger, starker und kräftiger Bauer, der für einen Dörfler von hübschem Aussehen war, namens Masetto, wo er so lange gewesen sei. Der gute Mensch, der Nuto hieß, gab ihm die gewünschte Auskunft. Masetto erkundigte sich, was er für das Kloster zu tun gehabt habe. Nuto antwortete: „Ich mußte seinen schönen großen Garten in Ordnung halten, ging zu Zeiten in den Wald, Holz zu holen, trug Wasser und hatte noch mehrere solche kleine Verrichtungen. Aber die Nonnen gaben mir so schlechten Lohn, daß kaum herauskam, was ich an Schuhen zerriß. Dazu sind sie alle miteinander jung und stellen sich an, als hätten sie den Teufel im Leibe; denn nichts in der Welt kann man ihnen recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam die und sagte: „Mach das so,“ und dann kam jene und sagte: „Mach das anders.“ Dann nahm mir wieder eine die Hacke aus der Hand und sagte: „So taugt's nicht.“ Auf die Art plagten sie mich, bis ich, der Arbeit überdrüssig, zum Garten herausging, und am Ende war das eine wie das andere daran schuld, daß ich's nicht mehr aushielt und nun wieder hier bin. Wie ich fortging, bat mich ihr Meier auch noch, wenn mir einer unter die Hände käme, der sich dazu schickte, sollte ich ihn hinweisen. Ich habe es ihm auch versprochen; wartet er aber auf einen, den ich ihm schicke oder schaffe, so kann er lange warten.“

Als Masetto Nutos Erzählung hörte, bekam er solche Lust, zu den Nonnen zu kommen, daß er es gar nicht abwarten konnte; denn er mochte aus Nutos Worten wohl merken, daß es ihm dort nach Wunsch gehen

könnte. Weil er aber meinte, alles könnte ihm verdorben werden, wenn er sich gegen Nuto verriete, so antwortete er ihm: „Da hast du einmal recht daran getan. Wie soll ein Mann mit den Weibsbildern durchkommen? Da möchte ich ja lieber bei soviel Teufeln dienen. Wissen sie ja doch unter sieben Malen nicht ein Mal, was sie selber wollen.“

Kaum waren sie auseinander gegangen, so fing Masetto an, nachzudenken, was er machen solle, um bei ihnen anzukommen. Was die Arbeiten betraf, so war ihm freilich nicht bange; denn auf die Dienste, die Nuto ihm genannt hatte, verstand er sich so gut wie einer; aber er fürchtete, man möchte ihn seiner Jugend und seines hübschen Aussehens wegen nicht nehmen wollen. Und so dachte er denn, nachdem ihm mancherlei durch den Kopf gegangen war: „Das Kloster ist weit von hier, und dort kennt mich kein Mensch; wenn ich mich stumm zu stellen weiß, so nehmen sie mich gewiß.“ Diesen Entschluß hielt er fest und ging, die Axt auf der Schulter, ohne jemandem ein Wort zu sagen, in ärmlicher Kleidung zum Kloster.

Gleich beim Eintreten fand er den Meier auf dem Hofe und gab ihm durch Zeichen und Geberden nach Art der Taubstummen zu verstehen, er möge ihm aus Barmherzigkeit zu essen geben, und er wolle ihm dafür Holz hacken. Der Meier gab ihm gern zu essen und dann einige Klötze zu spalten, die Nuto nicht hatte bezwingen können, die aber der kräftige Masetto bald klein gemacht hatte. Auch in den Wald, wo der Meier nun zu tun hatte, nahm er den Masetto mit, ließ ihn Holz schlagen, stellte den Esel vor sich hin und deutete ihm durch Zeichen an, er solle das Holz nach Hause besorgen. Da er sich auch dazu sehr gut anstellte, behielt ihn der Meier zu

mancherlei vorkommenden Arbeiten mehrere Tage bei sich.

So kam es, daß die Äbtissin ihn eines Tages sah und den Meier fragte, wer das sei.

„Madonna,“ antwortete der Meier, es ist ein armer Taubstummer, der vor ein paar Tagen um ein Almosen kam; das habe ich ihm gegeben und habe ihn dann mancherlei tun lassen, was gerade geschehen mußte. Wenn er sich auf Gärtnerei verstünde und sonst bleiben wollte, so glaube ich, würden wir gut bedient werden; denn es tut uns einer not, und der ist stark; auch könnte man ihn brauchen, wozu man wollte, und hätte nicht zu fürchten, daß er sich mit Euren Mädchen aufs Spaßen einließe.“

„Wahrhaftig,“ sagte die Äbtissin, „du hast recht. Sieh zu, ob er gärtnern kann, und dann mache, daß er dableibt. Gib ihm ein paar Schuhe und einen alten Mantel, geh ihm um den Bart und gib ihm gut zu essen.“

Der Meier versprach, so zu tun. Masetto war nicht weit; während er sich aber stellte, als fegte er unbekümmert den Hof, hörte er jede Silbe und sagte im stillen: „Wenn ihr mich nur gewähren laßt, so will ich euch euren Garten bearbeiten, wo er bis heute brach gelegen hat.“

Wie nun der Meier sich überzeugt hatte, daß er sich auf die Arbeit gut verstand, fragte er ihn durch Zeichen, ob er dableiben wollte. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er sei bereit, zu tun, was man verlange, und so führte ihn jener in den Garten und zeigte ihm, wo er graben solle; dann besorgte er andere Klosterangelegenheiten und ließ ihn allein.

Wie er nun Tag für Tag arbeitete, fingen die Nonnen ihn zu plagen und mancherlei Unfug mit ihm zu treiben an; dann sagten sie ihm, wie's die Leute manch-

mal mit den Taubstummen machen, die schamlosesten Worte ins Gesicht, weil sie meinten, er könne kein Wort hören. Die Äbtissin schien zu glauben, ihm seien andere Glieder so gut als die Zunge gelähmt, und bekümmerte sich um diese Neckereien wenig oder gar nicht. Einmal traf sich's aber, daß zwei junge Nonnen bei Masetto, der nach vieler Arbeit sich zum Ausruhen ein wenig niedergelegt hatte, während sie im Garten lustwandeln, vorüberkamen. Sie betrachteten ihn eine Weile, er aber stellte sich, als schliefe er.

„Höre,“ sagte die eine, die etwas verwegen war, „wüßte ich, daß man dir trauen könnte, so möchte ich dir was sagen, was mir schon hundert Mal eingefallen ist und was dir vielleicht auch zugute kommen könnte.“

„Sag's nur getrost,“ antwortete jene, „gewiß, ich werd' es niemandem verraten.“

Darauf begann die dreiste: „Ich weiß nicht, ob du wohl schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden und wie sich kein Mann hierher trauen darf, außer unserem alten Meier und diesem Stummen. Und doch habe ich wohl öfter von Weibern, die zu uns gekommen sind, gehört, daß alles Vergnügen auf der Welt eine Lumperei ist gegen die Wollust, wenn einen ein Mann beschläft. Und so habe ich mir schon oft gedacht, da ich doch keinen anderen dazu kriegen kann, wollte ich mit dem Stummen da probieren, ob das wahr ist. Er schickt sich auch am besten auf der Welt dazu; denn, wenn er auch wollte, könnte er es doch niemandem wiedererzählen. Du siehst, es ist ein dummer Tölpel, der über den Verstand hinausgewachsen ist, und nun sprich, was meinst du?“

„Schäme dich,“ antwortete die zweite, „was führst du da für Reden! Weißt du nicht, daß wir unsere



Jungfrauenschaft dem lieben Herrgott versprochen haben?“

„Ei was,“ versetzte jene, „man verspricht alle Tage wohl mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Haben wir sie ihm versprochen, so wird sich wohl die eine oder die andere finden, von der er sie statt der unserigen kriegt.“

„Mein Himmel,“ sagte die Gefährtin, „wenn wir nun aber schwanger würden, was sollte dann werden?“

Die erste erwiderte: „Nun denkst du gar ans Unglück, noch ehe es da ist. Wenn's erst so gekommen ist, dann ist immer noch Zeit, sich auf guten Rat zu besinnen. Es werden sich auch noch Mittel genug finden, daß kein Mensch was davon erfährt, wenn wir's ihm nicht selber sagen.“

Während dieser Rede verlangte die Hörerin schon mehr noch als die andere danach, zu probieren, was für ein Tier ein Mann sei. „Gut,“ sagte sie; „wie wollen wir's aber anfangen?“

„Du siehst,“ antwortete die erste, „schon ist es drei Uhr; die Schwestern, denke ich, werden bis auf uns alle schlafen gegangen sein. Wir wollen uns noch umsehen, ob niemand im Garten ist; und finden wir niemand, nun, dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu nehmen und in die Hütte zu führen, die für den Regen gebaut ist. Dann bleibt die eine mit ihm drinnen, und die andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er mit uns vornimmt, was wir nur wollen.“

Massetto hörte diese ganze Unterredung und erwartete, willig zu gehorchen, nur, daß eine ihn bei der Hand nehmen sollte. Die Nonnen sahen sich inzwischen überall sorgfältig um, und als sie sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite bemerkt werden könnten, näherte sich

ihm die eine, welche zuerst gesprochen hatte, und weckte ihn. Masetto stand sogleich auf; die Schwester nahm ihn bei der Hand und führte ihn unter vielen Liebkosungen von ihrer und unter albernem Gelächter von seiner Seite in die Hütte, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu tun, was von ihm begehrt wurde.

Die Nonne war ehrlich genug, als sie ans Ziel ihrer Wünsche gekommen war, ihrer Freundin Platz zu machen, und Masetto, der noch immer blödsinnig tat, fand sich zu allem bereitwillig. So wollten denn beide, ehe sie heimkehrten, mehr denn einmal untersuchen, wie der Stumme sich auf die Reitkunst verstehe, und auch nachher sagten sie oft zueinander, die Sache gewähre gewiß so viel Vergnügen und mehr, als ihnen davon erzählt worden war. Dabei wußten sie denn auch fernerhin ihre Zeit wahrzunehmen und erfreuten sich gar oft mit ihrem Stummen.

Eines Tages, aber begab es sich, daß eine Klosterschwester aus dem Fenster ihrer Zelle dem ganzen Hergang der Sache zusah und noch zwei andere dazu rief. Zuerst war davon die Rede, die Schuldigen bei der Äbtissin verklagen zu wollen; dann aber änderten sie ihren Entschluß, wurden mit jenen einig und zugleich mit ihnen der Reichtümer des Masetto theilhaftig. Durch mancherlei Zufälle kamen allmählich auch die übrigen drei dahin, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Zuletzt fand die Äbtissin, die von diesen Geschichten noch immer nichts bemerkt hatte, eines Tages, als sie bei großer Hitze allein im Garten umherging, den Masetto, den die Gartenarbeiten bei Tage und die Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft hatten, unter dem Schatten eines Mandelbaums hingestreckt schlafen. Der Wind hatte ihm die Kleider vorn ganz zurückgeweht,

so daß er bloß dalag und die Frau Äbtissin Dinge sehen ließ, die in ihr die nämliche Lust als in ihren Klosterjungfrauen erregten. Da sie sich allein sah, weckte sie den Masetto, führte ihn auf ihr Zimmer und behielt ihn dort mehrere Tage lang, während die Nonnen sich bitter beschwerten, daß der Gärtner ihren Garten solange unbestellt lasse. Die Frau Äbtissin aber kostete inzwischen zu vielen Malen jene Freuden, die sie bisher an anderen immer verdammt hatte. Endlich schickte sie ihn in seine Wohnung zurück; wie sie ihn aber oft wieder begehrte und mehr als ihren Anteil von ihm forderte, der so viele zugleich nicht zu befriedigen vermochte, deuchte es dem Masetto, sein erdichtetes Stummsein könne ihm, wenn es noch länger dabei bleibe, zu großem Unheil gereichen. Deshalb löste er in einer Nacht, die er bei der Äbtissin zubrachte, das Band seiner Zunge und sprach: „Madonna, wohl habe ich gehört, daß ein Hahn auf zehn Hühner vollkommen genug ist; man hat mir aber auch gesagt, daß zehn Männer kaum oder gar nicht imstande sind, ein Weib zu sättigen, wo ich doch ihrer neun bedienen muß. Das halte ich für kein Geld in der Welt mehr aus; und ich bin durch meine bisherigen Dienste schon so weit heruntergekommen, daß ich weder viel noch wenig mehr leisten kann. Darum laßt mich entweder in Frieden weiter gehen oder helft der Sache auf eine andere Weise ab.“

• Als die gute Frau den vermeintlich Stummen reden hörte, erschrak sie nicht wenig und sagte: „Was Geier, ich dachte, du wärest stumm.“

„Madonna,“ antwortete Masetto, „ich war es, aber nicht von Geburt. Eine Krankheit benahm mir die Sprache, und erst diese Nacht fühle ich sie mir wiedergegeben und lobe Gott dafür von ganzem Herzen.“

Sie glaubte ihm und fragte, was er mit den neunten sagen wolle, die er zu bedienen habe. Masetto erzählte die ganze Geschichte. Die Äbtissin lernte durch sie, daß sie keine Nonne habe, die nicht viel schlauer sei, als sie, und so entschloß sie sich (denn verständig war sie), mit ihren Mädchen übereinzukommen, ohne den Masetto fortzulassen und dadurch den Ruf des Klosters zu gefährden. Da nun der Meier in jenen Tagen gestorben war, eröffneten sie sämtlich einander, was bisher unter ihnen alles geschehen war, und verabredeten dann gemeinschaftlich, die umwohnenden Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach langem Stummsein den Gebrauch seiner Zunge wiedererlangt. Dann machten sie ihn zu ihrem Meier und verteilten seine Anstrengungen solchergestalt, daß er sie auszuhalten vermochte. Auch betrieben die Nonnen diese Angelegenheit so vorsichtig, daß, obgleich sie von ihm erzeugte Mönchlein in Menge zur Welt brachten, dennoch niemand deswegen Verdacht schöpfte. Erst nach dem Tode der Äbtissin bekam Masetto, der einstweilen nachgerade alt geworden war, Lust, mit dem erworbenen Reichtum nach Hause zu ziehen, was ihm denn auch leicht gewährt wurde. So kehrte Masetto bejahrt, reich und, ohne die Beschwerde und die Kosten, den Kindern Brot schaffen zu müssen, zum Vater geworden, nachdem er schlauerweise seine Jugend gut zu benutzen gewußt hatte, in eben die Heimat zurück, von der er, die Axt auf der Schulter, ausgegangen war, und pflegte zu sagen, so verfare Gott mit denen, die ihm Hörner aufsetzten.





Gravé par

T. II. N. 4.

Le Hôte St.

## ZWEITE GESCHICHTE

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene tut seinen Kameraden ein gleiches und entgeht dadurch seinem Unstern.

Als die Geschichte des Filostrato, über welche die Damen zuweilen errötet waren, andere aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea zu erzählen fortfahre.

Sie begann mit Lächeln folgendermaßen: Einige sind unverständlich genug, zeigen zu wollen, daß sie merken und wissen, was sie nicht wissen sollten, und oftmals vermehren sie alsdann ihre Schande um vieles, wenn sie unbemerkte Sünde an anderen rügen, während sie eben dadurch jene zu mildern dachten. Wie wahr dies sei, möge euch der entgegengesetzte Weg, den ein großer König einzuschlagen so verständig war, in folgender Geschichte beweisen, in der ihr zugleich von der Schlaueit eines Menschen erfahren werdet, den ihr vielleicht geringer haltet als Masetto.

Agilulf, König der Lombarden, verweilte, wie seine Vorgänger gethan, mit seinem Hofe in der lombardischen Provinz Pavia. Er war mit Theolinden, der Witwe des Königs Autherik, einer sehr schönen, sittsamen und verständigen Frau, vermählt, die nur mit einem Liebhaber einmal übel ankam. Als nämlich Agilufs Tapferkeit und Verstand die Angelegenheiten der Lombarden um vieles gefördert und die Ruhe hergestellt hatten, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von der niedrigsten Abkunft, der übrigens für sein gemeines Handwerk viel zu hohen Sinn hatte und schön und groß von Gestalt wie der König selbst war, sich über alle Maßen in die Königin verliebte. Da sein

niedriger Stand ihm nicht die Einsicht benommen hatte, diese seine Liebe streite gegen alle Sitte, war er verständig genug, sie gegen niemand zu offenbaren; ja, er wagte nicht einmal, gegen die Königin durch Blicke sich zu verraten. Obgleich er nun ohne alle Hoffnung lebte, ihr je zu gefallen, war er doch stolz darauf, seinen Gedanken ein so hohes Ziel gesetzt zu haben, und, ganz vom Feuer der Liebe entzündet, tat er, weit mehr als einer seiner Kameraden, mit dem größten Fleiße alles, wovon er glaubte, daß es der Dame lieb sein könnte.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie auszureiten hatte, das von ihm besorgte Pferd lieber als irgend ein anderes bestieg. So oft sich dies zutrug, meinte er, es sei ihm die höchste Gnade widerfahren; er konnte nicht vom Steigbügel lassen, ohne ihre Kleider zu berühren, worüber er sich glücklich schätzte. Wie es aber nun zu oft geschieht, daß die Liebe umsomehr zunimmt, je geringer die Hoffnung wird, so vermochte auch dieser arme Stallknecht sein immer wachsendes Verlangen nicht mehr im Verborgenen zu ertragen, und da keine Hoffnung ihm Hilfe versprach, da er auch von dieser Liebe sich loszumachen nicht imstande war, so beschloß er wiederholt, sich den Tod zu geben. Bei weiterem Nachdenken, wie er seinen Entschluß ausführen wolle, nahm er sich vor, auf eine Weise zu sterben, die geeignet wäre, seinen Tod als Folge der großen Liebe zu der Königin zu offenbaren. Diese Weise glaubte er nun am besten in einem Versuche zu finden, um ganz oder zum Teil an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Zu diesem Endzwecke unternahm er es nun nicht etwa, zur Königin von seiner Liebe zu reden oder sich schriftlich ihr zu entdecken; denn er wußte, daß Reden wie Schreiben vergeblich sein würden; vielmehr wollte



er versuchen, ob er nicht durch List imstande sein werde, eine Nacht bei der Königin zuzubringen. Mittel und Wege zu diesem Unternehmen waren indessen nicht anders zu finden, als wenn es ihm gelang, unter der Verkleidung des Königs, von dem er wußte, daß er nicht jede Nacht bei ihr schlief, in ihr Zimmer und bis zu ihr selbst zu dringen. Deshalb verbarg er sich, um zu erfahren, auf welche Weise und in welchem Anzuge der König seine Frau besuche, zu mehreren Malen nachts in dem großen Saale des Palastes, der die Gemächer des Königs und der Königin voneinander trennte. In einer dieser Nächte sah er endlich den König in einen großen Mantel gehüllt, eine brennende Kerze in der einen, in der anderen Hand eine Gerte, aus seinem Zimmer treten, auf das der Königin zugehen, und, ohne ein Wort zu reden, ein oder ein paar Male mit der Gerte an die Tür schlagen. Dann öffnete sie alsbald die Tür, und dem König wurde die Kerze aus der Hand genommen.

Als unser Stallknecht ihn so hatte eintreten und auf ähnliche Weise zurückkehren gesehen, dachte er ihm genau nachzuahmen; er wußte sich in dieser Absicht einen Mantel, der dem des Königs glich, eine Kerze und eine Gerte zu verschaffen, und wusch sich dann im Bade, so sorgfältig er nur konnte, um sich durch den Stallgeruch nicht zu verraten. Hierauf verbarg er sich nach gewohnter Weise im großen Saale, und als er sich überzeugt hatte, daß alles bereits schlafe und nun die Zeit gekommen sei, entweder seine Wünsche zu verwirklichen oder auf würdige Weise dem ersehnten Tode entgegenzu gehen, schlug er mit Stahl und Stein, die er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete seine Kerze an, ging, nachdem er den Mantel zusammengeschlagen und sich ganz darin eingehüllt hatte, auf die Kammertür zu und

klopfte zweimal mit seiner Rute an. Eine Kammerfrau machte ihm noch ganz verschlafen die Thür auf, nahm ihm die Kerze aus der Hand und tat sie beiseite, worauf er dann sogleich den Vorhang zurückschlug, den Mantel ablegte und in das Bett stieg, in welchem die Königin ruhte. Er umschlang sie verlangend mit seinen Armen, stellte sich aber verdrießlich; denn der König hatte die Gewohnheit, wenn er verdrießlich war, nicht mit sich reden zu lassen und, ohne daß er oder sie ein Wort geredet hätten, genossen sie einander zu wiederholten Malen. Wie schwer es ihm auch wurde, zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, zu langes Verweilen möchte genossene Lust in Leiden verwandeln, nahm Mantel und Kerze, ging, ohne den Mund zu öffnen, und kehrte, so schnell er konnte, in sein Bett zurück.

Kaum mochte er indessen dort angelangt sein, so stand der König auf und ging in das Schlafzimmer der Königin, die über diesen zweiten Besuch nicht wenig sich wunderte. Als er zu ihr ins Bett gestiegen war und sie freundlich begrüßt hatte, faßte sie um dieser Freundlichkeit willen Mut und sagte: „Mein Herr und Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuheit? Kaum seid Ihr von mir gegangen und kehrt nun, nachdem Ihr über Eure gewohnte Weise Euch mit mir ergötzt habt, so schnell zu mir zurück? Habt acht, was Ihr tut!“

Als der König diese Worte hörte, vermutete er sogleich, die Königin sei durch ähnliche Gestalt und Kleidung betrogen. Dann beschloß er in seiner Weisheit, da weder die Königin noch sonst jemand es gewahr geworden war, auch sie nichts davon merken zu lassen. Viele wären töricht genug gewesen, das nicht zu tun, sondern zu sagen: „Ich bin hier nicht gewesen; wer war

da? Wie ist es zugegangen? Was ist daraus geworden?“ Hierdurch hätten sie sich denn vielerlei Unheil zugezogen. Denn die Frau wäre dadurch unverschuldet beschimpft und ihr überdies Veranlassung geboten worden, aufs neue zu begehren, was sie schon einmal genossen hatte, und der König selbst, der durch Schweigen der Schande völlig entging, hätte durch Reden seine eigene Schmach herbeigeführt. Deshalb antwortete er ihr denn, mehr innerlich als dem Aussehen oder den Worten nach, erzürnt: „Frau, denkst du denn, ich sei nicht Mannes genug, um wiederkommen zu können, wenn ich auch erst eben bei dir war?“

Hierauf erwiderte die Königin: „Wohl, mein Herr, dessen ungeachtet bitte ich Euch aber, auf Eure Gesundheit acht zu haben.“

„Gut,“ entgegnete der König, „so will ich deinen Rat befolgen und diesmal umkehren, ohne dich weiter zu plagen.“

Und so nahm er voller Unmut und Zorn über den nur zu wohl erkannten Schimpf, der ihm widerfahren war, seinen Mantel und verließ das Zimmer mit der Absicht, im stillen den Täter zu erforschen, von dem er überzeugt war, er müsse zum Hause gehören und habe, wer er auch immer sein möge, noch nicht ent schlüpfen können. Zu diesem Zwecke eilte er, eine Laterne mit einem kleinen Lichtchen in der Hand, nach einem langen Saale seines Palastes, in dem, oberhalb der Pferdeställe fast seine ganze Dienerschaft in vielen Betten schlief. Er war überzeugt, wer das getan hätte, wovon die Königin erzählt hatte, dem könne sich Puls und Herzklopfen von der erlittenen Anstrengung noch nicht erholt haben, und fühlte deshalb der Reihe nach einem jeden mit der Hand auf die Brust, um das Schlagen des Herzens zu

erproben. Ob nun gleich alle übrigen fest schliefen, so wachte doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und eine heftige Furcht befiel ihn, als er den König kommen sah und wohl erriet, was er suche. Deshalb vermehrte sich sein Herzklopfen, das die körperliche Aufregung veranlaßt hatte, vor Furcht noch um vieles, und er zweifelte nicht, der König werde ihn auf der Stelle töten, sobald er es nur gewahr würde. Gingen ihm nun auch allerhand Pläne durch den Kopf, so entschloß er sich doch zuletzt, als er den König ohne Waffen sah, sich schlafend zu stellen und abzuwarten, was jener tun werde. Der König fand unter den vielen, die er untersuchte, keinen, den er für den Täter gehalten hätte, bis er endlich zu diesem kam, und als er dessen Herz so heftig schlagen fühlte, sagte er bei sich selbst: Der ist es. Da er aber von dem, was er tun wollte, niemand anderes etwas wissen zu lassen beabsichtigte, tat er ihm nichts, als daß er mit einer Schere, die er bei sich führte, ihm auf der einen Seite des Kopfes von den Haaren, die man damals sehr lang zu tragen pflegte, einen Teil abschnitt, um an diesem Zeichen ihn den nächsten Morgen erkennen zu können, und kehrte dann sogleich in seine Zimmer zurück.

Unser Knecht hatte wohl gefühlt, was der König mit ihm vorgenommen, und war verschlagen genug, einzusehen, zu welchem Zwecke er so gezeichnet worden sei. Darum zögerte er keinen Augenblick, aufzustehen, und schnitt mit einer Schere, deren zufällig zum Scheren der Pferde mehrere zur Hand waren, leise unter seinen Schlafgesellen von einem zum anderen gehend, allen auf gleiche Weise auf einer Kopfhälfte die Haare ab; darauf legte er sich wieder schlafen, ohne daß jemand ihn gehört hätte.

Als der König am Morgen aufgestanden war, hieß er, bevor noch die Tore des Palastes geöffnet wurden, seine ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als diesem Befehl Genüge geleistet war und nun alle entblößten Hauptes vor ihm standen, blickte er, um den zu erkennen, den er selbst geschoren hatte, unter ihnen umher. Wie er aber die Mehrzahl unter ihnen mit gleichmäßig verschnittenen Haaren sah, da wunderte er sich und sagte bei sich selbst: „Der, welchen ich suche, beweist seinem niedrigen Stande zum Trotz, wahrlich hohen Verstand.“ Überzeugt, nicht ohne großes Aufsehen zu seinem Ziele gelangen zu können, und gewillt, nicht kleiner Rache wegen großer Schmach zu erwerben, entschloß er sich, ihn nur mit einem Worte zu erinnern und ihm zu zeigen, daß er wisse, was geschehen sei; und so sagte er, zu allen gewandt: „Wer es getan hat, tue es nicht wieder, und so geht es mit Gott!“ Ein anderer hätte sie allesamt fragen, examinieren, foltern und köpfen lassen und dadurch bekannt gemacht, was jeder bemüht sein muß, zu verhüllen. Hätte er dann auch den Täter entdeckt und vollständige Rache an ihm genommen, so würde seine Schmach dadurch nicht vermindert, sondern um vieles vermehrt, die Ehre seiner Gemahlin aber für immer befleckt worden sein.

Diejenigen, die die Worte des Königs hörten, wunderten sich und untersuchten lange miteinander, was er damit habe sagen wollen; keiner aber wußte sie zu verstehen, den einen ausgenommen, den sie wirklich angingen. Der aber war klug genug, bei Lebzeiten des Königs niemandem etwas davon zu entdecken und sein Leben nicht wieder an ein solches Wagestück zu setzen.

## DRITTE GESCHICHTE

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissenhaftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er, ohne zu wissen, was er tut, sie selbst an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt.

Als Pampinea geendigt hatte und die Kühnheit und Vorsicht des Stallknechtes wie auch die Weisheit des Königs von den meisten bewundert worden war, befahl die Königin, zu Filomela gewandt, im Erzählen fortzufahren. Filomela gehorchte und begann mit Anmut also zu reden:

Ich denke euch einen Streich zu erzählen, den eine schöne Frau einem gestrengen Mönche wirklich gespielt hat und der einen Laien um so mehr ergötzen muß, weil diese Pfaffen, die meistens herzlich albern und von ungeschliffenen Manieren und schlechtem Betragen sind, alles besser verstehen und machen wollen als andere Leute, während sie doch viel geringer zu halten sind als jene, da sie aus Niedrigkeit ihrer Gesinnung sich nicht getrauen, wie andere Menschen sich selbst durchs Leben zu helfen, sondern den Schweinen gleich dahin flüchten, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich erzähle euch, freundliche Mädchen, diese Geschichte, nicht nur, weil die Reihe mich eben trifft, sondern auch um euch zu zeigen, wie selbst die Pfaffen, zu denen wir in übermäßiger Leichtgläubigkeit allzugroßes Vertrauen haben, von unsereiner, geschweige denn von Männern, mit einiger Schlaueit gehörig angeführt werden können und auch wirklich werden.

Vor einigen Jahren lebte in unserer Stadt, die an Betrügereien reicher ist als an Güte und Redlichkeit, eine Edeldame, die die Natur nicht minder als irgend eine



*Orsini del. inc.*

*T. II. N. 5*

*Le. More sc.*





andere mit Schönheit geschmückt und mit hohem Sinne und feinem Verstande begabt hatte. Ich verschweige ihren mir wohlbekannten Namen wie auch die der übrigen, die in diese Geschichte verflochten sind; denn noch sind mehrere am Leben, die sich vor Zorn darüber nicht würden zu lassen wissen, während der Vorfall doch nur belacht zu werden verdient.

Diese Dame, die ihrer vornehmen Abkunft ungeachtet an einen Wollweber verheiratet war, konnte nie verwinden, wie kränkend es ihr sei, einen Handwerker zum Manne zu haben; denn wer zum Bürgerstande gehört, dünkte ihr immer, wenn auch noch so reich, dennoch einer adligen Familie unwürdig. Die gemeinen Beschäftigungen ihres Mannes, der es mit allem seinen Reichtum nie weiter brachte, als sich aufs Sortieren, auf Einschlag und Aufzug zu verstehen oder mit den Spinnerinnen sich um die Gebinde zu zanken, bestärkten sie in ihrem Vorsatze, seinen Umarmungen, soweit es sich tun ließe, aus dem Wege zu gehen, wofür sie denn bei jemandem, der ihr würdiger als der Wollweber schiene, sich Entschädigung zu suchen dachte.

Wirklich verliebte sie sich dergestalt in einen ganz wackeren Edelmann von mittleren Jahren, daß sie nachts nicht schlafen konnte, wenn sie ihn tagsüber nicht gesehen hatte. Der gute Mann aber, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte sich nicht um sie, und sie war zu vorsichtig, um durch weibliche Botschafter oder Briefe, die ihre Gesinnungen enthalten hätten, möglichen Gefahren sich aussetzen zu wollen. Dagegen hatte sie bemerkt, daß er häufig mit einem Pfaffen umging, der, so einfältig und ungebildet er auch war, wegen seines strengen Lebens doch bei den meisten für einen ganz besonderen Pater galt.

Die Dame hielt dafür, dieser Geistliche könne zwischen ihr und ihrem Geliebten am besten den Mittelsmann abgeben, und ging deshalb, nachdem sie mit sich über die Art ihres Benehmens einig geworden war, in die Kirche, zu der er gehörte, ließ ihn rufen und sagte, sie wünsche, wenn es ihm gefällig sei, bei ihm zu beichten. Der Pfaffe zeigte sich sogleich bereit; denn er sah ihr an, sie müsse eine Frau von Stande sein. Nach der Beichte sagte die Dame: „Ehrwürdiger Herr, noch muß ich Euch in einer Angelegenheit um Rat und Hilfe bitten.

Ihr kennt aus meiner eigenen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben, und kaum äußere ich irgend einen Wunsch, so erfüllt er ihn, wie er das vermöge seines Reichtums wohl vermag, auf der Stelle. Dafür liebe ich ihn denn auch mehr als mich selbst, und wenn ich nur eines Gedankens, geschweige denn einer Handlung fähig wäre, die seiner Ehre oder seinem Gefallen zuwiderliefe, so verdiente gewiß keine arge Hexe den Scheiterhaufen so sehr als ich. Nun werde ich aber von einem jungen Manne, dessen Namen mir in der Tat nicht bekannt ist, der aber von Stande zu sein scheint, hübsch und groß von Gestalt ist, gewöhnlich fein braun gekleidet ist, und, wenn ich mich nicht irre, viel mit Euch umgeht, förmlich belagert, vielleicht weil er mich anderen Sinnes glaubt, als ich bin. Ich kann vor keine Thür und an kein Fenster treten oder gar aus dem Hause gehen, ohne daß er gleich bei der Hand wäre; mich wundert's nur, daß er nicht schon hier ist. Mir ist aber die ganze Geschichte äußerst unlieb; denn solch ein Benehmen kann auch die anständigste Frau in üblen Ruf bringen. Ich hatte mir schon vorgenommen, es ihm durch meine Brüder sagen zu lassen;

dann habe ich aber wieder bedacht, wie Männer solche Bestellungen so auszurichten pflegen, daß die Antwort übel ausfällt. Es gibt einen Wortwechsel, und von den Worten kommt es am Ende zu Tätlichkeiten. Darum habe ich still geschwiegen, um Unglück und Ärgernis zu vermeiden, und habe mich entschlossen, mit Euch zu reden, teils weil Ihr sein Freund zu sein scheint, teils weil es sich für Euch schickt, über dergleichen Dinge auch fremde Leute, wievielmehr denn einen Freund, zu ermahnen. Und so bitte ich Euch denn um Gottes willen, ihm über sein Benehmen einen Verweis zu geben und ihn zu bitten, daß er sich dessen in Zukunft enthalte. Es gibt andere Weiber genug, die wohl an solchen Geschichten Gefallen finden. Die werden sich freuen, wenn er ihnen nachgafft und ihnen den Hof macht. Mir aber, die ich zu solchen Torheiten keineswegs aufgelegt bin, ist dergleichen im höchsten Grade zur Last.“

Als sie dies gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als träten ihr die Tränen in die Augen. Unser Heiliger erriet alsbald, von wem sie redete, lobte sie wegen ihres heilsamen Entschlusses und versprach ihr, von der Wahrheit ihrer Erzählungen vollkommen überzeugt, es schon dahin zu bringen, daß dieser Mensch ihr nicht mehr lästig fallen sollte. Da er wußte, sie sei reich, empfahl er ihr ferner noch Almosen und gute Werke und trug ihr seine eigenen Bedürfnisse vor.

Die Dame erwiderte: „Ich bitte Euch um Gottes willen, tut, wie Ihr gesagt habt, und sollte er etwa leugnen wollen, so sagt ihm nur, ich selbst hätte Euch alles gesagt und mich Euch gegenüber beschwert.“

Als nun die Beichte vorbei war und der Mönch ihre Bußen bestimmt hatte, da gedachte sie an die Ermahnungen zu guten Werken, die er ihr erteilt hatte, drückte

ihm ein reichliches Geschenk in die Hand und bat ihn, für ihre verstorbenen Angehörigen ein paar Seelenmessen zu lesen. Darauf erhob sie sich vom Beichtstuhl und ging nach Hause.

Nicht lange darauf kam der Edelmann nach seiner Gewohnheit zu unserem ehrwürdigen Herrn, der ihn, nachdem sie einige Augenblicke über dies und jenes gesprochen hatten, beiseite nahm und ganz höflich wegen der Aufmerksamkeit und der verliebten Blicke zur Rede stellte, und denen er nach ihrer eigenen Erzählung jene Dame von ihm verfolgt glaubte. Der Edelmann, der ihr niemals nachgesehen hatte und sehr selten vor ihrem Hause vorübergegangen war, wunderte sich nicht wenig und fing an, sich zu verteidigen. Der Pater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Stell dich nur nicht so verwundert und verliere deine Worte nicht, um zu leugnen, was du doch nicht leugnen kannst; ich rede keinen Nachbarklatsch nach; denn sie hat mit vielen Klagen über dich, mir alles selber erzählt. Und obgleich sich solche Laffereien überhaupt nicht für dich schicken, so will ich dir nur soviel sagen, daß, wenn einer diese Albernheiten zuwider sind, so sind sie's ihr. Darum rate ich dir zu deiner eigenen Ehre und ihr zu Gefallen, bleib davon und laß sie in Frieden.“

Der Edelmann, der etwas schärfer sah als der gute Pater, erriet bald genug die Schlaueit der Dame, tat aber etwas beschämt und versprach, sich nicht weiter auf die Sache einzulassen. Dann verließ er den Mönch und eilte zum Hause der Dame, die noch immer an einem kleinen Fenster aufmerksam verweilte, um ihn zu sehen, wenn er etwa vorüberginge. Als sie ihn nun erblickte, bezeigte sie sich gegen ihn so freundlich und gefällig, daß er wohl einsehen konnte, er habe die Worte

des Mönchs richtig verstanden. Und so ging er denn von diesem Tage an zu seinem eigenen Vergnügen und zu großer Freude und Beruhigung der Dame, vorsichtig als ob andere Geschäfte ihn dorthin führten, täglich die Straße entlang.

Die Dame indessen hatte sich bald überzeugt, daß sie ihm ebensowohl, als er ihr gefalle, und voller Verlangen, ihn noch mehr zu entflammen und ihm ein sicheres Zeichen ihrer Liebe zu ihm zu geben, nahm sie die Gelegenheit wahr, zum ehrwürdigen Klosterbruder zurückzukehren; und kaum hatte sie sich ihm zu Füßen niedergelassen, so fing sie bitterlich zu weinen an. Als der Geistliche sie in Tränen sah, fragte er voller Teilnahme, was sie neues bringe.

Die Dame antwortete: „Hochwürdiger, ich habe keine anderen Neuigkeiten als von Eurem verwünschten Freunde, über den ich schon neulich mich beschwerte. Wahrlich ich glaube, er ist geboren, um mich zu plagen und mich zu Dingen zu verlocken, um deretwillen ich mir ewig Vorwürfe machen und nie wieder wagen würde, vor Euch zu erscheinen.“

„Wie,“ sagte der Pater, „hat er denn nicht aufgehört, Euch zu belästigen?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte die Dame, „vielmehr kommt er, seit ich gegen Euch mich beschwerte, gleichsam mir zum Trotz, und weil er es mir übel genommen, daß ich über ihn Klage geführt habe, für einmal, das er sonst vor meinem Hause vorüberging, jetzt wenigstens siebenmal vorbei. Und wollte Gott, er wäre beim Vorübergehen und Hinaufgucken stehen geblieben! Aber so verwegen, so unverschämt ist er gewesen, daß er mir erst gestern ein Frauenzimmer mit Botschaften von ihm und mit verliebten Geschwätz ins Haus geschickt und mir einen

Gürtel und eine Tasche geschenkt hat, als ob ich nicht selber Gürtel und Taschen genug hätte. Das habe ich ihm aber so übel genommen und nehme es ihm auch noch so übel, daß ich ihm den Teufel über den Hals geschickt haben würde, hätte ich mich nicht der Sünde gefürchtet und Euch zu Liebe an mich gehalten. So habe ich mir denn am Ende noch Gewalt angetan und nichts tun und nichts sagen wollen, ohne Euch zuvor davon zu benachrichtigen.

Dem Frauenzimmer übrigens hatte ich Gürtel und Tasche, die sie mir gebracht hatte, schon zurückgegeben, daß sie ihm beides wiederbringen sollte, ihr auch sonst bösen Bescheid erteilt, als mir einfiel, sie könnte vielleicht gar die Geschenke für sich behalten und ihm erzählen, ich hätte sie angenommen; denn solche Weiber sollen dergleichen wohl tun. Darum rief ich sie denn noch zurück und nahm ihr die Sachen voller Verdruß wieder aus der Hand und habe sie nun zu Euch mitgebracht, auf daß Ihr sie ihm wiedergebt und ihm sagt, ich brauche seine Geschenke nicht; denn, Gott und meinem Manne sei es gedankt, Gürtel und Taschen habe ich noch soviel, daß ich ihn darunter ersticken könnte.

Dann aber bitte ich Euch, denn ich ehre Euch wie einen Vater, um Verzeihung, wenn ich, sobald er mir nun keine Ruhe mehr läßt, es meinem Manne und meinen Brüdern sage, mag daraus werden, was da will. Ergeht es ihm dann übel, nun so soll mir's immer noch viel lieber sein, als wenn ich durch ihn in schlechte Nachrede komme, und damit gut!“

Wie sie das gesagt hatte, zog sie, ohne ihre Tränen zu unterbrechen, eine äußerst schöne und reichgestickte Tasche nebst einem zierlichen kostbaren Gürtel unter dem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den

Schoß. Dieser glaubte noch immer an die Wahrheit ihrer Erzählungen, nahm die Geschenke voller Zorn und sagte: „Mein Kind, ich wundere mich nicht, wenn diese Vorfälle Euch betrüben, und kann Euch deswegen nicht tadeln; vielmehr lobe ich an Euch, daß Ihr dabei meinen Ratschlägen Folge geleistet habt. Ich habe ihn neulich zur Rede gestellt; er hat aber schlecht gehalten, was er mir damals versprach, und so denke ich ihm denn um dessen willen wie auch wegen seiner neuen Vergehen dermaßen den Kopf zu waschen, daß es ihm vergehen soll, Euch ferner zu beunruhigen.

So lieb Euch aber Gottes Segen ist, so laßt Euch vom Zorn nicht überwältigen, einen der Eurigen von dieser Angelegenheit zu unterrichten; es könnte zuviel Unglück daraus entstehen. Übrigens seid wegen Eures Rufes unbesorgt, denn ich werde Eure Unschuld immerdar, vor Gott wie vor den Menschen, unwandelbar bezeugen.“

Die Dame schien sich etwas zu beruhigen und, von der Habsucht dieses wie der anderen Mönche wohl unterrichtet, lenkte sie das Gespräch von jenem Gegenstande ab und sagte: „Ehrwürdiger Herr, diese letzten Nächte sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, die wohl große Qualen erdulden müssen und nichts verlangen als Almosen; vor allem aber meine selige Mutter, die so betrübt und elend aussieht, daß es ein wahrer Jammer ist. Ich glaube gewiß, daß es ihr bitter weh tut, mich von diesem bösen Feinde so versucht zu sehen, und darum wünsche ich, Ihr läset mir für ihre Seelen die vierzig Gregoriusmessen und sagtet dazu Eure Gebete, damit Gott sie aus den Feuerqualen befreie.“

Und mit diesen Worten drückte sie ihm einen Goldgulden in die Hand. Der ehrwürdige Pater nahm ihn voller Freude, bekräftigte mit guten Worten und mit

vielen Beispielen ihre Frömmigkeit und entließ sie dann mit seinem Segen.

Als die Dame fortgegangen war, schickte er, immer noch ohne zu ahnen, daß man ihn zum Besten habe, nach seinem Freunde, der, als er bei seinem Eintritt den Mönch zornig sah, schnell erriet, er werde Neuigkeiten von seiner Dame hören, und abwartete, was jener ihm sagen werde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders mit vielen zornigen und harten Worten wegen dessen, was er, den Reden der Dame zufolge, getan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht durchschauen konnte, wo der Mönch eigentlich hin wolle, leugnete ziemlich lau, Gürtel und Tasche geschickt zu haben, damit er jenem, wenn die Dame ihm etwa die Geschenke gegeben hätte, nicht den Glauben daran benähme. Aber der Pater sagte ganz aufgebracht: „Du schlechter Mensch, wie kannst du das leugnen? Da sieh her; mit vielen Tränen hat sie selber sie mir gebracht, und nun sage, ob du sie erkennst.“

Der Edelmann tat gar sehr beschämt und sagte: „Freilich kenne ich diese Geschenke und bekenne, daß ich Unrecht getan habe; schwöre aber auch, weil ich sie also gesinnt sehe, daß Ihr von dieser Sache nie wieder ein Wort hören sollt.“

Nun wurde noch viel hin- und hergeredet. Endlich aber gab Bruder Einfalt Gürtel und Tasche an den Freund heraus und entließ ihn dann nach langen Strafpredigten und Bitten, solcher Dinge in Zukunft sich zu enthalten.

Der Edelmann ging, hochofrenut über die Gewißheit, die er in betreff der Liebe seiner Dame erlangt zu haben glaubte, wie über das schöne Geschenk, sobald er den



Mönch verlassen hatte, mit Vorsicht an einen Ort, wo er der Dame bemerklich machen konnte, er habe das eine wie das andere erhalten. Der Dame war dies umso lieber, als sie nun an dem glücklichen Fortgange ihres Planes nicht mehr zweifelte.

Während sie nun, um ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, nichts als eine gelegentliche Abwesenheit ihres Mannes erwartete, traf es sich, daß dieser wenig später gewisser Geschäfte wegen genötigt war, nach Genua zu reisen. Kaum war er des Morgens zu Pferde gestiegen und fortgeritten, so ging unsere Dame auch schon zum gestrengen Pater und sagte unter Schluchzen und Tränen: „Würdiger Vater, nun erkläre ich Euch, ich kann es nicht länger aushalten. Aber, weil ich Euch neulich versprochen habe, nichts zu unternehmen, ohne Euch zuvor davon zu sagen, so komme ich, um mich zu rechtfertigen. Damit Ihr indessen einseht, wieviel Recht ich habe, zu weinen und mich zu beklagen, so will ich Euch nur erzählen, was Euer guter Freund oder vielmehr der Teufel aus der Hölle mir heute morgen kurz vor der Frühmesse gemacht hat. Ich weiß nicht, was für ein böser Geist ihm gesagt hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua gereist ist; genug, heute morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten und klettert auf einem Baume bis an das Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht. Schon hatte er das Fenster aufgemacht und wollte in die Kammer hineinsteigen, als ich noch aufwache und sogleich aus dem Bette springe. Eben wollte ich schreien und gewiß, ich hätte geschrien, wenn er nicht unter Nennung seines Namens mich noch von außen um Gottes- und Euretwillen um Gnade gebeten hätte. Euch zuliebe schwieg ich still, lief aber nackt,

wie ich auf die Welt gekommen bin, ans Fenster und schlug es ihm vorm Gesicht zu. Ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, denn ich habe ihn dann nicht weiter gehört. Nun sagt mir selbst, ob das ein anständiges Benehmen ist und ob man das wohl leiden darf; ich für mein Teil denke es nicht mehr so zu ertragen, denn ich habe Euch zuliebe nur zu viel mit angesehen.“

Als der Mönch dies hörte, wurde er über die Maßen zornig und wußte nichts zu erwidern, als daß er sie mehrere Male fragte, ob sie denn auch gewiß gesehen habe, daß es jener Edelmann und kein anderer gewesen sei.

„Nun, Gottlob,“ antwortete die Dame, „den kann ich wohl noch von einem anderen unterscheiden. Ich sage Euch, er war's; und sollte er's leugnen, so glaubt ihm nur nicht.“

„Meine Tochter,“ sagte darauf der Mönch, „dazu kann ich nichts sagen, als daß es eine übermäßige Frechheit und eine abscheuliche Missetat ist. Ihr tatet Eure Pflicht, daß Ihr ihn fortschicktet. Aber nun will ich Euch noch gebeten haben, daß Ihr, weil Gott Euch vor Schande bewahrte, wie Ihr schon zweimal meinen Rat befolgt habt, es noch diesmal tun und, ohne gegen Eure Angehörigen Euch zu beklagen, mir überlassen möget, zu versuchen, ob ich diesen Teufel, der aus der Hölle entsprungen scheint und den ich für einen Heiligen gehalten hätte, denn nicht zu bändigen imstande bin. Gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Betragen abzubringen, dann ist es gut; wo nicht, so gebe ich Euch jetzt mit meinem Segen das Versprechen, daß ich Euch nicht weiter hindern will, zu tun, was Euch in Eurem Sinne gut dünkt.“

„Nun wohl,“ sagte die Dame, „ich will Euch für diesmal weder erzürnen noch Euch ungehorsam sein; aber

nun sorgt dafür, daß er sich hüte, mich ferner zu plagen; denn wahrlich, zu Euch komme ich in dieser Angelegenheit nun nicht wieder.“

Und damit ging sie, ohne weiter etwas zu sagen, als wäre sie aufgebracht, von dannen. Kaum hatte sie die Kirche verlassen, so kam auch der Edelmann des Weges. Der Mönch rief ihn an, nahm ihn beiseite, sagte ihm die größten Grobheiten, die man jemals einem anderen zu hören gegeben hat, und nannte ihn einen Schelm, einen Meineidigen und einen Verräter über den anderen. Dieser aber hatte schon zweimal erfahren, was das Schelten des Paters zu bedeuten habe, und suchte deswegen durch halbe Antworten ihn zum Reden zu bringen.

„Würdiger Herr,“ sprach er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?“

„Über den Unverschämten!“ antwortete der Geistliche, „nun höre mir einer, wie er tut; redet er doch wahrhaftig nichts anderes, als wäre es ein oder einige Jahre her und als könnte er sich der langen Zeit wegen auf seine Schändlichkeiten und schlechten Streiche nicht mehr besinnen. Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon entfallen, wen du beleidigt hast? Nun, wo warst du heute kurz vor Tagesanbruch?“

„Was weiß ich, wo ich gewesen bin,“ antwortete der Edelmann; „Ihr müßt aber schnelle Boten haben!“

„Freilich,“ sagte der Mönch, „ist die Botschaft mir schon zugekommen; aber ich merke schon, du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause ist, würde die gute Frau dich nur so mit offenen Armen empfangen. Ho, ho, der ehr- und tugendsame Herr ist ein Nachtwandler, ein Gartenschleicher, ein Baumkletterer geworden. Denkst du denn durch deine Unverschämtheit die Heiligkeit dieser Dame zu besiegen, daß du ihr in der Nacht auf

den Bäumen ins Fenster kletterst? Nichts auf der Welt ist ihr so durchaus zuwider, als du es bist, und doch probierst du es immer aufs neue. Ich will gar nicht davon reden, daß sie dir's vielfach an den Tag gelegt hat; aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast du dir besonders zu Gemüt gezogen. Das will ich dir indessen hiermit gesagt haben, bis jetzt hat sie, nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern meinem Fürwort zu gefallen, von deinem Benehmen geschwiegen; nun wird sie nicht mehr schweigen. Ich habe es ihr ganz freigestellt, wenn du noch irgend etwas tust, das ihr mißfällig ist, ganz nach ihrem Belieben zu verfahren; und was willst du machen, wenn sie's ihren Brüdern sagt?"

Der Edelmann hatte nun alles, was er brauchte, zur Genüge erfahren; er besänftigte daher den Pater nach bestem Wissen und Vermögen mit reichlichen Versprechungen und sagte ihm dann Lebewohl. Als aber in nächster Nacht die Zeit der Frühmesse herangekommen war, schlich er sich in den Garten, erkletterte den Baum und eilte durch das offene Fenster in die Arme seiner schönen Dame, die ihn nach sehnsüchtigem Erwarten freudigst mit den Worten empfing: Großen Dank dem Herrn Pater, der dir den Weg zu mir so schön gezeigt hat."

Nun genossen sie einander und konnten unter Späßen und vielem Gelächter über die Einfalt des Bruder Rindvieh und unter Spott über Spuhlräder, Kämme und Wollkratzer ihrem Ergötzen kein Ziel setzen. Dann aber wußten sie es so einzurichten, daß sie, ohne der Hilfe des gestrengen Pfaffen ferner zu bedürfen, in gleicher Freude noch viele Nächte verbringen konnten, zu welchem Glücke ich Gott bitte, daß er auch mir und allen anderen Christenseelen, die Verlangen danach tragen, in seiner heiligen Barmherzigkeit bald verhelfe."





*Gravé par*

*T. H. N. O.*

*N. 1*

## VIERTE GESCHICHTE

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit.

Als Filomela am Ende ihrer Geschichte war und schwieg, lobte Dioneo den Verstand der Dame nachdrücklich und mit schönen Worten, nicht minder aber auch das Schlußgebet der Filomela, worauf die Königin lächelnd sich zu Pamfilo wandte und sprach: „Wohlan denn, Pamfilo, fahre fort, durch ein lustiges Späßchen uns zu ergötzen.“

Pamfilo erwiderte sogleich, er sei gern bereit, und begann: Madonna, viele Leute gibt es, die, während sie selbst sich bemühen, das Paradies zu erreichen, anderen unbewußt dazu verhelfen. Daß es einer unserer Nachbarinnen vor nicht gar langer Zeit so ergangen ist, werdet Ihr vernehmen können.

Wie man mir erzählt hat, wohnte nicht weit von San Pancrazio ein guter und wohlhabender Mann, namens Puccio di Rinieri, der, als er später sich ganz den geistlichen Dingen ergab, zur Brüderschaft des heiligen Franziskus trat und Bruder Puccio genannt wurde. Sein Hauswesen beschränkte sich auf seine Frau und eine Magd, und da er deshalb nicht nötig hatte, irgend ein Geschäft zu treiben, war er viel in der Kirche. Er war ein unwissender Mensch von grobem Teige, und so betete er denn seine Paternoster ab, ging in die Predigten, hörte Messen und blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder *Laudes* zu singen hatten. Außerdem fastete er und geißelte sich, denn man wollte allgemein wissen, daß er zu den Flagellanten gehöre. Seine Frau, die Donna Isabetta hieß und erst 28 bis 30 Jahre alt, dabei

munter, hübsch und rot wie ein Wachsapfel war, mußte wegen der Frömmerei und vielleicht auch wegen des Alters ihres Mannes gar sehr oft länger Diät halten, als sie gewünscht hätte. Und wenn sie schlafen oder sich mit ihm ergötzen wollte, erzählte er ihr das Leiden Christi, die Predigten des Bruders Anastasius, die Reue der Magdalena oder andere ähnliche Geschichten.

Um diese Zeit kam ein Mönch, namens Don Felice, der in San Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein ziemlich junger und schön gestalteter Mann von großem Scharfsinn und tiefen Kenntnissen, aus Paris zurück und wurde bald mit Bruder Puccio genauer bekannt. Weil diesem nun der Mönch alle seine Zweifel auf das beste zu lösen wußte und außerdem, sobald er die Gesinnung Puccios kennen gelernt hatte, äußerst gottesfürchtig sich bewies, begann Bruder Puccio ihn zuweilen mit nach Hause zu nehmen und ihm, wenn sich's traf mitunter ein Mittagbrot oder Abendessen vorzusetzen. Auch war Puccios Frau, ihm zuliebe, gegen den Mönch freundlich und tat ihm gerne eine Ehre an. Wie dieser nun längere Zeit in Bruder Puccios Hause aus- und einging und das runde und frische Aussehen der Frau beobachtete, erriet er wohl, was für ein Ding es sein möchte, an dem sie am meisten Mangel litte, und beschloß, um Bruder Puccio die Mühe abzunehmen, ihr, wenn möglich, damit beizuspringen. Er nahm die Gelegenheit wahr, sie einige Male gar pfiffig anzusehen und brachte es endlich dahin, daß sich in ihrem Herzen das gleiche Verlangen entzündete. Wie er dies gewahr wurde, sagte er ihr bei der ersten Gelegenheit sein Begehren.

So sehr er sie aber auch zur Ausführung aufgelegt fand, so schwer war es doch, Mittel und Wege dahin zu finden, denn nirgends in der Welt getraute sie sich mit



dem Mönche zusammenzukommen, als nur in ihrem Hause. In ihrem Hause aber ging es wieder nicht, weil Bruder Puccio niemals längere Zeit außer dem Hause war, worüber denn der Mönch sich sehr betrübte. Nach langer Zeit erdachte er aber doch ein Mittel, sich, ohne Verdacht zu erregen, in dem eigenen Hause der Frau und sogar in Bruder Puccios Anwesenheit, mit ihr zu ergötzen. Als nämlich Bruder Puccio ihn eines Tages besuchen gekommen war, sagte er zu ihm folgendermaßen: „Ich habe schon oft wahrgenommen, Bruder Puccio, daß dein ganzes Verlangen dahin gerichtet ist, selig zu werden. Mir kommt es aber vor, als ob du zu diesem Ziele auf einem weiten Wege gehest, während es doch einen ganz kurzen gibt, den der Papst und seine obersten Prälaten recht wohl kennen und dessen sie sich auch bedienen. Sie wollen aber nicht, daß man ihn den Leuten weise; denn auf der Stelle wäre der geistliche Stand, der doch größtenteils von Almosen lebt, zugrunde gerichtet, und die Laien würden ihm weder Geschenke noch sonst etwas mehr zuwenden. Weil du aber mein Freund bist und mir viel Ehre angetan hast, so lehre ich dich wohl jenen Weg, wenn ich nur wüßte, daß du ihn befolgest und keinen Menschen auf der Welt etwas davon sagtest.“

Bruder Puccio, der höchst begierig nach dieser Sache geworden war, fing zuerst an, ihn mit großem Nachdruck zu bitten, daß er sie ihn lehren möchte; dann schwor er, daß er niemals jemandem mehr davon entdecken würde, als was jener ihm selbst zuvor erlaubt hätte, und versicherte, wenn er irgend imstande dazu sei, wolle er gewiß diesen Weg einschlagen.

„Nun,“ sagte der Mönch, „wenn du mir das versprichst, so will ich dich's lehren. Du mußt wissen, die

heiligen Kirchenväter halten dafür, daß, wer selig werden will, folgende Buße tun muß. Aber verstehe mich recht; ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht eben sowohl wie jetzt ein Sünder sein werdest; sondern es wird geschehen, daß die Sünden, die du bis zur Zeit der Buße schon begangen hast, alle abgewaschen und dir wegen dieser vergeben werden; die Sünden aber, die du nachher begehst, werden dir nicht zur Verdammung angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, wie das bei den jetzigen Sünden der Fall ist. Vor allen Dingen aber mußt du mit größter Gewissenhaftigkeit deine Sünden beichten, und damit nimmt diese Buße ihren Anfang. Dann mußt du strenge zu fasten und große Enthaltbarkeit zu üben beginnen, und das vierzig Tage lang, und in der Zeit nicht einmal deine eigene Frau, geschweige denn ein fremdes Weib anrühren. Außerdem mußt du dir in deinem Hause einen Ort suchen, wo du Nachts den Himmel sehen kannst; da mußt du denn um die Zeit des Abendgebetes hingehen und dort ein großes Brett in Bereitschaft halten, das so eingerichtet ist, daß du aufrecht stehend dich mit dem Rücken daran anlehnen kannst. Dann stellst du dich mit den Füßen auf den Boden, streckst die Arme wie ein Gekreuzigter nach beiden Seiten aus, wobei du dich, wenn du sonst willst, an ein paar Pflöckchen anhalten kannst, und verharrst in dieser Stellung bis zur Frühmesse. Verständest du lateinisch, so müßtest du inzwischen eine Anzahl Gebete hersagen, die ich dir auch gerne geben würde; da du dies nun aber nicht kannst, so mußt du dreihundert Paternoster und dreihundert Avemaria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, dabei den Himmel ansehen und immer in Gedanken haben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und wäh-

rend du in derselben Stellung verweilst wie Christus am Kreuze dich immer an seine Leiden erinnern.

Sobald es dann zur Frühmesse läutet, kannst du, wenn du Lust hast, angezogen wie du bist, dich aufs Bett werfen und ein wenig schlafen, vor Tische aber mußt du noch in die Kirche gehen und wenigstens drei Messen hören, fünfzig Paternoster und ebensoviele Avemaria sagen. Dann kannst du, wenn dergleichen vorkommen, mit gehöriger Ehrbarkeit deine Geschäfte verrichten und zu Mittag essen; zur Vesper aber mußt du wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete, die ich dir aufschreiben werde, hersagen, denn ohne diese geht es nun einmal nicht, und mit der Nacht kehrst du wieder an deinen Platz zurück. Tust du dies alles, wie ich es denn schon getan habe, und tust du's mit gehöriger Andacht, so hoffe ich, du wirst wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren, noch bevor du ans Ende dieser Buße gelangst.“

Bruder Puccio sagte darauf: „Nun, das ist gar so schwer nicht und dauert auch gar nicht solange; das muß sich recht gut machen lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag anfangen.“

Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause und sagte, wie jener ihm erlaubt hätte, der Frau sein ganzes Vorhaben. Diese erriet aus dem unbeweglichen Stillstehen bis an den Morgen auf das beste, was der Mönch eigentlich beabsichtige, und erwiderte deshalb, dieser Weg scheine ihr besonders gut zu sein, auch sei sie hiermit, sowie mit allen anderen, was er zum Heil seiner Seele täte, völlig zufrieden und wolle, damit Gott seine Buße ihm gedeihen lasse, zur Gesellschaft mitfasten, die anderen Übungen aber nicht mit übernehmen.

Wie sie nun hierüber sich geeinigt hatten und der Sonntag herangekommen war, fing Bruder Puccio seine

Buße an; der Herr Pater aber besuchte die Frau zu Stunden, wo man ihn nicht sehen konnte und aß meistens mit ihr zu Abend von den guten Speisen und Getränken, die er jedesmal mitbrachte. Dann ging er mit ihr zu Bette und stand erst um die Zeit der Frühmesse auf, wenn Bruder Puccio sich schlafen legte.

Der Ort, den Bruder Puccio zu seinen Bußübungen erwählt hatte, war neben der Kammer, in welcher die Frau schlief, und von dieser durch nichts als eine dünne Wand getrennt. Als daher der Pater einmal mit der Frau und sie mit ihm gar zu unbändig schäkerte, kam es dem Bruder Puccio so vor, als höre er die Dielen einigermaßen knacken, weshalb er nach dem ersten Hundert seiner Pater-noster innehielt und, ohnesich zu bewegen, die Frau fragte, was sie denn treibe. Die Frau, die zu Späßen sehr aufgelegt war und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedikt oder Johann Gualbertus reiten mochte, antwortete: „Mann, ich sage Euch, ich rühre mich aus Leibeskräften.“

Bruder Puccio sagte darauf: „Wie rührst du dich denn? Wozu soll denn das Rühren?“

Die Frau erwiderte lachend und vergnügt, denn sie war ein verwegenes Weib und mochte auch eben Grund zum Lachen haben: „Nun, wißt Ihr denn nicht, was das sagen will? Habe ich doch tausendmal von Euch gehört: Wer fastet und wen Hunger plagt, rührt sich im Bett die ganze Nacht.“

Bruder Puccio glaubte nun, das Fasten sei schuld, daß seine Frau nicht schlafe und sich deshalb im Bette herumwälze, und sagte zu ihr ganz treuherzig: „Frau, ich habe dir's gleich gesagt, du solltest nicht fasten, aber weil du's nun einmal gewollt hast, so denke ich nicht weiter daran und sieh, daß du schläfst. Du wirtschaftest ja in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert.“

Darauf sagte die Frau: „Kümmert Euch doch darum nicht; ich weiß allein, wie ich mich zu benehmen habe. Tut Ihr nur Eure Schuldigkeit, ich werde mich schon anstrengen und mein Möglichstes tun.“

Und so war denn Bruder Puccio stille und nahm seine Paternoster wieder zur Hand; die Frau aber und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einer anderen Gegend des Hauses ein Bett machen und schiefen darin, solange Bruder Puccios Bußzeit dauerte, mit großem gegenseitigem Ergötzen bis zum Morgen, worauf der Mönch nach Hause ging, die Frau sich aber in ihr Bett legte, um dort Bruder Puccio zu erwarten, wenn er von seiner Buße käme.

Während dieser nun auf solche Weise seine Bußübungen, die Frau aber und der Mönch ihr Vergnügen fortsetzten, sagte sie wohl öfter im Scherze zu dem letzteren: „Du läßt Bruder Puccio Buße tun und dadurch sind wir ins Paradies gekommen.“ Übrigens gab ihr der Mönch alle Ursache zur Zufriedenheit, so daß sie sich an sein Futter gewöhnte und, weil der Mann solange sie hatte fasten lassen, auch als seine Buße zu Ende ging, sich die Gelegenheit suchte, anderwärts mit dem Mönche sich satt zu essen, und lange Zeit vorsichtig mit ihm sich zu ergötzen wußte.

So geschah es denn, daß die letzten Worte der Geschichte sich von den ersten nicht zu weit entfernt: daß Bruder Puccio, während er durch seine Buße sich ins Paradies zu bringen meinte, zwei andere hineinbrachte: den Mönch, der ihm den nächsten Weg dahin gezeigt hatte, und die Frau, die großen Mangel an dem gelitten hatte, womit der Herr Pater sie nun aus christlicher Liebe reichlich versorgte.

## FÜNFTE GESCHICHTE

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubnis, mit seiner Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt auch alles seinen Antworten gemäß.

Pamfilo hatte nicht ohne Lächeln der Damen die Geschichte des Bruder Puccio vollendet, als die Königin Elisa fortzufahren gebot. Sie begann in der spöttischen Weise, die nicht sowohl in ihrem eigenen Wesen als in alter Gewohnheit lag, folgendermaßen:

Viele, die viel wissen, denken, andere Leute seien ganz unwissend und sehen sich dann manchmal selber angeführt, während sie andere anzuführen denken. Darum halte ich es denn für eine große Torheit, wenn man ohne Not sich darauf einläßt, die Stärke des fremden Verstandes auf die Probe zu stellen. Weil aber vielleicht nicht ein jeder meiner Meinung sein dürfte, so will ich, die für unsere Geschichten festgesetzte Ordnung befolgend, euch erzählen, was einem Edelmann von Pistoja begegnet ist.

Zu Pistoja war in der Familie der Vergellesi ein Edelmann, namens Francesco, der bei großem Reichtum, bei vieler Erfahrung und hellem Verstande, über die Maßen geizig war. Als dieser nun in Mailand zum Podestà erwählt war, hatte er sich mit allem, was er dazu bedurfte, anständig versehen; nur fehlte es ihm noch an einem Pferde, das gut genug für ihn gewesen wäre, und als er immer keines finden konnte, war er darüber in einiger Verlegenheit. Nun lebte damals in Pistoja ein Jüngling, namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber äußerst reich war und so geschmückt und sorgfältig gekleidet ging, daß man ihn allgemein nur Zima, d. h. Stutzer, nannte. Dieser hatte seit langer



H. Gravelot inv.

T. H. N. g.

Temperance sc.





Zeit die Frau des Herrn Francesco, die von großer Schönheit und Tugend war, geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima aber hatte eines der schönsten Pferde, das er sehr hoch hielt, und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, riet diesem irgend ein guter Freund, er möge den Zima um sein Pferd ansprechen und gewiß werde dieser es ihm aus Liebe zur Frau schenken.

Herr Francesco ließ sich vom Geize verleiten, den Zima zu sich rufen zu lassen, und bat ihn alsdann, das Pferd ihm zu verkaufen, in der Hoffnung, Zima werde es ihm zum Geschenk anbieten. Als Zima den Antrag hörte, freute er sich und sagte zu dem Edelmann: „Herr, schenket Ihr mir Euer ganzes Vermögen, so wäre mir mein Pferd darum nicht verkäuflich. Wenn Ihr's aber zum Geschenke von mir annehmen wollt, so könnt Ihr's haben; doch unter der Bedingung, daß ich, ehe Ihr das Pferd erhaltet, mit Eurer Erlaubnis und in Eurer Gegenwart mit Eurer Frau einige Worte reden darf (so weit jedoch von jedermann entfernt, daß niemand außer Euch selbst mich hören kann). Der Edelmann antwortete, vom Geize bestochen und in der Hoffnung, jenen anzuführen, er sei es zufrieden und Zima möge reden, soviel er wolle.

Und so ließ er ihn im großen Saale seines Palastes und suchte seine Frau in ihrem Zimmer auf. Hier erzählte er ihr, wie wohlfeil er zu Zimas Pferde gelangen könne, hieß sie mit ihm kommen, um Zima anzuhören, befahl ihr aber auch, sich wohl zu hüten, auf alles, was Zima sagen möchte, auch nur mit einem Worte zu antworten. Die Frau mißbilligte diesen Handel sehr; da sie aber doch den Wünschen ihres Mannes folgen mußte,

fand sie sich endlich bereit und folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hatte.

Als dieser den Vertrag mit dem Edelmann noch einmal richtig gemacht hatte, setzte er sich mit der Dame, fern von den Leuten, an das eine Ende des Saales und sagte:

„Verehrte Dame, unzweifelhaft scheint es mir, daß Ihr in Eurer Einsicht schon seit langer Zeit zur Genüge habt bemerken können, wie große Liebe für Euch Eure Schönheit, die unfehlbar jede andere, die ich in meinem Leben gesehen habe, um vieles übertrifft, in mir entzündet hat. Dabei erwähne ich noch nicht einmal Eure untadeligen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die Ihr in solchem Maße besitzt, daß der hochgesinnteste Mann nicht imstande wäre, ihnen zu widerstehen. Und so ist es denn unnötig, daß ich Euch mit Worten erkläre, wie diese meine Liebe die größte und glühendste ist, die je ein Mann für eine Dame empfunden hat. Auf gleiche Weise werde ich aber auch gewiß solange fortfahren, Euch zu lieben, als mein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten wird; ja, wenn man auch im Jenseits so wie hier liebt, so werde ich auch in der Ewigkeit Euch ebenso lieben. Darum könnt Ihr Euch denn überzeugt halten, daß Ihr nichts besitzt, sei es Euch teuer oder von Euch gering geschätzt, das Ihr so Euer eigen nennen und auf daß Ihr unter allen Umständen so zählen könntet, wie auf mich und auf alles, was mir gehört.

„Um Euch einen klaren Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in etwas, das ich zu tun imstande wäre und das Euch gefiele, Eure Befehle erteilen wolltet. Bin ich nun so sehr Eurer eigen, wie Ihr

es hört, so darf ich nicht ohne Ursache meine Bitten zu Eurer Hoheit erheben, da Ihr allein imstande seid, meinen Frieden, mein Glück und mein Heil mir zu verleihen. Und so bitte ich denn als Euer demütigster Diener Euch, mein teures Kleinod, einzige Hoffnung meiner Seele, daß Ihr mir gewogen seiet und die Härte, die Ihr bisher mir bewiesen habt, erweichen möget (denn ich gehöre ja nur Euch zu), auf daß ich, von Eurem Mitleiden erquickt, sagen könne, Eure Schönheit habe mich zwar in Liebe entzündet, dann aber auch das Leben mir wiedergegeben; ein Leben, das unfehlbar verlöschen wird, wenn Euer stolzer Sinn meinen Bitten nicht nachgibt und als dessen Mörderin Ihr dann nach meinem Tode erscheinen werdet.

„Gereichte aber auch nicht mein Tod Euch zu geringer Ehre, so glaube ich doch, Euer Gewissen würde Euch zu Zeiten Vorwürfe machen; Ihr würdet bedauern, so hart gewesen zu sein und wohl einmal in freundlicherer Gesinnung sagen: wie übel tat ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben. Dann aber würde Eure Reue zu nichts führen und Euch nur umsomehr betrüben. So laßt denn, damit Eure Reue nicht zu spät komme, sie im Voraus Euch zum Erbarmen zu bewegen, während Ihr mir noch Hilfe gewähren könnt; denn bei Euch allein steht es, mich zum fröhlichsten oder zum betrübtesten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Huld wird groß genug sein, um es nicht zuzulassen, daß ich als Lohn für so heiße und so lange Liebe den Tod empfangen; vielmehr werdet Ihr mit freundlicher und liebevoller Antwort meine Lebensgeister beruhigen, die ganz erschrocken sind und bei Eurem Anblicke zittern.“

Hierauf schwieg Zima, und während er auf eine Ant-

wort der edlen Dame wartete, folgten seinen tiefen Seufzern bittere Tränen. So wenig nun seine langen Bemühungen, seine Waffenspiele, die Ständchen und die vielen anderen Dinge, die Zima ihr zuliebe unternommen, sie zu bewegen vermocht hatten, so ergriffen sie doch diese liebevollen Worte, die der leidenschaftliche Liebhaber zu ihr sprach, und sie begann zu fühlen, was sie nie zuvor gefühlt hatte, nämlich was Liebe sei. Obgleich sie nun schwieg, um den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, konnten nichts destoweniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen, was sie gern in Worten dem Zima offenbart haben würde. Als Zima einige Zeit der Antwort geharrt hatte und immer noch keine erfolgte, wunderte er sich; dann aber begann er die List zu erraten, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hatte. Wie er nun ferner seiner Dame ins Gesicht schaute und ihre Augen mehr als einmal bei seinem Anblick liebevoll erglänzen sah, auch der Seufzer achtete, die sie nur mit gedämpfter Kraft aus ihrer Brust emporsteigen ließ, faßte er wieder einige Hoffnung und entschloß sich mit deren Hilfe zu einem anderen Versuche. Er fing nämlich namens der Dame und während sie selbst ihm zuhörte, in folgenden Worten sich selber zu antworten an:

„Mein Zima, wahrlich schon seit langer Zeit bin ich inne geworden, daß deine Liebe zu mir sehr feurig und von edler Art ist; nun erkenne ich es aus deinen Worten in noch höherem Maße und freue mich dessen, wie es Recht ist. Bin ich dir übrigens bisher hart und grausam erschienen, so wünsche ich nicht, daß du glaubst, ich sei im Herzen ebenso gesinnt, wie ich im Gesicht mich bezeigt habe. Ich habe dich vielmehr immer vor allen anderen Männern geliebt und wertgeschätzt, mußte mich

aber aus Furcht vor jemand anderem und aus Besorgnis für meinen Ruf benehmen, wie ich es tat. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich dir deutlich werde zeigen können, ob ich dich liebe und wie ich für die Liebe, die du zu mir gefühlt hast und noch fühlst, dich zu belohnen imstande bin. So freue dich denn und sei guter Hoffnung; denn Herr Francesco ist, wie du weißt, im Begriff, in wenig Tagen als Podestà nach Mailand zu gehen, wozu du ja selber mir zuliebe ihm dein schönes Pferd geschenkt hast. Sobald er abgereist sein wird, verspreche ich dir unfehlbar bei meiner Ehre und bei der warmen Liebe, die ich für dich empfinde, daß du in wenig Tagen mit mir allein sein sollst und daß wir alsdann unsere Liebe zu völligem und ergötzlichem Ziele führen wollen. Und damit ich nicht nötig habe, noch ein anderes Mal dieser Sache wegen zu dir zu schicken, so sage ich dir jetzt, sobald du eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, mit großer Vorsicht, um von niemand gesehen zu werden, durch die Gartentür zu mir herauf. Dann sollst du mich finden; ich werde deiner schon warten, und wir werden beide die ganze Nacht hindurch Freude und Vergnügen aneinander haben, wie wir es nur wünschen.“

Als Zima im Namen der Dame alles gesprochen hatte, fing er wieder an, für sich zu reden, und antwortete: „Vielgeliebte Dame, das unendliche Entzücken über Eure gute Antwort hat alle meine Kräfte so befangen, daß ich kaum vermag, zum schuldigen Dank, den ich Euch sagen möchte, die Worte zu finden. Könnte ich aber reden, wie ich es wünschte, so ist keine Frist weit genug, um den vollen Ausdruck des Dankes in sich zu fassen,

wie er meinem Gefühle und meiner Pflicht entspräche. So muß ich es nun Eurem verständigen Ermessen überlassen, das zu erkennen, was ich trotz meiner Wünsche in Worten nicht zu sagen vermag. Nur das erwidere ich Euch: wie Ihr mir anbefohlen habt, so denke ich unfehlbar zu tun, und wenn ich dann vielleicht mehr beruhigt bin, werde ich mir Mühe geben, für das unaussprechliche Geschenk, das Ihr mir gewährt habt, Euch nach Kräften so sehr zu danken, wie ich nur immer kann. Nun habe ich für jetzt nichts weiter zu sagen, und darum, meine geliebteste Dame, gebe Gott Euch die schönste Freude und das beste Glück, die Ihr Euch nur wünscht, und lebt wohl!“

Zu alledem sagte die Dame kein Wort; deshalb stand Zima nun auf und kehrte zu dem Edelmann zurück. Als dieser die Sitzung aufgehoben sah, ging er ihm entgegen und sagte lachend: „Nun, was meinst du, habe ich mein Versprechen gut gehalten?“

„Nein, Herr,“ antwortete Zima, „Ihr verspracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen, und ich habe zu einer Marmor-Statue sprechen müssen.“

Diese Rede war dem Edelmann äußerst willkommen; denn, wie gut auch seine Meinung von der Frau gewesen war, so wurde sie doch hierdurch noch vermehrt. „Genug,“ sagte er, „das Pferd gehört nun mir, das bisher dein war.“

Zima antwortete: „Freilich, Herr; hätte ich aber gedacht, daß die Gunst, die Ihr mir gestattet habt, solche Früchte tragen würde, wie sie es getan hat, so hätte ich, ohne sie mir erst zu erbitten, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Wollte nun Gott, ich hätte so gehandelt; denn jetzt habt Ihr den Gaul gekauft, ich habe ihn aber nicht verkauft.“

Der Edelmann lachte darüber und reiste nun, da er ein Pferd hatte, wenige Tage später ab und ging nach Mailand, Podestà zu werden.

Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin war, sagte sie wohl, wenn sie an die Worte des Zima, an seine große Liebe zu ihr und an das Pferd dachte, das er um ihretwillen weggeschenkt hatte, und wenn sie ihn dann wieder so oft vor ihrem Hause vorübergehen sah, bei sich selber: „Was tue ich? Warum verliere ich meine Jugendzeit? Der ist nach Mailand gegangen und kommt die nächsten sechs Monate nicht wieder. Wann wird er sie mir je ersetzen? Etwa wenn ich alt bin? Und überdies, werde ich wohl irgend einen Verehrer wie Zima finden? Ich bin allein und brauche mich vor niemand zu fürchten. Ich weiß nicht, warum ich die guten Tage, die ich mir machen kann, mir soll entgehen lassen. Ich werde nicht immer die Freiheit haben, die ich jetzt habe. Niemand wird etwas davon erfahren, und käme es am Ende doch heraus, so ist es immer besser, Genossenes zu bereuen, als zu bereuen, daß man nichts genossen hat.“

Als sie nun mit sich selber sich beraten hatte, hängte sie eines Tages, wie Zima es gesagt hatte, zwei Handtücher zum Gartenfenster hinaus. Hoherfreut, als er sie sah, ging Zima, sobald die Nacht angebrochen war, heimlich und allein zu der Tür des Gartens seiner Dame. Er fand sie offen, und als er schnell hindurchgegangen war, erwartete die Edeldame ihn schon an der Haustür. Als sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der größten Freude; er aber folgte ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssen die Treppe hinauf. Hier gingen sie, ohne länger zu zögern, zu Bett und eilten, das letzte Ziel der Liebe

zu erreichen. Dieses Mal war aber nicht das letzte, — wie es das erste gewesen war; denn solange der Edelmann in Mailand war und auch nach seiner Rückkehr, besuchte Zima zu großem Vergnügen beider Teile seine Dame noch vielmals.









*H. de Weert inv.*

*T. H. N. 8.*

*Tempereur de.*

## SECHSTE GESCHICHTE

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi, die eifersüchtig ist, und bringt es dahin, daß sie in ein Bad geht, indem er ihr vorspiegelt, Filippello werde am anderen Tage dort mit Ricciardos Frau zusammenkommen. Während sie aber der Meinung ist, daß sie ihrem Gatten sich hingegeben hat, ergibt sie sich dem Ricciardo.

Elisa hatte nichts mehr zu sagen, als die Königin, nachdem sie die Schlaueit des Zima gelobt hatte, der Fiammetta mit einer anderen Geschichte fortzufahren gebot. Mit freundlichem Lächeln erwiderte diese: „Gern, Madonna, und begann: Wir wollen fortfahren, wie schon Elisa es getan hat, uns mit den Geschichten etwas beschäftigten, die in der übrigen Welt außerhalb unserer Stadt sich zugetragen haben. So will ich mich denn nach Neapel versetzen und euch erzählen, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe tun, durch die Schlaueit ihres Liebhabers dahin gebracht wurde, eher die Früchte der Liebe zu kosten, als sie ihre Blüten erkannt hatte. Diese Geschichte wird euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle vorsichtig machen und in betreff der vergangenen euch ergötzen.

In der uralten Stadt Neapel, die wohl ebenso anmutig als irgend eine andere in Italien ist, lebte einst ein junger Mann, dem seine edle Abkunft Ansehen und seine großen Reichtümer Glanz gewährten, namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine sehr schöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die nach allgemeinem Dafürhalten an Schönheit alle Neapolitanerinnen um vieles übertraf. Sie hieß Catella, war äußerst sittsam und mit einem jungen Manne vermählt, der Filippello Fighinolfi hieß, ebenfalls von Adel war und sie über alles liebte und wert

hielt. Ricciardo Minutolo, der in seiner Liebe zu Catella alles Mögliche tat, wodurch man imstande zu sein pflegt, die Neigung einer Dame zu erwerben, der aber doch nichts erlangen konnte, was seinen Wünschen entsprochen hätte, war der Verzweiflung nahe und hatte, da ihm Geschick und Kraft fehlten, von dieser Liebe sich loszumachen, weder Mut zu sterben, noch Lust zu leben.

Während er nun in dieser Stimmung sich befand, geschah es, daß einige Frauen, die mit ihm verwandt waren, ihn nachdrücklich ermahnten, er möge diese Liebe aufgeben; seine Mühe sei doch umsonst, denn nichts auf der Welt sei der Catella außer dem Filippello wert, den sie so eifersüchtig liebe, daß sie von dem Vogel in der Luft fürchte, er möge ihn ihr entreißen.

Kaum hatte Ricciardo von Catellas Eifersucht gehört, so faßte er in betreff seiner Wünsche sogleich einen neuen Entschluß. Er begann sich nämlich zu stellen, als gebe er die Liebe zur Catella nun auf und als habe er sein Herz statt dessen einer anderen Edeldame geschenkt, der zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles andere anstellte, was er sonst zu Ehren der Catella getan hatte. Er hatte auch nicht lange dergleichen getan, als bereits ganz Neapel und ebenfalls Catella der Meinung war, daß er nicht mehr diese, sondern jene andere Dame auf das feurigste liebte. In diesem Benehmen verharrete er solange, bis die Meinung von allen für unfehlbar gehalten wurde und, anderer zu geschweigen, Catella selbst von einer gewissen Sprödigkeit abließ, die sie wegen der Liebe, die er ihr zu bezeigen pflegte, angenommen hatte, und wie sie andere grüßte, ihn als ihren Nachbarn freundlich grüßte, wenn sie ging oder kam.

Nun geschah es, daß während der großen Hitze viele Gesellschaften von Rittern und von Damen nach neapolitanischer Sitte an dem Meeresufer spazierten, um sich dort zu ergötzen und Mittag- oder Abendbrot zu genießen. Sobald Ricciardo wußte, Catella sei mit ihrer Gesellschaft dorthin gegangen, ging er mit einigen seiner Bekannten an denselben Ort. Hier wurde er nun zur weiblichen Gesellschaft der Catella eingeladen; doch nahm er die Aufforderung erst an, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, wie wenn er keine besondere Lust hätte, dort zu bleiben. Bald begannen die Damen und unter ihnen namentlich auch Catella, wegen seiner neuen Liebe ihn aufzuziehen; er aber stellte sich gar sehr entflammt und gab ihnen dadurch nur Anlaß zu neuen Späßen. Als man indessen weiter spazierte, verlor sich, wie es an jenem Ufer zu geschehen pflegt, die eine Dame dahin und die anderen dorthin. Als zuletzt Ricciardo sich bis auf wenige andere mit Catella allein sah, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, das sogleich ihre Eifersucht erweckte und sie vor Begierde zu hören, was Ricciardo ihr zu sagen hätte, innerlich ganz entbrennen ließ. Eine Zeitlang suchte sie sich zu halten, endlich aber vermochte sie es nicht mehr und beschwor den Ricciardo bei seiner Liebe zu der Dame, die ihm am teuersten sei, sie über das, was er vom Filippello gesagt habe, gefällig aufzuklären.

Jener antwortete: „Ihr habt mich bei etwas so Wertem beschworen, daß ich Euch nicht verweigern kann, was Ihr von mir fordert. Und so bin ich denn bereit, Euch Auskunft zu geben, wenn Ihr mir nur zuvor versprecht, daß Ihr weder gegen Euren Mann noch gegen sonst jemand ein Wort darüber sagen wollt, bevor Ihr Euch nicht

durch die Tat überzeugt haben werdet, daß das wahr sei, was ich Euch erzählen werde; und begehrt Ihr es, so will ich Euch zum Letzten Gelegenheit geben.“

Der Dame gefiel die Forderung des Ricciardo, um derenwillen sie seine Rede für desto wahrer hielt, und und sie schwor ihm, niemals davon zu reden.

Nachdem sie nun, um von den anderen nicht gehört zu werden, auf die Seite gegangen waren, begann Ricciardo also zu sprechen: „Madonna, liebte ich Euch noch, so wie ich Euch einst geliebt habe, so hätte ich nicht den Mut, Euch etwas zu sagen, wovon ich glaubte, es werde Euch zum Verdrusse gereichen. Nun aber, da jene meine Liebe vorüber ist, werde ich weniger ängstlich sein, Euch in Allem die Wahrheit zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob den Filippello jemals die Liebe, die ich für Euch empfand, verdrossen haben mag, oder ob er sich eingebildet hat, ich sei irgend einmal von Euch geliebt worden; wie dem auch sein mag, gegen mich selbst hat er sich nie etwas derart merken lassen. Jetzt aber vielleicht, nachdem er solange gewartet hat, bis er glauben mochte, ich werde am ersten unbesorgt sein, läßt er deutlich die Absicht durchblicken, mir das anzutun, wovon er, wie ich kaum zweifle, voraussetzt, ich habe es ihm getan: meine Frau nämlich zu seinem Willen zu haben.

„Meinen Nachrichten zufolge hat er seit nicht gar langer Zeit sie ganz insgeheim häufig mit Anträgen beschickt. Ich habe sie alle sogleich erfahren, und sie hat ihm alles geantwortet, was ich selbst ihr aufgetragen hatte. Diesen Morgen erst, ehe ich hierher kam, fand ich zu Hause ein Weib heimlich mit meiner Frau reden und dachte mir sogleich, sie müsse sein, was sie hernach wirklich war. Darum rief ich denn meine Frau und

fragte sie, was jene haben wollte. „Es ist wieder das Geplage von dem Filippello, den du mir mit deinem Antwortgeben und Hoffnungmachen auf den Hals geladen hast, und nun sagt er, er will durchaus wissen, was ich zu tun denke; wenn ich wolle, könne er es einrichten, daß ich heimlich mit ihm in einem hiesigen Bade zusammenkomme, und darum bittet er mich nun gar sehr. Hättest du mich aber nicht, Gott weiß warum, gezwungen, auf diesen Handel mich einzulassen, so hätte ich ihn mir schon auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er nie wieder nach mir hätte hinsehen sollen.“

„Das schien mir denn doch etwas zu weit zu gehen und sich nicht mehr dulden zu lassen, weshalb ich auch beschloß, es Euch zu sagen, damit Ihr erführet, wie Eure aufrichtige Treue, um derenwillen ich einst dem Tode nahe war, belohnt wird. Damit Ihr aber nicht etwa glauben möchtet, das seien nur Worte und Fabeln, sondern imstande wäret, die Wahrheit offenbar zu sehen und mit Händen zu greifen, falls Ihr dazu Lust bekämet, hieß ich meiner Frau der Botin, die auf sie wartete, die Antwort erteilen, sie wäre bereit, morgen nachmittag, wenn die Leute schliefen, in das Bad zu kommen, worauf denn die Botin in größter Zufriedenheit zurückkehrte. Nun werdet Ihr wohl nicht glauben, daß ich sie hinschicken werde; wäre ich aber an Eurer Stelle, so würde ich es so einrichten, daß er mich an Stelle derjenigen fände, die er dort zu finden glaubt, und wäre ich dann eine Zeitlang mit ihm zusammen gewesen, so würde ich ihm zeigen, wen er umarmt habe, und ihm die Artigkeiten sagen, die ihm gebühren. Tätet Ihr das, dann glaube ich, würde er so sehr sich schämen müssen, daß der Schimpf, den er Euch, und der, den er mir antun will, zu gleicher Zeit gerächt sein würde.“

Als Catella das hörte, glaubte sie auf der Stelle den Worten Ricciardos, nach Art der Eifersüchtigen unbekümmert um denjenigen, der es ihr erzählte, und um den Betrug, der von ihm zu erwarten war, und war sogleich geschäftig, gewisse kleine Ereignisse, die früher vorgefallen waren, hiermit zusammenzureimen. So antwortete sie denn, von plötzlichem Zorne entflammt, daß sie es gewiß tun werde, daß es ihr gar nicht soviel Überwindung koste, es zu tun, und daß sie ihn, wenn er hinkomme, sicher auf eine Weise beschämen wolle, daß es ihm sein Leben lang, so oft er ein Frauenzimmer zu sehen bekomme, wieder einfallen solle. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und überzeugt, sein Plan sei gut und finde den besten Fortgang, bestärkte er sie noch mit vielen anderen Worten in ihrem Vorhaben und vermehrte dadurch ihren Glauben noch ferner. Zugleich aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm denn auch bei ihrer Ehre versprach.

Den folgenden Morgen ging Ricciardo zu dem dienstfertigen Weibe, das die Bäder hielt, die er der Catella genannt hatte, sagte ihr seine Absicht und bat sie, in dieser Sache ihm so hilfreich als möglich zu sein. Diese Frau, die ihm vielen Dank schuldig war, versicherte, es gerne tun zu wollen, und verabredete nun mit ihm, was zu tun sei. Nun hatte sie in ihrem Badehaus ein sehr dunkles Zimmer, dem es an einem Fenster oder anderen Lichtloch gänzlich fehlte. Dieses machte die gute Frau nach der Anweisung des Ricciardo zurecht und stellte ein Bett, so gut sie es auftreiben konnte, hinein, in welches Ricciardo, nachdem er gegessen hatte, sich legte, um die Dame zu erwarten.

Diese aber war, als sie die Worte Ricciardos gehört



und ihnen vollen Glauben beigemessen hatte, voller Zorn nach Hause zurückgekehrt. Zufällig kam Filippello gerade an dem Abende gleichfalls mit anderen Gedanken beschäftigt nach Hause und tat deshalb vielleicht nicht ganz so freundlich mit ihr, als er sonst es zu tun gewohnt war. Wie sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch um vieles stärker, als er es schon zuvor gewesen war, und sie sagte bei sich selbst: „Wahrhaftig, der hat nur das Weib in Gedanken, von dem er morgen sich Lust und Vergnügen verspricht; daraus soll aber gewiß nichts werden.“ Mit solchen Gedanken und mit Überlegungen, was sie ihm sagen wolle, nachdem sie sich von ihm habe umarmen lassen, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Um es kurz zu machen: als es drei Uhr war, rief Catella ihre Dienerin und ging, ohne ihren Vorsatz zu ändern, nach dem Bade, das Ricciardo ihr bezeichnet hatte. Hier fand sie jene gute Frau und fragte, ob Filippello schon dagewesen sei.

Die Frau, die von Ricciardo unterrichtet worden war, antwortete: „Seid Ihr die Dame, die herkommen soll, um mit ihm zu reden?“

Catella erwiderte: „Ja, die bin ich!“

„Nun,“ sagte die gute Frau, „so geht nur zu ihm hinein.“

Catella, die suchte, was sie lieber nicht gefunden hätte, ließ sich zu der Stube, in der Ricciardo sich befand, führen, trat mit verschleiertem Haupte ein und schloß die Thür hinter sich zu. Als Ricciardo sie kommen sah, stand er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: „Willkommen, mein liebes Herz.“

Catella, die sich noch für eine andere, als sie wirklich war, gehalten wissen wollte, umarmte und küßte ihn

und erwies ihm die größten Zärtlichkeiten, jedoch ohne ein Wort zu reden; denn sie fürchtete, wenn sie spräche, von ihm erkannt zu werden. Das Zimmer war äußerst dunkel, womit denn beide Teile sehr zufrieden waren, und selbst durch längeren Aufenthalt gewannen die Augen darin nicht größere Kraft. Ricciardo führte sie zum Bette und ohne die Stimme zum Verräter werden zu lassen, verweilten sie hier zu größter Lust und Vergnügen des einen wie der anderen eine geraume Zeit.

Als es aber endlich der Catella Zeit zu sein schien, ihren gefaßten Groll los zu lassen, fing sie, von glühendem Zorne entbrannt, also zu reden an: „Ach, wie elend ist doch das Geschick der Frauen, und mit solchem Unrecht wenden viele ihre Liebe ihren Männern zu. Ich Unglückliche! Acht Jahre sind es nun, seit ich dich mehr als mein Leben liebe, und du Bösewicht, du schändlicher Mensch, du glühst und verzehrst dich nun, wie ich eben erfahren habe, in der Liebe zu einem fremden Frauenzimmer. Wen denkst du denn umarmt zu haben? Die hast du umarmt, die du schon seit langem mit falschen Schmeichelreden und erheuchelter Liebe betrogen hast, während du eine andere liebtest. Ich bin Catella, du ruchloser Verräter, und nicht Ricciardos Frau! Ich bin es ganz gewiß, und du wirst mich an der Stimme wohl erkennen. Ich kann es aber nicht abwarten, daß wir im Hellen sind, um dich geilen, räudigen Hund zu beschämen, wie du es verdienst. Ach, ich unglückliches Weib! Wem habe ich nun so viele Jahre lang so treue Liebe bewahrt? Diesem ruchlosen Hunde, der mir jetzt, da er ein fremdes Frauenzimmer zu umarmen dachte, in den wenigen Augenblicken, die ich mit ihm zusammen war, mehr Liebkosungen und Schmeicheleien angetan hat, als während der ganzen

Zeit, daß ich seine Frau bin. Ja, du abtrünniger Hund, heute hast du dich angreifen können, und zu Hause bist du gewohnt, dich so schwächlich, so matt und unbrauchbar zu stellen. Aber Gottlob, du hast nicht fremden Acker, wie du dachtest, sondern deinen eigenen gepflügt. Nun wundere ich mich nicht, daß du mich diese Nacht nicht anrührtest; du dachtest deine Ladung anderwärts abzusetzen und wolltest gern als ein wackerer Ritter ins Feld rücken. Aber, Gott und meiner Klugheit sei es gedankt, diesmal ist der Fluß noch in seinem rechten Bette geblieben.

Nun, was antwortest du nicht, du schändlicher Mensch? Warum bringst du keine Silbe vor? Bist du stumm geworden bei meinen Worten? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich abhält, dir mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren und dir die Augen auszureißen? Du dachtest mir diesen Streich gar heimlich zu spielen, aber, bei Gott, was einer weiß, erfährt der andere, und so ist es dir nicht gelungen. Ich hatte bessere Hunde auf deiner Fährte, als du dir denken mochtest.“

Ricciardo freute sich innerlich über diese Worte und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sagen, und tat mit ihr nun noch viel schöner als zuvor. Deshalb fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Du denkst wohl, mit deinen erlogenen Liebkosungen mich zu bestechen, du widerwärtiger Hund; du denkst mich wohl zu beruhigen und wieder gut zu machen? Da irrst du dich aber. Nicht eher werde ich dich mit dieser Geschichte zufrieden lassen, als bis ich öffentlich in Gegenwart aller unserer Verwandten, Nachbarn und Freunde dich ausgeschimpft habe. Und bin ich denn nicht ebenso schön wie Ricciardo Minutolos Frau? Bin ich nicht von ebenso guter Familie? Warum antwortest du nicht, du

garstiger Hund? Was hat sie denn vor mir voraus? Weg mit dir, und unterstehe dir nicht mehr, mich anzurühren; du hast dich heute schon zu sehr angestrengt. Ich weiß nun doch ja nur zu genau, daß du dir Gewalt antun müßtest, wenn du mit mir was anfangen wolltest, seit du mich erkannt hast. Aber, so wahr mir Gott helfen soll, ich werde dich noch nach mir hungern lassen. Ich weiß auch nicht, was mich abhält, mir den Ricciardo holen zu lassen, der mich mehr als sich selbst geliebt hat und sich nicht hat rühmen können, daß ich ihn einmal angesehen hätte. Wahrlich, niemand würde mich darum tadeln können. Du aber hast gedacht, seine Frau hier zu genießen, und was dich und deinen Willen betrifft, so ist es so gut, als ob es geschehen wäre. Du hättest also gewiß kein Recht, mir was vorzuwerfen, wenn ich mich mit ihm einließe.“

Auf solche Weise redete die Dame lange und beschwerte sich sehr; endlich aber bedachte Ricciardo, wie großes Übel daraus entstehen könnte, wenn er sie in dieser Meinung gehen ließe, und so entschloß er sich, ihr sich zu entdecken und sie aus dem Irrtum zu reißen, in dem sie sich befand. Nachdem er sie also wieder in den Arm genommen hatte und so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht losmachen konnte, sagte er: „Zürnt nicht, mein liebes Leben; was ich durch Liebe allein von Euch nicht erlangen konnte, hat Liebe und List gepaart mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo.“

Als Catella das hörte und an der Stimme ihn erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bette springen, konnte sich aber nicht losmachen. Dann wollte sie schreien, aber Ricciardo verschloß ihr mit der Hand den Mund und sagte: „Madonna, es ist nun einmal unmöglich, das, was

geschehen ist, ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch Euer ganzes Leben lang schreien würdet. Wollt Ihr aber doch schreien oder sonst auf irgend eine Weise irgend jemand mitteilen, was zwischen uns vorgefallen ist, so wird das zwei Folgen haben.

Die erste — und sie kann Euch unmöglich gleichgültig sein — ist, daß Eure Ehre und Euer guter Ruf zugrunde gehen. Denn, wenn Ihr auch immerhin sagt, ich habe Euch durch List hierher gelockt, so behaupte ich, es sei nicht wahr, Ihr seiet um Geld und um Geschenke, die ich Euch versprochen habe, hierher gekommen und Ihr habet diesen Lärm und diesen Zank nur deshalb erhoben, weil Ihr zornig geworden seiet, daß ich Euch jene Geschenke nicht in dem Maße gegeben, wie Ihr sie Euch gedacht habt. Und da Ihr wißt, daß die Leute immer eher bereit sind, das Böse als das Gute zu glauben, wird man vielmehr meinen als Euren Worten vertrauen.

Außerdem wird aber zwischen Eurem Mann und mir eine tödtliche Feindschaft daraus entstehen, und es könnte sich leicht treffen, daß ich ebenso bald ihn umbrächte wie er mich, was Euch dann wieder weder Freude noch Vorteil gewähren dürfte. Und so bitte ich denn Euch, mein liebes Herz, nicht zugleich Euch selbst zu beschimpfen und Euren Mann und mich in Gefahr und Streit zu bringen. Ihr seid nicht die erste und werdet auch nicht die letzte sein, die betrogen wird. Auch habe ich Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch trage und immer als Euer demütiger Diener zu tragen wünsche. Denn obgleich schon seit gar langer Zeit ich und alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Eurem Dienste ge-

widmet ist, so denke ich doch, dies alles soll von nun an noch vielmehr als je zuvor der Fall sein. Ihr seid in anderen Dingen so verständig; gewiß, Ihr werdet es auch hier sein.“

Catella weinte, während Ricciardo diese Worte sprach, heftig; so erzürnt sie aber war und so sehr die Sache sie verdroß, so war sie doch vernünftig genug, den wahren Worten des Ricciardo Raum zu geben und einzusehen, es könne gar leicht sich so zutragen, wie er ihr voraussagte. Deshalb erwiderte sie denn: „Ricciardo, ich weiß bei Gott nicht, wie ich es anfangen soll, den Schimpf und den Betrug zu ertragen, die du mir angetan hast. Hier, wohin mich meine Einfalt und übermäßige Eifersucht geführt haben, will ich nun nicht weiter Lärm machen; aber davon halte ich dich überzeugt, daß ich nicht eher wieder froh werde, als bis ich auf die eine oder andere Weise mich für den Streich, den du mir gespielt hast, gerächt sehe. Darum laß mich nun endlich los und halte mich nicht mehr. Du hast deinen Zweck erreicht und mich übel genug zugerichtet. Nun ist es Zeit, daß du mich läßt, und ich bitte dich, laß mich los!“

Ricciardo sah sie bei diesen Worten noch sehr aufgebracht; er aber hatte sich vorgesetzt, sie nicht eher loszulassen, als bis sie sich zufrieden gegeben hätte. Deshalb fing er wieder mit den besten Worten ihr zuzureden an und sprach und bat solange und beschwor sie so sehr, daß sie endlich nachgeben und mit ihm Frieden machen mußte. Darauf blieben sie noch, jetzt mit beiderseitigem Willen und großem Vergnügen, eine gute Weile beisammen. Da nun die Dame bei dieser Gelegenheit sich überzeugte, wieviel wohlschmeckender die Küsse des Geliebten, als die des Gemahls seien, ver-

wandelte sie ihre Härte gegen Ricciardo in süße  
Liebe, wandte ihm von diesem Tage ihr ganzes Herz zu  
und wußte es mit vieler Vorsicht so einzurichten, daß  
sie noch viele Male ihrer Liebe sich erfreuen konnten.  
Ebenso gewähre uns Gott die Freuden unserer Liebe!



## SIEBENTE GESCHICHTE

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntnis ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.

Schon schwieg Fiammetta, und ihre Geschichte wurde von allen gelobt, als die Königin, um keine Zeit zu verlieren, schnell Emilia das Erzählen übertrug, worauf diese also begann: Mir beliebt es in der Erzählung in unsere Stadt, von der meine beiden Vorgängerinnen sich zu entfernen für gut fanden, wieder zurückzukehren und euch zu berichten, wie einer unserer Mitbürger seine verlorene Geliebte wieder gewonnen hat.

Es lebte nämlich in Florenz ein junger Mann von Adel, namens Tedaldo degli Elisei, der in eine Dame, die Monna Ermellina hieß und einen gewissen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte, über die Maßen verliebt war und durch sein musterhaftes Betragen auch wirklich, wie er es verdient hatte, an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Diesen Freuden widersetzte sich indessen das den Glücklichen feindliche Schicksal. Was auch immer davon der Grund sein mochte, die Dame, die zuvor mit ihrer Gunst gegen Tedaldo freigebig gewesen war, weigerte sich durchaus, ihm ferner zu Willen zu sein, und wollte sogar keinerlei Botschaft ferner von ihm anhören oder annehmen. Er verfiel darüber in tiefen und mißlaunigen Trübsinn; so sehr aber war seine Liebe verborgen geblieben, daß niemand die wahre Ursache seiner Traurigkeit erriet.

Als er sich nun nach Kräften vielfach bemüht hatte, die Liebe wieder zu gewinnen, die er ohne seine Schuld





*Gravelot delin.*

*T. II. N° IX.*

*Lenure Sculp.*



verloren zu haben glaubte, und als er alle seine Anstrengungen ohne Erfolg bleiben sah, beschloß er, der Welt zu entfliehen, um derjenigen, welche die Schuld seines Unglücks trug, nicht die Freude zu gewähren, ihn allmählich sich verzehren zu sehen. Zu dem Zwecke raffte er an Geld zusammen, was er konnte, und verließ Florenz insgeheim, ohne irgend einem Freunde oder Verwandten von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen, einen Vertrauten ausgenommen, dem er alles mittheilte.

So gelangte er unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandolucio nach Ancona, wo er sich mit einem reichen Kaufmann einigte, sich als Diener bei ihm verding und auf seinem Schiffe mit ihm nach Cypern fuhr. Sein gutes Betragen und seine einnehmenden Sitten gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht nur einen bedeutenden Lohn aussetzte, sondern ihn zu seinem Handlungsgenossen machte und ihm überdies einen großen Teil seiner Geschäfte ganz übergab. Dieser Angelegenheiten nahm sich Tedaldo wieder mit solchem Eifer und so vielem Glücke an, daß er nach wenigen Jahren ein geschickter, reicher und berühmter Kaufmann wurde. Ob er nun gleich bei seinen neuen Geschäften oftmals an seine grausame Dame zurückdachte und sich noch immer schwer von der Liebe verwundet fühlte, auch sehnsüchtig sie wiederzusehen begehrte, so war er doch standhaft genug, sieben Jahre lang siegreich diesen Kampf zu bestehen. Als er aber eines Tages in Cypern ein Lied singen hörte, das er früher gedichtet hatte und in dem seine Liebe zu seiner Dame und ihre zu ihm und die Freuden, die sie miteinander genossen, geschildert wurden, da deuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entbrannte in solchem Verlangen, sie wiederzusehen, daß er es nicht

länger ertragen konnte und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Und so reiste er denn, nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, mit einem einzigen Diener nach Ancona, von wo aus er seine Sachen sämtlich nach Florenz an einen Freund seines Handelsgenossen sandte, selbst aber heimlich in der Tracht eines vom heiligen Grabe heimkehrenden Pilgers mit seinem Diener desselben Weges zog.

Als sie in Florenz angelangt waren, kehrte er in einem kleinen Gasthofs ein, der zwei Brüdern gehörte und ganz nahe an dem Hause seiner Dame lag. Nicht eher aber wollte er irgend sonst wohin gehen, bis er nicht vor ihrem Hause gewesen und sie zu sehen versucht hatte. Er fand indessen Türen und Fenster verschlossen und besorgte, sie möchte ausgezogen oder gar gestorben sein. Nachdenklich hierüber wandte er sich nach der Wohnung seiner Brüder und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Tür sitzen. Da ihm dies sehr verwunderte und da ihm bekannt war, seine Gestalt und seine Tracht seien gegen die, welche man vor seiner Abreise an ihm gewohnt war, so sehr verändert, daß er nicht leicht wiedererkannt werden könne, ging er dreist an einen Schuhmacher heran und fragte ihn, weshalb jene schwarz gingen.

Der Schuster antwortete ihm: „Die gehen schwarz, weil es noch nicht vierzehn Tage her ist, daß einer ihrer Brüder, der lange fortgewesen war und Tedaldo hieß, ermordet worden ist. Und wenn mir recht ist, so habe ich gehört, sie hätten vor Gericht bewiesen, daß einer, namens Aldobrandino Palermi, der auch gefangen sitzt, ihn umgebracht habe, weil jener seine Frau liebte und unerkant zurückgekommen war, um bei ihr sein zu können.“

Tedaldo wunderte sich ausnehmend, daß jemand so sehr ihm gleichen solle, daß er für ihn gehalten worden sei, und bedauerte das Unglück des Aldobrandino.

Als er nun noch erfahren hatte, daß seine Dame am Leben und gesund sei, kehrte er, als es schon Nacht geworden war, den Kopf voll von mancherlei Gedanken, in das Wirtshaus zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Abend gegessen hatte, wurde ihm im obersten Stocke des Hauses seine Schlafstelle angewiesen. Theils aber, weil viele Gedanken ihn beunruhigten, theils wegen des schlechten Bettes, vielleicht auch, weil das Abendessen sehr spärlich gewesen war, konnte er immer noch nicht einschlafen, als schon die Hälfte der Nacht vorüber war.

Wie er nun so wachte, glaubte er vom Dache her Leute in das Haus einsteigen zu hören, und gleich darauf sah er durch die Ritzen der Kammertür ein Licht die Treppe heraufkommen. Er stand leise auf und legte das Auge an eine Spalte, um zu sehen, was das sagen wolle. Da erblickte er, wie ein recht schönes junges Mädchen das Licht in Händen hielt und wie drei Männer, die vom Dache heruntergestiegen waren, auf sie zukamen. Nach gegenseitiger freundlicher Bewillkommnung sagte der eine zu dem Mädchen: „Gottlob, nun können wir ruhig sein; denn wir wissen mit Gewißheit, daß der Mord des Tedaldo Elisei von dessen Brüdern dem Aldobrandino bewiesen und von diesem eingestanden, das Urteil auch schon ausgefertigt ist. Das hindert aber nicht, daß wir noch ferner schweigen müssen; denn erführe man jemals, wir seien es gewesen, so hätten wir dasselbe zu fürchten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht.“

Nach diesen Worten, über die das Mädchen die größte Freude bezeugte, stiegen sie die Treppe herunter und

gingen schlafen. Tedaldo aber wurde bei dem, was er gehört hatte, aufmerksam darauf, wie vielfach und wie groß die Irrtümer sind, denen der menschliche Verstand ausgesetzt ist. Zuerst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und begraben, dann wie sie des irrigen Verdachtes wegen einen Unschuldigen angeklagt und durch falsche Zeugen dessen bevorstehenden Tod herbeigeführt hätten. Ferner aber dachte er der blinden Strenge der Gesetze und der Richter nach, welche oft im Eifer, die Wahrheit zu erforschen, so erstarren, daß sie das Falsche sich beweisen lassen und, während sie sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, in der Tat der Unbilligkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber richtete er seine Gedanken darauf, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, das zu diesem Zwecke erforderliche zu tun.

Als er am anderen Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener zurück und ging, sobald es ihm Zeit schien, allein zum Hause seiner Dame. Zufällig fand er die Tür offen, und als er eintrat, sah er in einem Vorsaal zu ebener Erde die Dame auf dem Boden in tausend Tränen und großer Traurigkeit sitzen. Fast hätte er selber vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr und sagte: „Madonna, härt Euch nicht, der Trost ist nahe.“

Als die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht und sagte weinend: „Guter Freund, du scheinst mir ein fremder Pilger; was weißt du von Trost und von meiner Betrübniß?“

„Madonna,“ erwiderte darauf der Pilger, „ich bin eben aus Konstantinopel angelangt, von Gott hierher gesandt, Eure Tränen in Lachen zu verwandeln und Euren Manne vom Tode zu befreien.“

„Wie,“ sagte die Dame, „bist du aus Konstantinopel und trafest eben erst hier ein, wie kannst du wissen, wer ich bin und wer mein Mann ist?“

Der Pilger begann nun die ganze Geschichte von Aldobrandinos Unfällen von Anfang an zu erzählen und sagte ihr auch ihren eigenen Namen, wie lange sie verheiratet sei und eine Menge anderer ihm gar wohlbekannter Umstände, die sie betrafen.

Die Dame verwunderte sich sehr darüber, hielt ihn für einen Propheten, warf sich vor ihm auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandinos Rettung gekommen sei, möge er sie beschleunigen; denn die Zeit sei kurz.

Der Pilger, der sich als ein besonders frommer Mann gebärdete, sagte: „Madonna, stehet auf und weinet nicht. Merkt vielmehr auf das, was ich Euch sagen werde. Hütet Euch aber wohl, jemandem etwas davon wiederzusagen. Soviel mir Gott offenbart hat, ist die Trübsal, die Ihr erduldet, Euch um einer Sünde willen auferlegt worden, für die Gott Euch zum Teil durch diese Eure Unfälle hat bestrafen wollen, und die Ihr im übrigen vollständig abbüßen müßt, wollt Ihr nicht in noch größeres Unglück verfallen.“

Darauf sagte die Dame: „Lieber Herr, ich habe der Sünden viele begangen und weiß nicht, welche es ist, von der Gott vorzugsweise verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Darum sagt mir's, wenn Ihr es wißt, und ich will tun, was ich vermag, um die Buße zu vollenden.“

„Madonna,“ erwiderte der Pilger, „ich weiß gar wohl, was für eine Sünde es ist, und frage Euch nicht, um es von Euch besser zu erfahren, sondern nur um Eure Gewissensbisse durch Euer Bekenntnis zu vermehren. Doch ich will zur Sache kommen. Sagt mir, erinnert

Ihr Euch, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben?“

Als die Dame dies hörte, seufzte sie tief auf und verwunderte sich sehr; denn sie glaubte nicht, daß jemand etwas von dieser Liebe erfahren hätte, obwohl dergleichen Reden in den Tagen, wo der vermeintliche Tedaldo ermordet war, sich wegen einiger unvorsichtiger Worte von dem Vertrauten Tedaldos, der um das Geheimnis wußte, in der Stadt verbreitet hatten. Sie erwiderte: „Wahrlich, ich sehe, daß Gott Euch die Geheimnisse der Menschen offenbart, und so bin ich denn auch nicht gesinnt, die meinigen Euch vorzuenthalten. Es ist wahr, ich habe in meiner Jugend den Unglücklichen, dessen Tod meinem Manne zur Last gelegt wird, auf das zärtlichste geliebt und habe auch jetzt meinem Schmerze über diesen seinen Tod ganz freien Lauf gelassen. Denn so streng und unfreundlich ich mich auch vor seiner Abreise gegen ihn bewies, so haben doch weder die Trennung noch seine lange Abwesenheit noch selbst sein unglücklicher Tod in meinem Herzen sein Bild vertilgen können.“

Der Pilger entgegnete hierauf: „Nicht den unglücklichen Jüngling, der jüngst getötet wurde, habt Ihr je geliebt, sondern Tedaldo Elisei; sagt mir aber, was war der Grund, um dessenwillen Ihr Euch gegen ihn erzürtet? Beleidigte er Euch denn jemals?“

„Nein,“ sagte die Dame, „beleidigt hat er mich wahrlich nie. Meine Entfremdung wurde aber durch die Worte eines verdammten Pfaffen veranlaßt, bei dem ich einmal zur Beichte ging. Denn als ich ihm von meiner Liebe zum Tedaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er mir einen Lärm und ein Aufhebens, daß ich mich noch jetzt davor fürchte, und



sagte mir, wenn ich das nicht sein ließe, würde ich in den Abgrund der Hölle und in die Feuerqualen, dem Teufel in den Rachen fahren.

Darüber erschrak ich nun so sehr, daß ich mich fest entschloß, die Vertraulichkeit Tedaldos nicht mehr zu leiden, und um der Versuchung zu entgehen, wollte ich auch keine Botschaft und keinen Brief mehr von ihm annehmen, obgleich ich vermute, daß, wenn er ausgehalten hätte, statt verzweifelt davon zu gehen und sich zu verzehren, ich meinen harten Entschluß aufgegeben haben würde, weil ich doch zu nichts in der Welt so großes Verlangen trug als zu ihm.“

Der Pilger sagte darauf: „Madonna, dies ist die einzige Sünde, um derenwillen Ihr Trübsal erleidet. Ich weiß gewiß, daß Tedaldo Euch auf keine Weise zur Liebe gezwungen hat. Als Ihr ihn lieb gewannet, tatet Ihr es aus freien Stücken, weil er Euch wohlgefiel. Dann kam er, Euren eigenen Willen gemäß, zu Euch und wurde mit Euch vertraut, und Ihr erzeiget ihm in Eurem ferneren Umgange in Worten und Taten soviel Freundlichkeit, daß, so lieb er Euch schon früher hatte, seine Liebe sich nun wohl tausendfach vermehrte. Verhielt es sich nun so, und ich weiß, daß es sich so verhalten hat, was für ein Grund durfte imstande sein, Euch dahin zu bewegen, daß Ihr Euch so feindlich ihm entzoget? Über diese Dinge hättet Ihr im voraus nachdenken und glaubtet Ihr, sie als ein Verbrechen bereuen zu müssen, sie ganz unterlassen sollen. Ihr wurdet die Seinige, wie er der Eurige wurde. Ihr konntet wie mit allem anderen, das Euch gehört, es allerdings nach Eurem Belieben dahin bringen, daß er nicht mehr der Eurige war, aber Euch ihm, dem Ihr gehöret, entreißen zu wollen, das war ein Raub und ein unziemliches Be-

nehmen, wenn er nicht seinen Willen dazu gegeben hatte.

„Nun müßt Ihr wissen, ich bin selbst ein Geistlicher und kann daher Euch zum Frommen etwas ausführlicher über die Sitten der Geistlichen mich auslassen; für mich ist es nicht, wie es für einen anderen sein würde, unschicklich, und ich sage gern etwas darüber, damit Ihr für die Zukunft eine richtigere Meinung von ihnen haben möget, als Ihr sie bisher gehabt habt.

„Einst waren allerdings Mönche und Geistliche gar heilige und wackere Leute; aber, die man heute so nennt und die dafür gelten wollen, die haben nichts vom Mönche als die Kutte. Aber selbst diese ist keine rechte Mönchskutte; denn während diese von den Stiftern der Orden eng und ärmlich und von schlechtem Zeug bestimmt wurde, um einer Seele zu entsprechen, welche die weltlichen Dinge so gering schätzte, als der Körper sich in ein niedriges Gewand hüllte, machen die jetzigen Mönche ihre Kutten weit und kostbar von feinem glänzendem Zeug, geben ihnen dabei eine erlesene und hohepriesterliche Form und entblöden sich dann nicht, in Kirchen und auf den Straßen und Plätzen in ihrer Kutte, wie die Weltleute in ihren Kleidern, herumzustolzieren. Und wie der Fischer sich bestrebt, im Flusse soviel Fische als möglich mit seinem Netze zu fangen, so sind auch sie bedacht, in die Fransen ihrer weiten Gewänder recht viele Betschwestern, Witwen und andere törichte Weiber und Männer zu verwickeln, und sie kennen außer diesem keine anderen Sorgen, keinen anderen Beruf.

„Darum haben denn diese Leute in der Tat nicht mehr Mönchskutten, sondern nur noch die Farben der Kutten. Während ehemals die Geistlichen danach strebten, die

Menschen zur Seligkeit anzuleiten, streben die jetzigen nur nach Weibern und Reichtümern und verwenden ihre ganze Sorgfalt schon seit lange nur darauf, durch Lärmen und durch Schreckbilder die Gemüter der Toren zu entsetzen. Dabei reden sie ihnen vor, daß die Sünden durch Almosen und Messelesen gebüßt werden, damit ihnen (die sich nicht aus Frömmigkeit, sondern allein aus niedriger Gesinnung, aus Scheu vor Arbeit und Mühe ihre Zuflucht darin gesucht haben, Pfaffen zu werden) der eine Brot, der andere Wein bringe und der dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun ist es freilich vollkommen war, daß Almosen und Gebete uns helfen, die Sünden abzubüßen; sähen und wüßten aber diejenigen, die sich ihrer befleißigen, wem sie zugute kommen, so würden sie viel lieber ihre Geschenke behalten oder sie ebensoviel Säuen vorwerfen.

„Weil diese Mönche aber ferner recht wohl wissen, daß, je geringer die Anzahl der Besitzer eines großen Vermögens ist, desto reichlicherer Anteil einem jeden zufällt, so geben sie sich alle Mühe, durch ihr Geschrei und durch ihre Drohungen die anderen von dem entfernt zu halten, was sie mit niemandem zu teilen wünschen. Sie schelten vor den Leuten die Wollust, damit diese ihr entsagen und die Weiber allein ihnen bleiben mögen. Sie verdammen Wucher und schlechten Erwerb, damit man ihnen auftragen möge, das übel Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, bessere Bistümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer notwendig ins Verderben stürze.

„Wirft man ihnen nun dies und was sie sonst noch Unrecht tun, vor, so bilden sie sich ein, durch die Ant-

wort: ‚Handelt nach unseren Worten und nicht nach unseren Taten‘ sich vollkommen ihrer großen Schuld zu entladen, als ob es den Schafen leichter fiele, standzuhalten und den Feind zu schlagen, als dem Hirten. Auch wissen die meisten unter ihnen recht gut, wie viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die Pfaffen von heutzutage wollen nämlich, daß man nach ihren Reden handle, das heißt, man soll ihnen die Beutel mit Geld anfüllen, ihnen alle Geheimnisse anvertrauen, Keuschheit bewahren, geduldig sein, Beleidigungen vergeben und des üblen Leumundes sich enthalten — lauter gute, schöne und fromme Sachen; aber warum soll man so handeln? Darum, daß sie tun können, was zu tun ihnen nicht gewährt werden würde, wenn die Laien ebenso täten.

„Wem ist unbekannt, daß die Faulenzerei ohne Geld nicht bestehen kann? Gibst du nun selbst das Geld zu deinem Vergnügen aus, so wird der Pfaffe in seinem Kloster nicht faulenzten können. Bist du nicht geduldig und vergibst du nicht Beleidigungen, so wird sich der Mönch nicht in dein Haus wagen, um die Ehre deiner Familie anzutasten. Wozu soll ich erst alles ausführen? Gewiß, so oft sie diese Entschuldigungen vorbringen, klagen sie im Auge der Verständigen sich dadurch an. Warum bleiben sie nicht zu Hause und in der Welt, wenn sie sich für unfähig halten, heilig und enthaltsam zu leben? Wollen sie aber einmal dem geistlichen Stande sich widmen, warum befolgen sie dann nicht das heilige Wort des Evangeliums: ‚Jesus fing an beides: Gutes zu tun und zu lehren?‘ Mögen sie denn erst Gutes tun und dann andere belehren. Ich habe in meinem Leben gewiß tausend gesehen, die den Hof machen, sich verlieben,

und nicht nur weltliche, sondern auch Klosterfrauen besuchen und dabei auf der Kanzel gerade den ärgsten Lärm machen. Solchen Menschen sollen wir nachleben? Nun, wer Lust hat, der mag's tun; Gott weiß aber, ob er wohl daran tut.

„Aber auch angenommen, der Mönch, der Euch schalt, habe recht gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu brechen sei eine sehr große Sünde, so frage ich, ob jemand zu bestehlen nicht eine viel größere ist? Ob es nicht eine viel größere Sünde ist, ihn zu töten oder ihn voller Jammer in die Welt hinauszustoßen? Das wird gewiß ein jeder zugeben. Der vertrauliche Umgang eines Mannes und einer Frau ist eine naturgemäße Sünde; aber rauben, töten und verjagen, das entspringt aus Bössartigkeit des Gemütes. Daß Ihr den Tedaldo beraubtet, wenn Ihr, die Ihr freiwillig sein geworden waret, Euch ihm wieder entzoget, ist Euch schon oben einleuchtend gemacht worden. Dann sage ich aber, daß Ihr ihn mordetet; denn an Euch, die Ihr Euch immer grausamer gegen ihn bezeigtet, hat es nicht gelegen, wenn er sich nicht mit eigenen Händen umgebracht hat; die Gesetze aber bestimmen, daß, wer an einem geschehenen Übel schuld ist, demjenigen gleichsteht, der es durch seine eigene Tat vollbracht hat. Daß Ihr ferner an seinem Exil und an seinem siebenjährigen unglücklichen Umherirren schuld seid, das läßt sich gar nicht leugnen. Und so habt Ihr denn in einem jeden dieser drei Fälle eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euren Umgang gewährtet.

„Nun fragt es sich freilich, ob Tedaldo nicht vielleicht eine solche Behandlung verdiente. Gewiß tat er es nicht. Ihr selbst habt das schon gestanden, und ich weiß auch außerdem, daß er Euch mehr liebte als sich selbst. Nie-

mals ist ein Gegenstand so geehrt, so erhoben und so gefeiert worden, wie er es vorzugsweise vor allen anderen Damen mit Euch tat, wenn der Ort es ihm erlaubte, frei und ohne Verdacht zu erwecken, von Euch zu reden. Sein ganzes Glück, seine Ehre, seine Freiheit waren allein in Eure Hände von ihm niedergelegt worden. War er nicht ein adliger Jüngling? War er nicht schön vor den anderen seinesgleichen? War er nicht wacker in allem, was für junge Leute sich ziemt? War er nicht geliebt, hielt man ihn nicht wert, sah ihn nicht jedermann gern? Auch hierauf werdet Ihr mir nicht nein antworten! Wie konntet Ihr also um des Geschwätzes eines dummen, gemeinen und neidischen Pfäffleins willen gegen ihn einen grausamen Entschluß fassen?

„Ich weiß nicht, in was für einem seltsamen Irrtum die Weiber sich befinden, wenn sie die Männer verschmähen und geringschätzen, während sie doch, wollten sie nur bedenken, was sie sind, und wie großer und hoher Adel vor allen anderen Geschöpfen von Gott dem Manne gegeben ist, sich glücklich preisen sollten, wenn sie von einem geliebt werden. Über alles sollten sie ihn wert halten, und mit aller ihrer Sorgfalt sollten sie sich bestreben, ihm gefällig zu sein, damit er sie zu lieben nie aufhörte. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin tatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pastetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust, den Platz einzunehmen, von dem er sich soviel Mühe gab, einen anderen zu verdrängen.

„Dies also ist die Sünde, die die göttliche Gerechtigkeit, die mit gerechter Wage allen Handlungen ihre Folgen zuteilt, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so ist denn auch Euer Mann um Tedaldos willen ohne seine Schuld in Gefahr und Ihr in Angst, in demselben

Maße, wie Ihr dem Tedaldo ohne dessen Schuld Euch zu entziehen bemühtet. Wollt Ihr nun aus dieser Not befreit sein, so müßt Ihr mir folgendes versprechen, noch vielmehr aber dereinst danach tun: Geschieht es je, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung wieder zurückkehrt, so müßt Ihr ihm Eure Gunst, Eure Liebe, Euer Wohlwollen und Euren vertraulichen Umgang wieder gewähren und ihn ganz wieder an den Platz setzen, den er einnahm, bevor Ihr dem albernen Mönche, törricht genug, Glauben beimaßet.“

Der Pilger hatte seine Rede beendet und die Dame seine Worte auf das sorgsamste in sich aufgenommen; sie hielt die Gründe, die er vorgebracht hatte, für vollkommen richtig, und während sie ihn reden hörte, glaubte sie mit Bestimmtheit, sie erdulde ihre Trübsal um dieser Sünde willen, und sagte nun: „Freund Gottes, ich erkenne wohl, daß das, was Ihr zu mir gesagt habt, die Wahrheit ist, und daß die Geistlichen, die ich bisher für Heilige gehalten habe, so sind, wie Eure Worte sie mir schildern. Auch sehe ich deutlich ein, daß ich in meinem Benehmen gegen Tedaldo sehr gefehlt habe, und würde es mir jemals möglich, so wollte ich diesen Fehler gern auf die Weise, die Ihr mir angegeben habt, wieder gutmachen. Wie soll das aber geschehen? Tedaldo kann nie mehr wiederkommen; denn er ist tot. Und so sehe ich nicht ein, warum ich Euch versprechen soll, was doch eine Sache der Unmöglichkeit bleiben muß.“

Hierauf antwortete der Pilger: „Madonna, Tedaldo ist, wie Gott mir offenbart, durchaus nicht tot; vielmehr lebt er, und wenn er Eure Gunst wieder erlangt, so geht es ihm wohl.“

Die Dame erwiderte: „Habt acht, was Ihr sagt; ich

habe ihn vor meiner Tür mit Messerstichen ermordet gesehen; in diesen meinen Armen habe ich ihn gehalten und ihm das tote Angesicht mit vielen Tränen benetzt, die vielleicht schuld an dem gewesen sind, was man mir seit der Zeit deswegen übles nachgesagt hat.“

Darauf sagte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen mögt, ich versichere Euch, daß Tedaldo am Leben ist, und wollt Ihr versprechen und halten, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen.“

„Gerne,“ entgegnete die Dame, „will ich es tun und tue es hiermit; denn nichts könnte mir begegnen, das mir zu gleicher Freude gereichte, als meinen Mann unverletzt wieder frei und den Tedaldo lebend zu sehen.“

Nun schien es dem Tedaldo Zeit, sich zu offenbaren und die Dame durch sichere Hoffnung in betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna,“ sagte er deshalb, „um Euch wegen Eures Mannes zu trösten, muß ich Euch ein Geheimnis mitteilen, das Ihr Euer Leben lang bewahren und niemanden verraten werdet.“

Die Dame hatte schon vorher das höchste Vertrauen zu der Frömmigkeit gefaßt, die sie dem Pilger beilegte, und daher hatte sie ihn bereits in ein entferntes und einsames Zimmer geführt; und so zog denn nun Tedaldo einen Ring hervor, den er mit der äußersten Sorgfalt bewahrt hatte und den die Dame in der letzten Nacht, die er mit ihr zugebracht, ihm geschenkt hatte. Er zeigte ihn ihr und sagte: „Kennt Ihr dies, Madonna?“

„Jawohl, Herr,“ erwiderte die Dame, als sie den Ring sah und sogleich erkannte; „den schenkte ich einst dem Tedaldo.“

Darauf richtete der Pilger sich auf, warf Pilgermantel



und Hut schnell von sich und sagte mit florentinischer Aussprache: „Und kennt Ihr mich denn nun?“

Als die Dame ihn ansah und erkannte, er sei Tedaldo, erschrak sie heftig und fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich vor den Leichnamen fürchtet, wenn man sie nach Art der Lebendigen herumgehen sieht. Daher eilte sie auch nicht, ihn wie den von Cypern zurückgekehrten Tedaldo zu bewillkommen, sondern wollte vor ihm wie vor einem aus dem Grabe Erstandenen fliehen. Tedaldo hielt sie aber zurück, indem er sagte: „Madonna, zweifelt nicht, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, starb nicht und war noch niemals tot, was Ihr und meine Brüder auch glauben möget.“

Die Dame faßte ein wenig mehr Mut, und als sie seine Stimme erkannte und sich selber überzeuete, er sei es wirklich, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mein süßer Tedaldo, Gottlob, daß du wieder da bist.“

Als Tedaldo Kuß und Umarmung erwidert hatte, sagte er: „Madonna, zu einem herzlichen Empfange ist jetzt nicht Zeit. Ich will nun gehen und dafür sorgen, daß Euch Euer Aldobrandino wiedergegeben werde. Ich hoffe, Ihr sollt vor morgen abend erwünschte Neuigkeiten darüber hören. Habe ich indessen, wie ich wohl denke, gute Nachrichten wegen seiner Rettung, so sollt Ihr mich diese Nacht zu Euch kommen lassen, damit ich sie Euch mit größerer Bequemlichkeit erzähle, als ich es jetzt tun könnte.“

Damit bekleidete er sich wieder mit Pilgermantel und Hut, küßte die Dame noch einmal und ging, nachdem er sie mit guten Hoffnungen getröstet hatte, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß und mehr der Furcht vor bevorstehendem Tode als der Hoffnung auf Rettung

nachhing. Tedaldo trat als ein geistlicher Tröster mit Zustimmung der Gefangenwärter ein, setzte sich neben ihn und sagte: „Aldobrandino, ich bin dein Freund; von Gott, dessen Mitleid deine Unschuld erweckt hat, gesandt, um dich zu retten, und so sollst du denn, wenn du anders aus Ehrfurcht vor ihm ein kleines Geschenk, das ich von dir fordern werde, mir gewähren willst, vor morgen abend, wo du dein Todesurteil erwartest, deine Lossprechung hören.“

„Wackerer Mann,“ erwiderte jener, „weil du zu meiner Rettung dich beeiferst, so mußst du, obgleich ich dich nicht kenne und mich auch nicht erinnere, dich je gesehen zu haben, mein Freund sein, wie du sagst. In der Tat habe ich nie die Sünde begangen, um derenwillen ich, wie die Leute sagen, zum Tode verurteilt werden soll; wohl aber habe ich andere genug begangen, die mir vielleicht meinen jetzigen Zustand von Gott zugezogen haben. Aber ich sage dir, hat Gott jetzt ein Erbarmen mit mir, so will ich gern aus Ehrfurcht vor ihm das größte, wie vielmehr ein geringes auf mich nehmen, geschweige denn nur versprechen; darum fordere nur, was dir beliebt, und unfehlbar werde ich mein Wort halten, wenn ich glücklich davonkomme.“

Der Pilger erwiderte darauf: „Ich verlange nichts weiter, als daß du den vier Brüdern des Tedaldo vergeben sollst, daß sie dich in dem Glauben, du seiest an dem Tode ihres Bruders schuld, in eine solche Lage gebracht haben, und daß du sie, wenn sie dich um Verzeihung bitten, als deine Freunde und Brüder behandeln sollst.“

Aldobrandino antwortete ihm: „Niemand, als wer selbst beleidigt worden ist, weiß, wie süß die Rache ist und wie sehnlich man nach ihr verlangt; dessen-

ungeachtet aber will ich, damit Gott meine Rettung bewirke, ihnen gerne vergeben und vergebe ihnen hiermit. Auch will ich, wenn ich erst lebendig aus diesem Gefängnis heraus bin und aller Gefahr entgehe, in dieser Angelegenheit mich so benehmen, wie es dir belieben wird.“

Diese Antwort war dem Pilger genügend, und ohne ihm weitere Auskunft zu erteilen, bat er den Aldobrandino nachdrücklich, guten Mutes zu sein; denn gewiß sollte er, noch ehe der nächste Tag zu Ende gehe, die bestimtesten Nachrichten über seine Befreiung erhalten.

Darauf verließ er ihn, um zu der Behörde zu gehen, wo er insgeheim dem Edelmann, der an diesem Tage die höchste Stelle einnahm, folgendes sagte: „Gnädiger Herr, ein jeder soll mit Freuden dazu wirken, daß der wahre Hergang der Sache erkannt werde, vor allem aber sollen es diejenigen, die den Platz einnehmen, auf den Ihr gestellt seid, damit die Strafe nicht die Unschuldigen, sondern die Schuldigen treffe. Damit dies also zu Eurer Ehre und zum Unheil derer, die es verdient haben, geschehe, bin ich hierher gekommen. Ihr wißt, wie hart man gegen Aldobrandino Palermi verfahren ist, und Ihr glaubt nun, in Wahrheit gefunden zu haben, er sei es gewesen, der den Tedaldo Elisei umgebracht hat, und seid im Begriffe, ihn zu verurteilen. Gewiß aber ist Eure Meinung falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht vollständig zu beweisen und wogegen ich die wahren Mörder Euch in die Hände zu liefern gedenke.“

Der treffliche Mann, der mit Aldobrandino großes Mitleid hatte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr und ließ, nachdem er sich mit ihm genauer darüber besprochen hatte, auch von ihm in das betreffende Haus

geführt worden war, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirte waren, und ihren Diener ohne Widerstand gefangen setzen. Er wollte, um den wahren Hergang der Sache zu erfahren, sie foltern lassen, aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern bekannten alle einzeln und nachher gemeinschaftlich unverhohlen, sie seien es gewesen, die den Tedaldo Elisei getödet hätten, ohne ihn zu kennen. Als sie um die Ursache gefragt wurden, antworteten sie, er habe die Frau des einen von ihnen, während sie nicht zu Hause gewesen seien, sehr geplagt und mit Gewalt nötigen wollen, ihm zu Willen zu sein.

Als der Pilger dies erfahren hatte, entfernte er sich, nicht ohne sich bei dem obersten Herrn des Gerichts zu beurlauben, und schlich sich heimlich in das Haus der Madonna Ermellina. Hier waren alle anderen bis auf die Dame bereits schlafen gegangen; sie aber erwartete ihn mit gleichem Verlangen, gute Nachrichten in betreff ihres Mannes zu hören wie mit ihrem Tedaldo nun völlig sich wieder zu versöhnen. Gleich beim Eintreten sagte er zu ihr: „Freue dich, mein liebstes Herz, denn gewiß sollst du morgen deinen Aldobrandino heil und gesund wieder hier haben,“ und um sie vollständiger davon zu überzeugen, erzählte er ihr nun ausführlich, was er getan hatte.

Die Dame fühlte sich über zwei so unerwartete Ereignisse unaussprechlich glücklich, nämlich ihren Tedaldo lebendig zu besitzen, den sie als unzweifelhaft tot beweint zu haben glaubte, und Aldobrandino außer Gefahr zu sehen, dessen Tod sie in wenigen Tagen beweinen zu müssen dachte, und umarmte und küßte ihren Tedaldo mit der herzlichsten Liebe. Dann gingen sie miteinander schlafen und schlossen, während sich eines

am anderen freute, einen ergötzlichen und anmutigen Frieden. Als der Morgen nahte, erhob sich Tedaldo, der der Dame schon erklärt hatte, was er ferner zu tun gedanke, ihr zugleich aber aufs neue empfohlen hatte, dies ja völlig geheim zu halten, und verließ, noch immer in Pilgerkleidern, ihr Haus, um bei gelegener Zeit die An gelegenheiten Aldobrandinos wahrnehmen zu können.

Die Obrigkeit glaubte hinlänglich über das Verbrechen aufgeklärt zu sein; sie befreite daher gleich am Morgen den Aldobrandino und ließ wenige Tage darauf den Missetätern an der Stelle, wo sie den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen.

Als nun Aldobrandino zur großen Freude seiner Frau und aller Freunde und Verwandten frei geworden war und alle deutlich einsahen, daß dieses nur durch die Bemühungen des Pilgers gelungen war, baten ihn die beiden Eheleute in ihrem Hause zu wohnen, solange es ihm gefallen würde, und hier konnten beide nicht satt werden, ihm Liebe und Ehre anzutun, besonders aber die Frau, die wohl wußte, wen sie vor sich hatte.

Dem Tedaldo aber schien es nach einigen Tagen Zeit zu sein, seine Brüder mit Aldobrandino wieder zu ver söhnen; denn er hörte, sie fühlten sich nicht allein durch dessen Freilassung beschimpft, sondern hätten sich auch aus Furcht bewaffnet, und so erinnerte er denn den Aldobrandino an die Erfüllung seines Versprechens, zu welcher dieser sich auch gern bereit erklärte. Der Pilger bat ihn darauf, zum folgenden Tage ein schönes Gast mahl zu bereiten, bei dem er verlangte, daß Aldobran dino mit seinen Vettern und den weiblichen Familien mitgliedern die vier Brüder und deren Frauen bewirten sollte; er selbst, fügte er hinzu, werde sie sogleich im Namen des Aldobrandino zum Gastmahl und zur Ver-

söhnung einladen. Aldobrandino war mit allem einverstanden, was der Pilger wünschte; dieser ging alsbald zu den vier Brüdern und brachte es nach vielem Hin- und Herreden, wie es zur Aufklärung nötig war, am Ende mit unwiderlegbaren Gründen ziemlich leicht dahin, daß sie sich bereit erklärten, um Verzeihung zu bitten und Aldobrandinos Freundschaft wieder zu suchen. Darauf lud er sie samt ihren Weibern auf den anderen Tag zum Mittagessen bei Aldobrandino ein, und sie nahmen im Vertrauen auf ihn die Einladung willig an.

Am anderen Morgen um die Essensstunde gingen zuerst die vier Brüder des Tedaldo, in Trauer wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete; hier warfen sie in Gegenwart aller, die von Aldobrandino geladen waren, ihnen Gesellschaft zu leisten, die Waffen auf den Boden und lieferten sich selbst dem Aldobrandino aus, indem sie ihn zugleich wegen alles dessen, was sie gegen ihn unternommen hatten, um Verzeihung baten.

Aldobrandino war zu Tränen gerührt und nahm sie liebevoll auf; er küßte einen jeden auf den Mund und vergab mit wenigen Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Hierauf kamen ihre Schwestern und ihre Frauen, alle in Trauer, und wurden von Madonna Ermellina und den anderen Damen auf das freundlichste empfangen. Bei Tische wurden alle, Männer wie Frauen, auf das anständigste bewirtet, und nichts bei diesem Gastmahl war anders als löblich, nur eine gewisse Schweigsamkeit abgerechnet, die der noch neue Schmerz veranlaßte, der sich in den dunklen Kleidern der Angehörigen Tedaldos aussprach. Um dieser Trauer willen war auch das ganze Unternehmen des Pilgers samt dem

Gastmahl von mehreren getadelt worden, wie er dies selbst recht wohl bemerkt hatte.

Als es ihm aber Zeit schien, diese Trauer zu vertreiben, wie er schon früher bei sich beschlossen hatte, stand er auf, während die übrigen noch Früchte genossen und sagte: „Nichts hat uns gefehlt, um dies Gastmahl fröhlich zu machen, als Tedaldo, den ich Euch nun zeigen will, da Ihr ihn solange unter Euch gehabt habt, ohne ihn zu kennen.“

Und damit warf er Pilgermantel und was sonst zur Pilgertracht gehörte, von sich und stand nun in einem Jäckchen von grünem Taffet vor ihnen. Sie aber betrachteten ihn mit großer Verwunderung lange Zeit und erkannten ihn erst allmählich. Als Tedaldo dies bemerkte, erzählte er ihnen ausführlich von seinen Schicksalen. Da eilten die Brüder und übrigen Männer unter Freudentränen ihn zu umarmen und auch die Frauen, verwandte wie fremde, Donna Ermellina allein ausgenommen, taten ein gleiches.

Als Aldobrandino dies bemerkte, sagte er: „Was soll das, Ermellina, warum bezeigst du nicht, wie die anderen Frauen, dem Tedaldo deine Freude über seine Rückkehr?“

Die Dame aber antwortete ihm vor allen Anwesenden: „Keine unter allen hätte ihn lieber freundlich bewillkommt als ich, die ich ihm mehr als eine andere Dank schuldig bin, weil ich durch seine Hilfe dich wiedererlangt habe; aber das unschickliche Gerede, mit dem man sich getragen hat, als wir den beweinten, den wir für Tedaldo hielten, hält mich davon ab.“

Aldobrandino erwiderte ihr: „Ei was! denkst du denn, ich werde den Kläffern glauben? Dadurch, daß er meine Rettung bewirkt hat, hat er deutlich genug die Unwahr-

heit jenes Geschwätzes bewiesen, an das ich ohnehin nicht glaubte. Steh nur auf und mache schnell, daß du ihn umarmst.“

Die Dame, die nichts anderes wünschte, zögerte nicht, ihrem Manne hierin Folge zu leisten, vielmehr erhob sie sich sogleich, umarmte ihn und hieß ihn willkommen, wie die anderen es getan hatten. Dieses adlige Benehmen des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tedaldos und allen anderen gegenwärtigen Männern und Frauen gar sehr, und jeder kleine Makel, der wegen der früheren Reden etwa noch in dem einen oder anderen Gemüte gehaftet hatte, wurde dadurch völlig getilgt.

Während nun jeder dem Tedaldo seine Freude bezeugte, riß er selbst seinen Brüdern die schwarzen und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen Gewänder vom Leibe und verlangte, daß sie sich sofort andere Kleidungsstücke kommen lassen sollten. Als sie nun alle sich umgekleidet hatten, ergötzten sie sich mit Gesang und Tanz und anderen Lustbarkeiten gar lange Zeit, so daß dies Gastmahl, das einen stillen Anfang gehabt hatte, laut und fröhlich endete. Dann gingen sie, voller Freude wie sie waren, alle in Tedaldos Haus und aßen dort zu Abend; die Feste aber dauerten auf gleiche Weise noch mehrere Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo geraume Zeit lang wie einen von den Toten auferstandenen Menschen, als ein Wunder, und viele, sogar die Brüder selbst, zweifelten innerlich noch einigermaßen, ob er es denn auch sei oder nicht. Sie hielten es noch immer nicht für gewiß und hätten so vielleicht noch eine Weile getan, hätte nicht ein Vorfall sich zugetragen, der sie darüber aufklärte, wer der Ermordete gewesen war, und das war folgender:



Soldaten aus der Gegend von Luni gingen eines Tages vor Tedaldos Haus vorbei, und als sie diesen vor der Thür stehen sahen, gingen sie auf ihn zu und sagten: „Möge es dir wohlgehen, Faziuolo.“

Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart der Brüder: „Ihr verwechselt mich mit einem anderen.“

Als die Soldaten ihn reden hörten, wurden sie verlegen und baten ihn um Verzeihung. „Wahrlich,“ sagten sie, „Ihr gleicht, mehr als wir je zwei Leute sich gleichen sahen, einem Kameraden von uns, namens Faziuolo aus Pontremoli, der vor ungefähr vierzehn Tagen oder nicht viel längerer Zeit hierher gekommen ist, ohne daß wir irgend weiter hätten erfahren können, was aus ihm geworden ist. Freilich wunderten wir uns wohl über Euren Anzug; denn jener war Soldat, wie wir es sind.“

Der älteste Bruder des Tedaldo trat bei diesen Worten vor und fragte sie, wie Faziuolo gekleidet gewesen sei. Sie gaben darüber Auskunft, und es fand sich, daß ihre Beschreibung dem Anzuge des Ermordeten genau entsprach, wodurch sie denn in Verbindung mit anderen Zeichen sich überzeugten, dieser sei Faziuolo und nicht Tedaldo gewesen, und so schwand denn jeder Verdacht aus der Seele der Brüder. Tedaldo aber, der nun sehr reich geworden war, fuhr in seiner Liebe fort, ohne sich je wieder mit seiner Dame zu veruneinigen; vielmehr genossen sie bei vorsichtigem Benehmen noch lange ihrer Neigung. Gott gewähre uns die Freuden der unsrigen.



## ACHTE GESCHICHTE

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver genommen hat, für tot begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängnis und redet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er erlöst und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

So lang die Geschichte der Emilia gewesen war, so hatte sie doch niemandem mißfallen, vielmehr hielten alle dafür, Emilia habe in Anbetracht der Mannigfaltigkeit der vorgetragenen Ereignisse noch sehr kurz erzählt. Nun aber bezeigte die Königin der Lauretta ihr Verlangen durch einen bloßen Wink und veranlaßte sie dadurch, also zu beginnen:

Ihr lieben Mädchen, ich besinne mich eben auf eine wahre Geschichte, die ich euch zu erzählen Lust habe, die aber, so wenig sie es ist, doch gar sehr einer Lüge gleich sieht. Sie ist mir wieder eingefallen, weil ich eben hörte, wie einer für den andern betrauert und begraben worden ist, während ich euch erzählen werde, wie ein Lebender für tot begraben wurde und wie er nachher selbst mit vielen anderen geglaubt hat, nicht daß er fortlebe, sondern von den Toten auferweckt und aus dem Grabe erstanden sei, wie aber derjenige, der um deswillen eher als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, gleich einem Heiligen angebetet worden ist.

In Toskana war und ist noch heutzutage eine Benediktinerabtei, so wie man deren viele sieht, an einem wenig besuchten Orte gelegen. Dort war ein Mönch Abt geworden, der in jeder Beziehung, den Umgang mit Weibern abgerechnet, ein sehr heiliger Mann genannt werden konnte. Diesen Umgang aber wußte er so insgeheim zu betreiben, daß bei seinem Rufe der Strenge



*H. Gravelot inv.*

*T. H. N. del.*

*Le Mirr 18.*



und Heiligkeit beinahe niemand dergleichen ahnte, geschweige denn erfahren hätte. Nun traf es sich, daß ein besonders reicher Bauer, namens Ferondo, mit dem Abte näher bekannt wurde und bei seiner unmäßigen Einfalt und Albernheit vom Abt, der sich zuweilen an seinen Narrheiten ergötzen mochte, gern gesehen wurde.

Inzwischen wurde indessen der Abt gewahr, daß Ferondo ein wunderschönes Weib zur Frau hatte, und verliebte sich so sehr in diese, daß er bei Tag und bei Nacht an nichts anderes dachte und fast verzweifeln wollte, als er erfuhr, Ferondo, der in allem übrigen so töricht und so stumm war, sei vollkommen vernünftig, sobald es sich darum handele, seine Frau zu lieben und zu bewachen. Dennoch war er geschickt genug, den Ferondo soweit zu bringen, daß er zuweilen mit seiner Frau heraufkam, sich im Klostergarten einige Zeit zu ergötzen. Hier sprach er ihnen dann mit vieler Salbung von der Seligkeit, vom ewigen Leben und von den heiligen Werken vieler verstorbener Männer und Weiber solange vor, bis die Frau Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, und die Erlaubnis dazu von ihrem Manne, als sie ihn darum ansprach, sogleich erhielt.

Zur großen Freude des Abtes kam die Frau nun wirklich, ihm zu beichten, setzte sich zu seinen Füßen und begann, noch ehe sie etwas anderes redete: „Hochwürdiger Herr, hätte mir Gott einen anderen oder auch gar keinen Mann gegeben, so würde es mir vielleicht nicht schwer fallen, unter Eurer Anleitung den Weg zu gewinnen, der nach Euren Reden den Menschen zum Paradiese führt. Wenn ich aber bedenke, was Ferondo für ein Mensch und wie übermäßig seine Albernheit ist, so muß ich in dieser Hinsicht mich eine Witwe nennen, während ich doch wieder verheiratet bin, insofern ich

bei seinen Lebzeiten keinen anderen Mann nehmen darf. Dabei ist er nun in seiner Einfalt ohne irgend einen Grund so übertrieben eifersüchtig auf mich, daß ich um dessen willen nicht anders als in Not und Elend mit ihm leben kann. Deshalb bitte ich denn, bevor ich zur ferneren Beichte schreite, Euch auf das demütigste, mir in dieser Sache mit einigem Rate gefällig sein zu wollen; denn erlange ich dadurch nicht erst die Möglichkeit gut zu tun, so wird wohl das Beichten so wenig helfen wie die Buße.“

Diese Rede gefiel dem Abt in seiner Seele gar wohl, und ihm deuchte, das Glück habe ihm bereits den Weg gebahnt, seinen sehnlichsten Wunsch zu erlangen. „Meine Tochter,“ antwortete er, „wohl glaube ich, daß es einer so schönen und gefühlvollen Frau, wie Ihr es seid, sehr lästig sein mag, einen Verrückten zum Manne zu haben. Noch beschwerlicher aber muß ein Eifersüchtiger fallen; da Ihr nun zugleich den einen und den anderen habt, so glaube ich Euch gerne, was Ihr von Euren Leiden erzählt. Für diese aber weiß ich, gerade herausgesagt, nur einen Rat und nur ein Mittel: nämlich ihn von seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn zu heilen vermag, weiß ich recht wohl zu machen; wenn Ihr Euch nur getraut, gewißlich geheim zu halten, was ich Euch sagen werde.“

Die Frau erwiderte: „Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater: eher will ich mein Leben lassen, als ich jemandem das widersagte, was Ihr mir zu sagen verboten habt. Wie sollte das aber geschehen?“

„Wollen wir,“ antwortete der Abt, „daß er geheilt werde, so muß er notwendig ins Fegefeuer.“

„Wie,“ sprach die Frau, „kann er denn bei lebendigem Leibe dahin kommen?“

Der Abt sagte: „Er muß sterben und so hinkommen; wird er dann soviel Qualen erlitten haben, daß er von dieser seiner Eifersucht geheilt ist, so werden wir in gewissen Gebeten den lieben Gott bitten, daß er ihn wieder lebendig macht, und das wird denn auch geschehen.“

„Soll ich denn eine Witwe werden?“ entgegnete die Frau.

„Ja,“ sagte der Abt, „auf einige Zeit, während welcher Ihr Euch aber wohl hüten müßt, Euch an niemand anderes verheiraten zu lassen; Gott würde es Euch sehr übelnehmen, und Ferondo, wenn er wiederkäme und Ihr dann zu ihm zurück müßtet, eifersüchtiger sein, als je zuvor.“

Die Frau antwortete: „Wird er von diesem Übel befreit, und brauche ich dann nicht immer wie im Gefängnis zu sitzen, so bin ich mit allem zufrieden. Tut nach Eurem Gefallen.“

„So will ich es denn übernehmen,“ sagte der Abt; „wodurch wollt Ihr mich aber für einen solchen Dienst belohnen?“

„Hochwürdiger Herr,“ erwiderte die Frau, „fordert, was Ihr wollt, wenn ich es anders zu leisten vermag. Was kann aber ein armes Weib, wie ich bin, einem so vornehmen Herrn anbieten, das seiner würdig wäre?“

Darauf sagte der Abt: „Madonna, Ihr könnt für mich nichts Geringeres tun, als was ich für Euch zu unternehmen im Begriffe stehe. Denn, sowie ich zu Eurem Glück und zu Eurer Zufriedenheit zu wirken denke, so seid Ihr imstande, mein Leben und meine Ruhe mir wiederzugeben.“

„Ist das der Fall,“ entgegnete die Frau, „so bin ich bereit.“

„Wohl denn,“ sagte der Abt, „so schenkt mir Eure Liebe und gewährt mir Euren Leib; denn nur für Euch glühe ich und verzehre mich im Feuer.“

Als die Frau diese Worte hörte, sagte sie mit voller Schrecken: „Um Gottes willen, ehrwürdiger Vater, was begehrt Ihr da von mir? Ich dachte, Ihr wäret ein Heiliger! Ziemt sich's nun wohl für heilige Männer, die Frauen, die sich bei ihnen Rat zu holen kommen, um dergleichen Dinge anzusprechen?“

Der Abt antwortete ihr: „Mein süßes Herz, verwundert Euch nicht darüber; die Heiligkeit wird darum nicht geringer; denn sie wohnt in der Seele, und das Verlangen, das ich Euch entdeckt habe, ist eine Sünde des Körpers. Wie dem aber auch sei, Eure holde Schönheit übt solche Gewalt über mich aus, daß die Liebe mich zwingt, zu tun, wie ich getan habe. Zudem könnt Ihr Euch Eurer Schönheit mehr als andere Weiber rühmen, wenn Ihr bedenken wollt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, die doch gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels zu betrachten. Übrigens bin ich ein Mensch, wenn ich auch Abt bin, und bin, wie Ihr seht, noch nicht alt. Und so soll es Euch denn nicht leid sein, zu tun, wie ich Euch gesagt habe, vielmehr sollt Ihr es selber wünschen; denn während Ferondo im Fegefeuer ist, werde ich Euch nachts Gesellschaft leisten und Euch die Unterhaltung gewähren, die er Euch zu bieten hätte. Auch wird es niemals jemand gewahr werden; denn ein jeder denkt von mir so gut und vielleicht noch besser, als Ihr es eben vorhin tatet. Verschmähet nicht die Gnade, die Euch von Gott geboten wird; denn viele sind, die sehnlich begehren, was Ihr haben könnt und haben werdet, wenn Ihr vernünftig genug seid, meinem Rate zu vertrauen. Überdies habe ich manchen schönen



und kostbaren Schmuck, der meinem Willen nach niemand anders als Euch gehören soll. So tut denn, süße Hoffnung meines Herzens, für mich, was ich gerne für Euch tue.“

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte; sie ihm zu gewähren, schien ihr aber nicht gut getan. Als dieser bemerkte, daß sie mit der Antwort zögerte, nachdem sie ihn doch angehört hatte, glaubte er sie schon halb bekehrt, und wirklich gelang es ihm durch viele Worte, die er den ersten noch hinzufügte, noch ehe er ausgeredet hatte, ihr in den Kopf zu setzen, was er verlange, sei wohlgetan. Deshalb sagte sie ihm denn ganz verschämt, sie sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen; früher aber könne sie nicht, als bis Ferondo im Fegefeuer sein werde.

Der Abt erwiderte voller Freuden: „Nun, so wollen wir ihn denn gleich hineinschicken; richtet es nur ein, daß er morgen oder in diesen Tagen zum Besuche zu mir heraufkomme.“ Mit diesen Worten drückte er ihr verstohlen einen wunderschönen Ring in die Hand und entließ sie.

Die Frau war vergnügt über das Geschenk; denn sie hoffte, daß noch andere folgen sollten, und nachdem sie ihre Freundinnen wieder aufgesucht hatte, erzählte sie ihnen auf dem Heimweg Wunderdinge von der Frömmigkeit des Abtes.

Wenige Tage darauf ging Ferondo ins Kloster. Sobald der Abt ihn zu sehen bekam, nahm er sich vor, ihn ins Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Ende suchte er ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das er im Orient von einem mächtigen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, der Alte vom Berge pflege sich

desselben zu bedienen, wenn er jemand im Schlaf in sein Paradies oder wieder herausbringen wolle, auch schläfre es, in größerer oder geringerer Menge gegeben, denjenigen, der es genieße, ohne ihm irgend zu schaden, auf kürzere oder längere Zeit dermaßen ein, daß, solange seine Kraft daure, niemand einem solchen einen Funken von Leben beimessen könne.

Von diesem Pulver nahm er soviel als nötig war, um einen dreitägigen Schlaf hervorzubringen, und gab es dem Ferondo mit einem Glase jungen und noch trüben Weines, in welches er dasselbe unbemerkt getan hatte, auf seiner Zelle zu trinken. Dann führte er ihn in den Klostergang und fing an, mit einigen anderen Mönchen an seinen Torheiten sich zu ergötzen. Es dauerte indessen nicht lange, so wirkte das Pulver und den Ferondo überfiel eine so plötzliche und unüberwindliche Müdigkeit, daß er noch im Stehen einschlief und schlafend umfiel.

Der Abt stellte sich erschrocken über den Vorfall, ließ ihm die Kleider lösen und kaltes Wasser bringen, um ihn damit zu bespritzen; auch versuchte er noch viele andere Mittel, wie wenn er glaubte, die Lebensgeister, die von üblen, aus dem Magen oder sonst aufgestiegenen Dünsten eingenommen seien, auf die Weise mit dem Bewußtsein zurückzurufen. Als nun der Abt und die Mönche sahen, daß er bei alledem sich nicht erholte, und als sie den Puls, nach dem sie ihm fühlten, regungslos fanden, zweifelte keiner mehr daran, daß er tot sei. Dieshalb ließ man es seiner Frau und seinen Angehörigen sagen, die alle schnell herbeikamen und ihn eine Weile gemeinschaftlich beweinten, worauf der Abt ihn, angezogen wie er war, in einer Gruft beisetzen ließ. Die Frau kehrte heim und erklärte, von einem

Kinde, das er mit ihr erzeugt hatte, sich nie trennen zu wollen, und so blieb sie im Hause, allein damit beschäftigt, dem Vermögen, das Ferondo hinterlassen hatte, und der Erziehung ihres Söhnchens vorzustehen.

Der Abt stand indessen des Nachts mit einem bologneser Mönch, der an demselben Tage angekommen war, und zu dem er großes Vertrauen hatte, in aller Stille auf; beide nahmen dann den Ferondo aus der Gruft und legten ihn in ein leeres Gewölbe, worin man gar kein Licht sah, und das zum Strafgefängnis für die Mönche bestimmt war. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, kleideten ihn statt dessen wie einen Mönch, setzten ihn auf ein Bündel Stroh und ließen ihn allein, bis er wieder zu sich kommen würde. Inzwischen wartete der bologneser Mönch, der vom Abte gehörig unterrichtet war, ohne Mitwissen irgend eines anderen, daß Ferondo sich erholen sollte.

Der Abt ging am anderen Tage mit einigen seiner Mönche wie zum Besuche in das Haus der Frau, die er ganz in Trauerkleidern und sehr betrübt fand. Nachdem er sie eine Weile getröstet hatte, erinnerte er sie leise an ihr Versprechen. Da die Frau sich nun frei und weder von Ferondo noch von sonst jemand belästigt fühlte, auch an des Abtes Finger schon einen zweiten schöneren Ring bemerkt hatte, sagte sie, sie sei bereit und verabredete mit ihm, daß er die nächste Nacht kommen solle. Wirklich ging er denn auch, sobald es Nacht geworden war, in den Kleidern des Ferondo und von seinem Mönche begleitet zu der Frau, bei der er bis zum Morgen unter Scherz und Freuden verweilte, bevor er zu seiner Abtei zurückkehrte. Oft genug machte er denselben Weg in gleicher Absicht und wurde von einigen, die beim Kommen oder Gehen ihm begegneten,

für den Geist des Ferondo gehalten, der, um Buße zu tun, in jener Gegend umgehen müßte. Darüber erzählten denn die abergläubischen Leute in den Dörfern viele Geschichten, die auch zu den Ohren der Frau kamen, welche indessen wohl wußte, was es damit für eine Bewandtnis habe.

Der bologneser Mönch aber trat, als Ferondo in dem dunklen Gefängnis erwachte, ohne zu wissen, wo er sich befinde, mit einem fürchterlichen Gebrüll hinein und gab ihm mit einigen Ruten, die er in der Hand hielt, eine gute Tracht Schläge. Ferondo fragte unter Weinen und Schreien in einem fort: „Wo bin ich?“

„Du bist im Fegefeuer,“ antwortete der Mönch.

„Wie,“ sagte Ferondo, „so bin ich denn tot?“

„Jawohl,“ erwiderte der Mönch.

Darauf begann Ferondo sich selbst, seine Frau und sein Söhnchen bitterlich zu beweinen, und sagte dabei die unerhörtesten Albernheiten. Indessen brachte ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken.

Als Ferondo dies sah, rief er aus: „Mein Himmel, essen denn die Toten?“

„Ja,“ sagte der Mönch, „und was ich dir jetzt bringe, ist dasselbe Essen, welches die Frau, die ehemals dir zugehörte, heute morgen der Kirche geschickt hat, um für deine Seele eine Messe lesen zu lassen. Das kommt dir nun, auf unseres Herrgotts Befehl, hier zugute.“

Darauf sagte Ferondo: „Ach, du meine Güte, na, Gott gebe ihr ein vergnügtes Jahr! Ich bin ihr freilich vor meinem Tode immer gar zu gut gewesen und habe sie immer die ganze Nacht im Arm gehabt und habe nichts anderes getan als sie geküßt, und habe auch was anderes getan, wenn ich Lust kriegte.“

Dann fing er, hungrig und durstig wie er war, zu

essen und zu trinken an. Da ihm aber der Wein nicht allzu gut vorkam, sagte er wieder: „Herrgott, gib ihr Unglück, sie hat dem Priester doch nicht von dem Fasse an der Wand geschickt.“

Als er nun gegessen und getrunken hatte, kriegte ihn der Mönch wieder vor und schlug ihn mit denselben Ruten aufs neue ganz mürbe. Nachdem Ferondo lange genug gejammert hatte, sagte er zu ihm: „Mein Gott, warum tust du denn das?“

Der Mönch sagte: „Darum, weil unser Herrgott befohlen hat, daß dies alle Tage zweimal so geschehe.“

„Aus was für einer Ursache denn?“ sagte Ferondo.

Der Mönch erwiderte: „Weil du eifersüchtig warst, obgleich du das beste Weib zur Frau hattest, die weit und breit zu finden ist.“

„Ach Gott, ja,“ sagte Ferondo, „und das honigsüßeste, viel zuckriger als Marzipan. Aber ich wußte nicht, daß unser Herrgott es übel nähme, wenn ein Mann eifersüchtig ist; sonst wäre es nicht geschehen!“

Der Mönch antwortete: „Das hättest du bedenken und dich bessern sollen, während du noch in jener Welt warest. Und sollte sich's treffen, daß du wieder hinkämost, so gib nur acht, daß du in Gedanken behältst, was ich dir jetzo antue, und daß du nie wieder eifersüchtig bist.“

„Ei,“ sagte Ferondo, „kommt denn jemals einer zurück, der gestorben ist?“

„Freilich,“ entgegnete der Mönch, „wenn Gott ihn wieder hinbringen will!“

„Ach Gott,“ sagte Ferondo, wenn ich jemals zurückkäme, so wollte ich der beste Mann von der Welt sein; ich wollte sie niemals schlagen, niemals schelten, außer wegen des Weines, den sie heute morgen geschickt hat.

Sie hat aber auch kein bißchen Licht gegeben, und ich habe im Dunkeln essen müssen.“

Der Mönch antwortete: „Wohl hat sie geschickt, aber man hat es zu den Seelenmessen verbrannt.“

„Ja,“ sagte Ferondo, „da wirst du recht haben. Und gewiß, wenn ich wieder hinkomme, da will ich sie tun lassen, wozu sie Lust hat. Aber, sage mal, wer bist du denn, der du so mit mir umgehst.“

Der Mönch erwiderte: „Ich bin auch tot und war aus Sardinien, und weil ich im Leben meinen Herrn wegen seiner Eifersucht häufig gelobt hatte, bin ich von Gott zu der Strafe verurteilt, daß ich dir solange zu essen und zu trinken geben und dich solcher Weise schlagen muß, bis Gott über dich und mich anderes beschließen wird.“

Ferondo sagte: „Ist denn niemand hier, als nur wir beide?“

„Jawohl,“ sagte der Mönch, „zu tausenden, aber du kannst sie so wenig hören und sehen, als sie dich.“

Darauf sagte Ferondo: „Wie weit sind wir denn wohl von uns zu Hause?“

„Oh,“ antwortete der Mönch, „du bist hier noch meilenweit hinter Schön-Kackenhausen.“

„Ei der Kuckuck!“ sagte Ferondo, „das ist aber weit; meinem Bedünken nach ist das so weit, daß wir schon aus der Welt raus sein sollten!“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Ferondo bei Essen und Schlägen an die zehn Monate gehalten, während welcher der Abt, der sich gar glücklich fühlte, oft genug die hübsche Frau besuchte und sich mit ihr den schönsten Zeitvertreib von der Welt machte. Wie aber die Unfälle mitunter zu kommen pflegen, so wurde die Frau schwanger und sagte es dem Abt, da

sie es noch früh genug gemerkt hatte. Darum schien es denn nun beiden geraten, daß Ferondo unverzüglich vom Fegefeuer zurückkommen und wieder ins Leben gerufen werden solle, auf daß sie, nachdem sie wieder beisammen gewesen waren, vorgeben könne, von ihm schwanger zu sein.

Zu diesem Zweck ließ der Abt in der nächsten Nacht den Ferondo in seinem Kerker mit verstellter Stimme anrufen und ihm folgendes sagen: „Ferondo, sei guten Mutes, Gott beliebt es, dich in die Welt zurückzuschicken. Wenn du wieder hingekommen bist, wird deine Frau dir einen Sohn gebären, den sollst du Benedetto nennen; denn Gott erzeigt dir diese Gnade nur der Gebete deines heiligen Abtes und deiner Frau wegen und aus Liebe zum heiligen Benedetto.“

Als Ferondo das hörte, wurde er sehr froh und sagte: „Na, das ist mir lieb; Gott möge es unserem Herrgott lohnen und dem Abte und dem heiligen Benedetto und meiner honigsüßen, kandierten, mit Käse bestreuten Frau ebenfalls.“

Darauf ließ ihm der Abt im Weine, den er ihm zu trinken gab, soviel von jenem Pulver reichen, daß er etwa vier Stunden lang davon schlafen mußte, und legte ihn, nachdem er wieder mit den alten Kleidern angetan war, mit Hilfe seines Mönches aufs neue in die Gruft, in welche er zuerst begraben worden war.

Am anderen Morgen kam Ferondo, als der Tag anbrach, wieder zu sich und sah durch einige Spalten der Gruft das Licht wieder, das er wohl seit zehn Monaten nicht gesehen hatte. Da es ihm nun so vorkam, als sei er lebendig, so fing er an zu rufen: „Macht auf, macht auf!“ und stemmte sich selbst mit solcher Kraft gegen die Decke der Gruft, daß er, weil sie leicht zu heben

war, sie lüftete. Er war noch damit beschäftigt, sie ganz abzuwerfen, als einige Mönche, die eben ihr Morgengebet gesprochen hatten, herbeiliefen, die Stimme des Ferondo erkannten und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Voller Schrecken über die unerhörte Begebenheit entflohen sie und eilten zum Abt. Dieser tat, als stände er eben vom Gebete auf, und sagte: „Kinder, fürchtet euch nicht. Nehmet Krug und Weihwasser und folgt mir nach, damit wir sehen, was die göttliche Allmacht uns offenbaren will.“ Und so taten sie.

Ferondo war indessen, ganz bleich von der langen Zeit, während der er den Himmel nicht gesehen hatte, aus der Gruft herausgestiegen. Sobald er den Abt erblickte, warf er sich zu seinen Füßen und sagte: „Ehrwürdiger Vater, Eure Gebete nebst denen des heiligen Benedetto und meiner Frau haben mich, wie mir offenbart worden ist, den Strafen des Fegefeuers entnommen und ins Leben zurückgerufen. Ich bitte Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage heute und allezeit bescheren möge.“

Der Abt antwortete: „So sei denn die göttliche Allmacht gelobt! Gehe, mein Sohn, da Gott dich zurückgesandt hat und tröste deine Frau, die, seitdem du von hinnen schiedest, immer in Tränen geschwommen hat, gehe und sei von nun an Gottes Freund und Diener.“

Ferondo sagte: „Hochwürdiger Herr, so ist mir wohl gesagt worden. Laßt mich nur machen; denn sobald ich hinkomme, küsse ich sie auch gleich, so gut bin ich ihr.“

Der Abt ging mit seinen Mönchen zurück und bezeigte eine große Verwunderung über diese Begebenheit, weswegen er denn auch in großer Demut das Miserere singen ließ. Ferondo kehrte indessen ins Dorf zurück, wo jeder, der ihn sah, vor ihm floh, wie man es vor entsetzens-



werten Dingen zu tun pflegt. Er aber rief sie zurück und versicherte, er sei auferweckt worden. Die Frau, fürchtete sich ebenfalls vor ihm, bis endlich die Leute etwas mehr Zutrauen zu ihm faßten, sich überzeugten, daß er lebendig sei, und ihn um vielerlei aus jener Welt befragten.

Er antwortete allen, als ob er vernünftiger zurückgekommen wäre, erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Angehörigen und erfand sich selber die schönsten Fabeln von der Welt über die Einrichtungen des Fegefeuers; auch erzählte er vor allem Volke die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Erzengels Braghiello vor seiner Wiedererweckung gemacht worden sei. Unterdessen kehrte er mit der Frau in sein Haus zurück, nahm von seinem Vermögen wieder Besitz und schwängerte sie, wenigstens seiner Meinung nach. Zum Glücke traf es sich, daß die Frau, nach der Meinung der Törichten, welche sich einbilden, daß die Weiber genau neun Monate lang die Kinder im Leibe tragen, gerade zur rechten Zeit von einem Knaben genas, der Benedetto Ferondo getauft wurde.

Die Rückkehr Ferondos und seine Reden vermehrten dem Abte seinen Geruch der Heiligkeit um vieles; denn fast jedermann glaubte, jener sei wirklich vom Tode erweckt. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht so viele Schläge bekommen hatte, war nun gänzlich von ihr geheilt und plagte, wie der Abt versprochen hatte, von nun an die Frau nie mehr damit. Diese war darüber sehr erfreut und lebte wie zuvor mit ihm in allen Ehren, ohne jedoch zu versäumen, wenn es sich schicklich tun ließ, mit dem heiligen Abte sich zu sehen, der so gut und so sorgfältig sie in den wichtigsten Angelegenheiten bedient hatte.

## NEUNTE GESCHICHTE

Giletta von Nerbona heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Beltram von Roussillon zum Manne. Dieser heiratet sie wider seinen Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, das er zu umarmen glaubt, während er Giletta beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derenwillen er sie liebgewinnt und als Frau behandelt.

Da die Königin dem Dioneo sein Vorrecht nicht rauben wollte, so kam die Reihe des Erzählens, als Laurettas Geschichte geendigt war, an niemand anderes als an sie. Deshalb begann sie denn, ohne eine Aufforderung der übrigen abzuwarten, fröhlich also zu reden:

Wer kann nun eine Geschichte erzählen, die Beifall gewänne, nachdem wir die von Lauretta gehört haben? Wahrlich, es ist gut für uns, daß sie nicht die erste war, sonst würden wenige der anderen uns gefallen haben. Denen, die heute noch mitgeteilt werden sollen, wird es, wie mir dünkt, nun freilich so ergehen; wie dem aber auch sei, will ich immerhin erzählen, was mir in bezug auf den vorgeschriebenen Gegenstand eben einfällt.

Im Königreich Frankreich lebte ein Edelmann, Graf Isnard von Roussillon, der, weil er kränklich war, immer einen Arzt bei sich hatte, namens Gerard von Narbonne. Der genannte Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, mit Namen Beltram, der äußerst schön und unterhaltend war. Mit ihm wurden mehrere Kinder seines Alters erzogen, unter denen sich eine Tochter jenes Arztes, namens Gelitta, befand. Diese fühlte für den jungen Beltram eine unendliche Liebe, die viel glühender war, als es für ihr zartes Alter sich ziemte. Beltram aber mußte, als sein Vater gestorben war und ihn den Händen des Königs anvertraut hatte, nach Paris



H. Grasse inv.

T. U. N. u.

Leopoldo sc.



ziehen, worüber das junge Mädchen unbeschreiblich trostlos war.

Als nun bald darauf auch ihr Vater starb, so wäre sie, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewußt hätte, gar gerne auch nach Paris gegangen, um Beltram wiederzusehen. Da sie aber um des Reichtums willen, der ihr nun allein geblieben war, von vielen beachtet wurde, so wußte sie keinen passenden Vorwand zu finden. Inzwischen hatte sie, bereits entwickelt, da sie noch immer den Beltram nicht vergessen konnte, schon viele, mit denen sie ihre Verwandten hatten verheiraten wollen, zurückgewiesen, ohne den Grund dafür anzugeben.

Als sie nun mehr denn je in Liebe zu Beltram entbrannt war, der sich zu einem schönen Jüngling entwickelt hatte, vernahm sie zufällig, der König von Frankreich sei infolge eines Geschwüres, das er auf der Brust gehabt hatte und das von den Ärzten schlecht geheilt war, mit einer Fistel behaftet, die ihm große Unbequemlichkeit und heftige Schmerzen verursache. Auch habe sich noch kein Arzt gefunden, so viele sich schon daran versucht hätten, der imstande gewesen wäre, ihn zu heilen, vielmehr hätten alle das Übel verschlimmert. Darum wolle denn der König, der jetzt an der Heilung verzweifle, von niemandem mehr Rat oder Hilfe annehmen.

Das Mädchen war hocheifrig hierüber; denn sie glaubte nun nicht nur einen genügenden Vorwand gefunden zu haben, um nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, wenn diese Krankheit wirklich dieselbe wäre, die sie vermutete, es leicht dahin bringen zu können, daß sie Beltram zum Manne bekomme. Deshalb fertigte sie denn, von ihrem Vater in ärztlichen

Dingen vielfach belehrt, aus gewissen Kräutern, die für die Krankheit dienlich waren, welche sie beim König voraussetzte, ein Pulver an, stieg damit zu Pferde und reiste nach Paris.

Hier war ihr erstes Geschäft, daß sie Beltram zu sehen suchte, und erst als ihr dies gelungen war, trat sie vor den König und bat es sich als Gnade aus, daß er ihr sein Übel zeige. Der König konnte es bei ihrer Jugend, Schönheit und Anmut ihr nicht abschlagen und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, faßte sie festes Zutrauen, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt, so hoffe ich zu Gott, ohne Euch irgend Schmerzen oder Beschwerden zu machen, Euch in acht Tagen von dieser Krankheit befreit zu haben.“

Der König lachte im stillen über ihre Worte und sagte zu sich: „Wie sollte ein junges Mädchen zu bewirken wissen, was die größten Ärzte der Welt nicht vermocht und nicht verstanden haben?“ Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete aber, er habe bei sich beschlossen, keinen ärztlichen Rat weiter zu befolgen.

Darauf erwiderte das Mädchen: „Gnädiger Herr, Ihr verschmähst meine Kunst, weil ich ein Weib und noch jung bin. Ich weise aber darauf hin, daß ich nicht durch meine Wissenschaft allein, sondern durch Gottes Beistand und durch die Wissenschaft des Meisters Gerard von Narbonne, der mein Vater und ein berühmter Arzt war, zu heilen verstehe.“

Der König sagte hierauf in seinen Gedanken: „Vielleicht ist dieses Mädchen mir von Gott gesandt; warum versuche ich nicht, was sie zu tun weiß, da sie mir doch verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu

heilen?“ Und so sprach er, entschlossen, es zu versuchen: „Jungfrau, wenn Ihr uns nicht heilt, im Falle wir um Euretwillen unserem Entschlusse zuwider handelten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte das Mädchen, „laßt mich bewachen und, wenn ich Euch in acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen. Was soll ich aber für Lohn erhalten, wenn ich Euch heile?“

Darauf antwortete der König: „Ihr scheint uns noch unverheiratet. Wenn Ihr mich heilet, so werden wir Euch einen guten und angesehenen Mann geben.“

„Gnädiger Herr,“ sagte das Mädchen, „wahrlich, mir ist es lieb, wenn Ihr mich verheiraten wollt; ich begehre aber keinen anderen zum Manne, als den, den ich mir von Euch erbitten werde, wobei ich keinen Eurer Söhne und keinen aus dem königlichen Hause fordern will.“

Der König versprach ihr alsbald, es zu tun.

Das Mädchen begann nun ihre Heilung und hatte binnen kurzem, noch vor der bestimmten Frist, den König wieder hergestellt. Wie sich dieser nun gesund fühlte, sagte er: „Jungfrau, Ihr habt Euch einen Mann wohl verdient.“

„Gut, gnädiger Herr,“ sagte das Mädchen, „so habe ich denn Beltram von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben anfang und seit der Zeit immer von ganzem Herzen geliebt habe.“

Dem Könige schien es ein Großes, ihr diesen geben zu sollen; da er es aber einmal versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er ihn zu sich rufen und sprach zu ihm: „Beltram, Ihr seid nun erwachsen und hinlänglich gebildet. Wir wollen, daß Ihr nun zurückkehrt, Eure Grafschaft selbst zu regieren;

auch sollt Ihr ein Mädchen mit Euch heimführen, das wir Euch zur Frau bestimmt haben.“

Beltram antwortete: „Und wer ist das Mädchen, gnädiger Herr?“

„Dieselbe,“ antwortete der König, „die mit ihren Heilmitteln unsere Gesundheit wieder hergestellt hat.“

Beltram hatte sie bereits gesehen und erkannt, und obwohl auch er sie für schön hielt, sagte er dennoch in dem Gefühle, daß sie von keinem Geschlechte sei, das seinem hohen Adel gezieme, ganz zornig: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir eine Quacksalberin zur Frau geben? Das möge doch Gott verhüten, daß ich mir jemals solch ein Frauzimmer nehme!“

Der König antwortete: „So wollt Ihr denn, daß wir unserem Worte untreu werden, welches wir, um unsere Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen gaben, das nun Euch als Lohn zum Manne begehrt hat?“

„Gnädiger Herr,“ sagte Beltram, „Ihr könnt mir alles nehmen, was ich besitze und mich als Euren Vasallen verschenken, an wen es Euch beliebt; das aber versichere ich Euch, daß ich mich wegen dieser Heirat niemals zufrieden geben werde.“

„Ihr werdet schon,“ sagte der König; „denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt Euch sehr. Deshalb hoffen wir denn, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet, als Ihr es mit einer Dame von höherer Abkunft getan haben würdet.“

Beltram schwieg, und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitsfeste machen. Als nun der festgesetzte Tag herangekommen war, vermählte sich Beltram, so ungern er es auch tat, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte. Sobald dies aber geschehen war, beurlaubte er, wie er



schon zuvor bei sich beschlossen hatte, sich beim Könige unter dem Vorwande, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort erst die Ehe vollziehen wolle. Damit stieg er zu Pferde, reiste aber nicht in seine Grafschaft, sondern kam nach Toskana. Als er hier vernahm, daß die Florentiner mit den Senesen im Kriege begriffen seien, entschloß er sich, zu ihren Gunsten am Streite teilzunehmen. Er wurde mit großer Freude und Ehrenbezeugungen von ihnen empfangen, und als sie ihn zum Anführer einer Abteilung ihrer Kriegersleute gemacht und bedeutenden Sold ihm ausgesetzt hatten, blieb er eine gute Weile in ihren Diensten.

Die junge Frau war über diese Begebenheit nicht sehr erfreut, reiste indessen in der Hoffnung, durch ihr gutes Benehmen ihn in seine Grafschaft zurückzurufen, wieder nach Roussillon und wurde daselbst von allen als ihre Gebieterin aufgenommen. Weil nun während der langen Abwesenheit des Grafen alle Geschäfte verwahrlost waren, brachte sie dieselben vermöge ihres großen Geschickes mit vieler Mühe und Fleiß wieder in die beste Ordnung, worüber die Untertanen sich gar sehr freuten und ihr besonders zugetan wurden, auch den Grafen, dem sie nicht recht war, lebhaft tadelten.

Als sie nun alles im Lande wieder in guten Stand gesetzt hatte, gab sie dem Grafen durch zwei Edelleute Nachricht davon und bat ihn, wenn er um ihretwillen zögere, in seine Grafschaft zu kommen, so möge er sie davon unterrichten und sie werde alsdann ihm zu Gefallen die Gegend verlassen.

Der Graf antwortete ihnen äußerst hart: „Mag sie tun, wozu sie Lust hat; ich aber werde nicht eher heimkehren, um mit ihr zu leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr erzeugt habe, auf

dem Arme trägt.“ Eben diesen Ring nun hielt er sehr wert und trennte sich auch wegen einer gewissen Kraft niemals von ihm, die, wie man ihn überredet hatte, demselben innewohnte.

Die Edelleute fühlten wohl die Härte der Bedingung, die von fast zwei unmöglichen Dingen abhängig gemacht war; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte von seinem Vorsatze nicht abbringen konnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und erzählten ihr des Grafen Antwort. Sie wurde darüber gar sehr betrübt, entschloß sich indessen nach langer Überlegung, zu versuchen, ob sie nicht vielleicht jene Forderungen erfüllen könne. Um nun auf solche Weise in Zukunft ihren Gemahl wiederzugewinnen, versammelte sie, sobald sie mit sich einig geworden war, was sie tun solle, einige der ältesten und tüchtigsten Männer aus der Grafschaft und erzählte ihnen ganz der Ordnung nach mit kläglichen Worten, was sie alles aus Liebe zum Grafen getan und was für einen Lohn sie dafür erhalten habe. Zuletzt eröffnete sie ihnen ihre Absicht, nicht durch ihr längeres Verweilen das ewige Exil des Grafen zu veranlassen, sondern vielmehr den Rest ihres Lebens allein zu Pilgerfahrten und mitleidigen Werken zum Heil ihrer Seele zu verwenden. Deshalb bat sie denn jene Männer, daß sie Wache und Verwaltung der Grafschaft übernehmen und den Grafen in Kunde setzen möchten, wie sie den Besitz frei und ledig gelassen habe und in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, fortgezogen sei. Während sie also sprach, vergossen die guten Leute viele Tränen und baten sie dringend, ihren Entschluß aufzugeben und bei ihnen zu bleiben. Alles war indessen vergebens.

Die Dame empfahl sie dem göttlichen Schutze und trat in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin

in Pilgerkleidern und mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie gingen, die Reise an und verweilte auch nicht eher, als bis sie in Florenz angelangt war. Hier kehrte sie, vom Zufall geleitet, in einem kleinen Gasthof ein, der einer guten Witwe gehörte, und gab sich voller Verlangen, von ihrem Herrn Nachricht zu erlangen, für eine arme Pilgerin aus. Nun traf es sich, daß sie schon am anderen Tage den Beltram mit seinem Gefolge vor dem Gasthofe vorüberreiten sah. Obgleich sie ihn gar wohl erkannte, fragte sie doch die gute Wirtin, wer es sei.

Diese erwiderte: „Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltram nennt, ein gefälliger, freundlicher Herr, den man in unserer Stadt ausnehmend gerne sieht und der in eine meiner Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, über alle Maßen verliebt ist. Das ist ein gar sittsames und wackeres Mädchen, das nur um seiner Armut willen noch nicht verheiratet ist und mit seiner Mutter, einer anständigen und wackeren Frau, zusammenlebt. Aber wer weiß, was sie diesem Grafen nicht schon zu Gefallen getan hätte, wenn ihre Mutter nicht wäre?“

Die Gräfin nahm den Inhalt dieser Worte sorgfältig in sich auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen und faßte ihren Entschluß, sobald sie von allem unterrichtet war. Zu diesem Zwecke ließ sie sich Namen und Wohnung jener Frau und ihrer Tochter, in welche der Graf verliebt war, bezeichnen und ging eines Tages, ohne jemand etwas davon zu sagen, in Pilgerkleidung zu ihnen. Sie fand Mutter und Tochter recht ärmlich aussehend, begrüßte sie und sagte der ersteren, wenn es ihr gefiele, wünschte sie mit ihr zu reden. Die Edelfrau stand auf und sagte, sie sei bereit, zu hören,

und so gingen sie in eine Nebenstube, wo die Gräfin, als sie sich niedergelassen hatten, so zu sprechen anfang: „Madonna, Ihr gehört, wie es mir scheint, ebenso wie ich zu denjenigen, denen Fortuna feindlich ist; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr wohl Euch und mich glücklich machen.“

Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf anständige Weise zu verbessern.

Die Gräfin fuhr fort: „Ich bedarf Eurer Verschwiegenheit. Verlasse ich mich auf sie und verrätet Ihr mich dennoch, so schadet Ihr Euch ebenso wie mir.“

„Vertrauet mir ruhig,“ erwiderte die Edeldame, „was Euch immer gefällt; gewiß werdet Ihr nie von mir betrogen werden.“

Darauf erzählte ihr denn die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und was sich alles zugetragen habe, seit sie zuerst sich in den Grafen verliebte, daß die Edeldame, welche diese Begebenheiten zum Teil schon von anderen gehört hatte, ihren Worten Glauben beimaß und sie zu bemitleiden anfang.

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig war, fuhr sie fort: „Ihr habt gehört, was ich zu meinem übrigen Unglück für zwei Dinge besitzen muß, wenn ich meinen Mann erlangen will. Ist es nun wahr, was ich vernehme, daß der Graf Eure Tochter auf das zärtlichste liebt, so sehe ich, daß niemand außer Euch mir diese Dinge verschaffen kann.“

Die Edeldame antwortete ihr: „Madonna, ob der Graf meine Tochter liebt, das weiß ich nicht; aber sein Benehmen ist ganz danach. Was kann ich aber deshalb tun, um Euch zu verschaffen, was Ihr wünscht?“

„Madonna,“ erwiderte die Gräfin, „gleich will ich es sagen; zuvor aber sollt Ihr hören, was Euch für ein

Vorteil daraus erwachsen wird, wenn Ihr hierin mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und alt genug zum Heiraten, auch muß ich aus dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, schließen, daß Ihr sie nur aus Mangel an anständiger Ausstattung noch im Hause behaltet. So denke ich denn zum Dank des Dienstes, den Ihr mir leisten sollt, Eurer Tochter von meinem Gelde eine Mitgift auszusetzen, wie Ihr selbst sie angemessen glauben werdet, um sie ehrenvoll zu verheiraten.“

Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch aber antwortete sie zufolge ihrer adligen Gesinnung: „Madonna, sagt mir, was kann ich für Euch tun? Ziemt es sich für mich, so soll es gerne geschehen, und Ihr mögt nachher tun, was Euch belieben wird.“

Darauf sagte die Gräfin: „Zu meinen Absichten ist es nötig, daß Ihr durch jemand, auf den Ihr Euch verlassen könnt, dem Grafen, meinem Manne, sagen laßt, Eure Tochter sei gesonnen, ihm allen Willen zu tun, wenn sie nur gewiß sei, daß er sie wirklich so lieb habe, wie er vorgibt. Das könne sie aber nicht anders glauben, als wenn er ihr den Ring schicke, den er immer am Finger trägt und der ihm, wie sie gehört habe, so teuer sei. Schickt er ihr den Ring, so werdet Ihr ihn mir geben und dem Grafen sagen lassen, daß Eure Tochter bereit sei, alle seine Wünsche zu erfüllen. Dann müßt Ihr ihn heimlich hierher kommen lassen und mich unbemerkt anstatt Eurer Tochter ihm zur Seite legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich von ihm empfangen, und dann werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn wieder gewinnen und mit ihm leben können, wie es Mann und Frau ziemt, und das werde ich dann Euch verdanken.“

Der Edeldame schien es ein bedenkliches Ding, und sie fürchtete sehr, daß große Schande für ihre Tochter daraus entspringen könnte. Wie sie aber wieder bedachte, daß es löblich sei, der guten Frau ihren Mann wiederzuerschaffen, und daß es auch eine löbliche Absicht sei, die sie also zu tun bewog, versprach sie nicht nur, im Vertrauen auf ihre gute und ehrbare Gesinnung, das Gewünschte zu tun, sondern sie erhielt auch auf dem angegebenen Wege in wenig Tagen mit geheimer Vorsicht jenen Ring, obgleich es dem Grafen schwerfiel, sich von ihm zu trennen, und legte mit großer Geschicklichkeit die Gräfin statt ihrer Tochter dem Grafen zur Seite.

In diesen ersten Vereinigungen, die vom Grafen inbrünstig gewünscht waren, empfing die Dame nach Gottes Willen zwei männliche Kinder, wie sich zur gehörigen Zeit bei der Entbindung zeigte. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht nur ein-, sondern viele Male, wobei sie so vorsichtig zu Werke ging, daß nichts von diesem Verhältnisse verlautete und der Graf fortwährend der Meinung war, nicht seine Frau, sondern die, welche er liebte, genossen zu haben. Deshalb schenkte er ihr denn auch morgens, wenn er sie zu verlassen hatte, schöne und kostbare Edelsteine in Menge, die die Gräfin sämtlich sorgsam verwahrte.

Als sie von ihrer Schwangerschaft überzeugt war, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesen Diensten beschwerlich fallen, sondern sagte ihr: „Madonna, Gott und Euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünschte, und so ist es Zeit, daß ich nun nach Eurem Verlangen tue, um dann wieder abzureisen.“

Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn die

Gräfin irgend etwas nach ihren Wünschen erreicht hätte. Was sie aber getan habe, sei nicht in Hoffnung auf irgend einen Lohn geschehen, sondern allein, weil sie gemeint habe, sie müsse so handeln, wenn sie Gutes tun wolle.

„Madonna,“ erwiderte die Gräfin, „ich lobe diese Gesinnung an Euch und denke selber nicht, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch als einen Lohn zu schenken, sondern allein um Gutes zu tun, wie man meiner Meinung nach es tun soll.“

Hierauf bat die Edeldame notgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Die Gräfin bemerkte wohl ihre Scham und die Bescheidenheit ihrer Bitte und schenkte ihr deshalb fünfhundert Gulden nebst schönem und kostbarem Geschmeide, das leicht ebensoviel wert sein mochte. Die Edelfrau war darüber hocheufreut und dankte der Gräfin, wie sie nur immer wußte und konnte. Diese aber verließ sie und kehrte in ihren Gasthof zurück.

Um für die Zukunft dem Beltram allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beschicken oder zu besuchen, zog die Edelfrau bald darauf nebst ihrer Tochter zu ihren Anverwandten aufs Land. Beltram kehrte indessen, von den Seinigen zurückgerufen, als er erfuhr, die Gräfin sei davongegangen, selbst in seine Heimat zurück. Die Gräfin war sehr erfreut, als sie hörte, er sei von Florenz abgereist und in seine Grafschaft heimgekehrt, und verweilte in Florenz noch bis zu ihrer Niederkunft, in der sie von zwei Knaben, die ihrem Vater äußerst ähnlich sahen, entbunden wurde.

Sie ließ einstweilen die Knaben mit vieler Sorgfalt stillen, machte sich dann, als es ihr Zeit zu sein schien, mit ihnen auf den Weg und langte, ohne von jemand

erkannt zu werden, glücklich in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage aus und erfuhr infolge ihrer Erkundigungen nach dem Grafen, er werde am nächsten Allerheiligen-Tage in Roussillon ein großes Gastmahl für Damen und Ritter geben. Zu diesem ging sie nun, immer noch in ihrer gewohnten Pilgertracht, und eilte, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder im Arm, hinauf in den Saal des gräflichen Palastes, wo, wie sie hörte, Damen und Ritter versammelt waren, um zu Tische zu gehen.

Mitten durch die Leute drängte sie sich dahin, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat zurückzuführen und zu erhalten, lange Zeit im Elend umhergezogen ist. Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mir jetzt die Bedingungen hältst, die du mir durch die zwei Edelleute auferlegt hast. Siehe hier auf meinen Armen nicht ein, sondern deine zwei Kinder und siehe hier deinen Ring. Nun ist es nach deinem eigenen Versprechen Zeit, daß ich als deine Frau von dir aufgenommen werde.“

Als der Graf dies hörte, erschrak er sehr; denn er erkannte den Ring und die Kinder, so ähnlich waren sie ihm; doch sagte er: „Wie sollte denn das geschehen sein?“

Hierauf erzählte die Gräfin zur großen Verwunderung des Grafen und aller übrigen, die gegenwärtig waren, der Ordnung nach, was und wie es sich zugetragen hatte. Wie der Graf sich nun hierdurch überzeugte, daß sie die Wahrheit sprach, und wie er ihre Ausdauer und ihren Verstand bedachte und dann auch wieder die zwei schönen Kinder sah, legte er seinen hartnäckigen Stolz ab, nicht nur um seinem Worte treu zu bleiben, sondern



auch den Seinigen, Männern wie Frauen, zu Gefallen, die ihn alle baten, er möge sie nun als seine rechtmäßige Gattin aufnehmen und ehren. So hieß er denn die Gräfin aufstehen, küßte und umarmte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als die seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern bekleiden, die ihrem Stande geziemten, und feierte zur großen Freude aller Gegenwärtigen wie auch seiner sämtlichen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen, sondern noch mehrere andere Tage lang ein glänzendes Fest und liebte sie von dem Tage an mit aller seiner Gattin und Ehefrau gebührenden Achtung auf das herzlichste.



## ZEHNTE GESCHICHTE

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle zu schicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbale.

Dioneo, der die Erzählung der Königin mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, hub, als sie vollendet war und er sah, daß ihm allein noch zu reden obliege, ohne einen Befehl abzuwarten, lächelnd also zu reden an:

Holde Damen, ihr hörtet vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle hineinschickt, und so will ich es euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der Ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn ihr es gelernt habt, könnt ihr dadurch vielleicht noch einmal eure Seele retten; auch werdet ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenn sie gleich lieber die heiteren Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den Höhlen der Wüste fühlbar zu machen, woraus sich denn entnehmen läßt, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.

Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Barberei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren anderen Kindern eine schöne und wohlgestaltete Tochter hatte, die Alibech hieß. Obgleich sie nun keine Christin war, aber von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, fragte sie eines Tages einen Christen, wie man denn eigentlich Gott dienen könne und am leichtesten dazu gelange. Dieser antwortete ihr, man diene Gott am besten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie



Beucher inv.

T. II. N. 12.

Le More sc.



es besonders diejenigen täten, die in die Einöden der thebaischen Wüste gegangen wären.

Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahre alt sein und war gar einfältig; daher machte sie sich denn, nicht aus vernünftigem Antriebe, sondern aus einer gewissen kindischen Lust, ohne irgend jemand etwas davon wissen zu lassen, am anderen Morgen heimlich und ganz allein nach der thebaischen Wüste auf den Weg und gelangte, weil ihre Lust anhielt, mit großer Anstrengung nach einigen Tagen bis in jene Einöden. Hier ging sie auf die erste Hütte zu, die sie in der Ferne sah, und fand einen heiligen Mann an der Tür stehen, der sie ganz verwundert, sie hier zu erblicken, fragte, was sie suchen gehe.

Sie antwortete ihm, sie suche auf Eingebung Gottes, wie sie ihm dienen und jemand finden könne, der sie darin unterrichte.

Als der wackere Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wohl betrügen, wenn er sie bei sich behielte. Darum lobte er ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kräuterwurzeln, wilde Äpfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken und sagte dann: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, der ein weit besserer Lehrmeister dessen ist, wie du begehrt, als ich es bin; geh du zu dem!“ und damit brachte er sie auf den Weg.

Als sie nun zu diesem zweiten kam und von ihm dieselbe Antwort erhielt, ging sie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einsiedlers, eines recht frommen und guten Menschen, der Rusticus hieß, und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die anderen getan hatte. Rusticus dachte eine große Probe seiner Festigkeit anzustellen und schickte sie deshalb nicht wie die

anderen weg, sondern behielt sie bei sich in seiner Zelle und machte ihr, als es Nacht wurde, ein Bettchen von Palmenlaub und hieß sie sich darauf niederlegen.

Als dies geschehen war, säumten die Versuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Wie dieser sich aber von jener gar bald völlig im Stich gelassen sah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken und ergab sich als besiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geißelungen ganz beiseite liegen, rief sich dafür die Jugend und die Schönheit des jungen Mädchens ins Gedächtnis und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen solle, um zum Ziele zu gelangen, damit sie nicht gewahr werde, er strebe als ein unkeuscher Mensch nach dem, was er von ihr beehrte.

Zu dem Zwecke richtete er allerhand Fragen an sie, durch die er erfuhr, sie habe noch nie einen Mann gekannt und sei so einfältig, wie sie aussah. Deshalb beschloß er, unter dem Scheine des Gottesdienstes sie seinen Wünschen folgsam zu machen.

Zuerst setzte er ihr nun mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel sei, und wie man durch nichts Gott so lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle schicke, in die unser Herrgott ihn verbannt habe.

Das Mädchen fragte ihn, wie man das anfangen solle.

Rusticus antwortete ihr darauf: „Das sollst du bald erfahren und darum tue, was du mich tun siehst.“ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sich auszuziehen, und warf sich, als er ganz nackt war, während das Mädchen ihm in allem nachahmte, auf die Knie, als wollte er beten. Das Mädchen ließ er

sich gegenüber hinknieen, und als er in dieser Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in seiner Begierde entbrannte, zeigte sich die Auferstehung des Fleisches.

Als Alibech diese gewahr wurde, wunderte sie sich und sprach: „Rusticus, was ist denn das für ein Ding, was ich an dir so vorne herauskommen sehe und das ich gar nicht habe?“

„Ach, meine Tochter,“ sagte Rusticus, „das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe. Siehst du, jetzt plagt er mich so sehr, daß ich es kaum aushalten kann.“

„Nun, Gott sei Lob,“ sagte das Mädchen darauf, „so sehe ich, daß mir's besser geht als dir, denn ich für mein Teil habe keinen solchen Teufel.“

Rusticus sagte: „Du sprichst die Wahrheit; du hast aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das ist ebenso schlimm.“

„Warum nicht gar!“ sagte Alibech.

Rusticus antwortete ihr: „Du hast die Hölle, und ich sage dir, Gott hat dich zum Heil meiner Seele hierher gesandt; denn wenn du dich meiner erbarmen und mir erlauben willst, daß ich, so oft dieser Teufel mich so sehr plagt, ihn in die Hölle hineinschicken darf, so wirst du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienst und Gefallen erzeigen, wenn du anders in der Absicht, die du mir gesagt hast, hierher gekommen bist.“

Die Dirne erwiderte in gutem Glauben: „Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, so kann's geschehen, wenn Ihr wollt.“

Darauf antwortete Rusticus: „Sei gesegnet, meine Tochter; so laß uns denn gehen und ihn heimschicken, auf daß er künftig mich in Frieden lasse.“

Und mit diesen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten und lehrte sie, wie man sich stellen müsse, um diesen Verfluchten Gottes einzukerkern.

Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geschickt hatte, spürte beim ersten Male einiges Ungemach und sagte deshalb zum Rusticus: „Wahrlich, mein Vater, der Teufel muß ein abscheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind sein, denn er tut selbst der Hölle, geschweige denn anderen Dingen weh, wenn er hineinkommt.“

Rusticus sagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer so sein.“

Und um es dahin zu bringen, schickten sie, bevor sie sich vom Bett erhoben, ihn an sechsmal heim in die Hölle, so daß sie ihn für dieses Mal den Hochmut aus dem Kopfe brachten und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder im Stolz erhob und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demütigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand und zum Rusticus also sagte: „Nun sehe ich wohl, daß die wackeren Leute in Capsa recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen, sei ein so süßes Ding. Denn wahrlich, ich erinnere mich nicht, je etwas getan zu haben, das mir soviel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß jeder, der sich nicht anstrengt, Gott zu dienen, ein unvernünftiges Tier ist.“

Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehen; so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken!“



In dieser Beschäftigung sagte sie auch wohl zuweilen: „Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder herausgeht; denn wäre er so gern drin, als die Hölle ihn gern aufnimmt und festhält, so würde er immer drinnen bleiben.“

Während die Dirne auf solche Weise den Rusticus oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmählich die Wolle aus der Jacke gezupft, daß er fror, wenn ein anderer geschwitzt hätte. Deshalb sagte er denn zu dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmut erhöhe. „Wir aber,“ fügte er hinzu, „haben ihn durch Gottes Hilfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen.“

Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tages: „Rusticus, ist dein Teufel nun abgestraft und plagt er dich nicht mehr, so läßt mich meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirst du ein gutes Werk tun, wenn du mit deinem Teufel die Wut meiner Hölle bändigen hilfst, wie ich meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel den Stolz zu vertreiben.“

Rusticus, der von Kräuterwurzeln lebte, war genötigt, in diesem Spiele oft zu passen, und sagte ihr, um die Hölle zu beschwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für sie tun, was er irgend imstande sei. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünsche; doch geschah es so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gott nicht ihren Wünschen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden.

Während aber dieser Streit zwischen dem Teufel des Rusticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fort dauerte, geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam und Alibechs Vater mit allen seinen Kindern und sonstiger Familie im eigenen Hause verbrannte, so daß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens wurde. Deshalb begab sich auch ein junger Mann, namens Neerbal, der all sein Geld in Großtuereien durchgebracht hatte, als er hörte, sie sei noch am Leben, auf den Weg, sie zu suchen und fand sie zu des Rusticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, als erbloses Gut eingezogen hatten. Er führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück, heiratete sie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin.

Als aber die Frauenzimmer sie, bevor sie noch bei Neerbal geschlafen hatte, befragten, wodurch sie denn in der Wüste Gott gedient habe, antwortete sie, durch Heimschicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, sie solcher Verrichtung zu entziehen. Die Weiber fragten, wie man denn den Teufel heim in die Hölle schicke, und die Dirne zeigte es ihnen halb mit Worten und halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: „Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut tun und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserem Herrgott fleißig mit dir dienen.“ Dann erzählte eine der anderen in der Stadt die Geschichte und es wurde dort zum Sprichwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel heim in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen und dauert noch heute fort.

Darum, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen

die Gnade Gottes gar nottut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Übungen sieht der liebe Gott gern, die Teilnehmer ergötzen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen.

Tausendmal und öfter hatte die Geschichte des Dioneo die sittsamen Mädchen zum Lachen erregt, so spaßhaft kamen ihnen seine Worte vor. Als er aber zum Schlusse kam und die Herrschaft der Königin nun ihr Ende erreicht hatte, nahm sie sich den Lorbeerkrantz vom Haupt, setzte ihn mit vieler Anmut dem Filostrato auf und sagte: „Nun werden wir sehen, ob der Wolf besser verstehen wird, die Schafe zu führen, als bisher Schafe die Wölfe geführt haben.“

Als Filostrato dies hörte, sagte er lächelnd: „Wäre es auf mich angekommen, so hätten die Wölfe die Schäflein ebensogut gelehrt, den Teufel in die Hölle heimschicken, als Rusticus die Alibech. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da ihr euch nicht als Schafe benommen habt. Da mir indessen das Regiment übertragen wird, so will ich mein Reich regieren.“

Neifile antwortete ihm: „Höre, Filostrato, statt uns belehren zu wollen, hättet Ihr lieber, wie Masetto aus Lamporechio, von den Nonnen Klugheit lernen und die Sprache nicht eher wiederbekommen sollen, als bis die Knochen ohne Lehrmeister pfeifen gelernt hätten.“

Filostrato merkte wohl, daß für jeden seiner Pfeile eine Sichel zur Hand war, er gab deshalb das Witzeln auf und begann statt dessen, sich mit der Regierung des nun ihm übertragenen Reiches zu beschäftigen. Deshalb ließ er sich den Seneschall rufen und sich von ihm berichten, wie weit alles gediehen sei; dann ordnete

er mit vielem Verstande für die Dauer seiner Herrschaft an, was ihm ziemlich und für das Vergnügen der Gesellschaft förderlich erschien, und wandte sich, als dies geschehen war, mit folgenden Worten zu den Damen:

„Liebevollte Damen, seitdem ich gut und böse zu unterscheiden wußte, war ich zu meinem Unglück wegen der Schönheit der einen oder anderen unter euch dem Amor immer unterworfen. Daß ich demütig und gehorsam war und in allem aus vollen Kräften seiner Weise nachlebte, hat mir nichts geholfen, vielmehr hat man mich zuerst um eines anderen willen verlassen, und nachher ist es mit mir immer schlecht und schlechter gegangen, und so wird es mir wohl auch gehen bis an meinen Tod. Deshalb will ich denn, daß nichts anderes der Gegenstand unserer morgigen Geschichte sei, als was meinem Schicksal entspricht, nämlich die Begebenheiten derjenigen, deren Liebe einen üblen Ausgang hatte. Denn auch den Ausgang der meinigen erwarte ich, wenn es lange so fortdauert, höchst betrübt zu finden, und allein um dessen willen hat mir einer, der wohl wußte, was er tat, den Namen beigelegt, bei dem ihr mich ruft.“

Mit diesen Worten stand er auf und beurlaubte einen jeden bis zum Abendessen.

Der Garten war so schön und so ergötzlich, daß keiner aus der Gesellschaft es vorzog, ihn zu verlassen, um anderwärts größeres Vergnügen zu finden. Da aber die schon kühlere Luft sie nicht mehr daran hinderte, den Rehen, Kaninchen und anderen Tieren nachzueilen, die, während sie saßen, mehr als hundertmal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten, so unterhielten sie sich nun damit, das eine oder andere derselben zu verfolgen. Dioneo und Fiammetta fingen an,

von Wilhelm und der Dame von Verju zu singen. Filomena und Pamfilo spielten Schach, und so vertrieben sie sich der eine hiermit, der andere damit die Zeit, bis, kaum erwartet, die Stunde des Abendessens herankam. Die Tafeln waren bei dem schönen Springquell gedeckt, und sie aßen in großer Fröhlichkeit zu Abend. Darauf forderte Filostrato, um nicht von denen abzuweichen, die vor ihm Königinnen gewesen waren, Lauretta auf, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu singen.

„Herr,“ erwiderte Lauretta, „fremde Lieder weiß ich nicht und von den meinigen kann ich keines auswendig, das einer so fröhlichen Gesellschaft hinlänglich entspräche. Wollt Ihr es aber, wie ich es habe, so will ich gerne eines sagen.“

Der König antwortete darauf: „Nichts, was du gemacht hast, kann anders als schön und gut sein, und deshalb sage uns eines, wie du es im Gedächtnis hast.“

Da fing Lauretta mit gar sanfter Stimme und in etwas schwermütiger Weise, während die übrigen antworteten, also an:

Niemand hat Leid empfunden,  
Mit soviel Grund zu klagen,  
Als ich, die ich von Schmerzen bin umwunden.

Der Herr, auf dessen Wink die Himmel weichen,  
Hat mich zu seiner Lust gemacht,  
So schön, anmutig, reizend ohnegleichen,  
Daß, wer hinieden himmelwärts gedacht,  
Der Schönheit sah' ein Zeichen,  
Die droben stets vor seinem Auge lacht;  
Allein die Erdennacht  
Begriff nicht meine Reize,  
Hat mich verschmäht und nimmer schön gefunden.

Wohl war ein Jüngling einst, der voll Verlangen  
Weil zart ich war und klein,  
Mit Arm und mit Gedanken mich umfängen:  
Aus meinen Augen sog er Flammen ein;  
Die Zeit, die schnell vergangen,  
Verwandt' er nur, gefällig mir zu sein.  
Hingebend ward ich sein  
Und fand ihn meiner würdig;  
Jetzt aber, ach, ist solches Glück entschwunden!

Drauf hat ein andrer liebend mich erkoren,  
Voll keckem Übermut,  
Weil er sich tapfer dünkt und hochgeboren.  
Der hält voll Eifersucht mich streng in Hut,  
Leiht falschem Wahn die Ohren;  
Ich aber fühl' in herber Tränenflut,  
Verzweifelnd nur zu gut,  
Daß ich, zum Heile vieler  
Geboren, nun an einen mich gebunden.

Mein widriges Geschick muß ich beklagen,  
Das mich betöret, ach,  
Des Kleiderwechsels willen, ja zu sagen.  
Im dunklen Kleid einst froh, muß Ungemach  
Ich nun im hellen tragen  
Und überdies des bösen Leumund Schmach.  
O, arger Hochzeitstag,  
Was bin ich nicht gestorben,  
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden!

Geliebter Freund, den ich mit Lust besessen,  
Der keine jemals glich,  
Du weilst dort oben, in dem Anschauen dessen,  
Der uns erschaffen hat; erbarme dich

Der Frau, die zu vergessen  
Dich nie vermag, und überzeuge mich,  
Die Flamm' entzünde sich  
Aufs neu', in der ich glühte;  
Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden.

Hier endete Laretta ihr Lied, das von allen überdacht, von verschiedenen aber verschiedentlich verstanden wurde. Die einen meinten, es komme auf das mailändische Sprichwort hinaus: besser eine fette Sau als eine schöne Frau; andere aber erkannten darin einen erhabenen, tieferen und richtiger aufgefaßten Sinn, von dem indessen zu reden, jetzt nicht an der Zeit ist. Dann wurden auf des Königs Befehl Wachsfackeln in Menge angezündet und auf dem Rasen und den Blumen andere Lieder mehr noch gesungen, bis alle Sterne sanken, die im Aufsteigen begriffen gewesen waren. Nun erst meinte der König, es sei Schlafenszeit, und ließ deshalb einen jeden mit der Gutenacht sich in sein Zimmer zurückziehen.







ES SCHLIESST  
DES DECAMERON DRITTER TAG  
UND ES BEGINNT  
DER VIERTE,  
AN WELCHEM  
UNTER DEM REGIMENTE DES FILOSTRATO  
VON PERSONEN GEREDET WIRD,  
DEREN LIEBE  
EIN UNGLÜCKLICHES ENDE NAHM



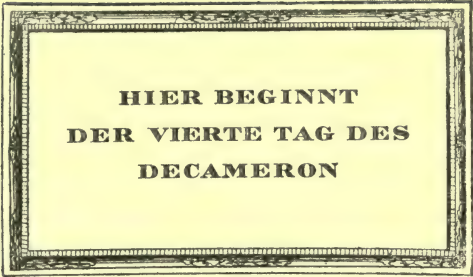




*Boucher inv.*

*T. II. N. 13.*

*Pignat del.*



**HIER BEGINNT  
DER VIERTE TAG DES  
DECAMERON**

Geliebte Damen, sowohl nach den Worten weiser Männer, die ich vernommen, als nach dem, was ich selber oftmals gesehen und gelesen hatte, glaubte ich, daß der ungestüme und sengende Wind des Neides nur die hohen Türme und die erhabensten Baumwipfel erschüttere; doch ich finde mich in dieser meiner Meinung betrogen. Weil ich nämlich dem wilden Ungestüm jenes wütenden Geistes fliehe und immer vor ihm geflohen bin, habe ich absichtlich meinen Weg nicht allein in die Ebene, sondern sogar in die tiefsten Täler eingeschlagen.

Diese meine Gesinnung muß schon demjenigen deutlich genug einleuchten, der die gegenwärtigen Geschichten betrachtet, die ich nicht nur in florentinischer Volkssprache und in Prosa, ohne weitere Bezeichnung, sondern in der anspruchslosesten und bescheidensten Schreibart von der Welt verfaßt habe. Dessen allen aber ungeachtet bin ich dem Ungestüm jenes Sturmes so wenig entgangen, daß er mich vielmehr gewaltig erschüttert, ja fast entwurzelt hat, und ich ganz zerfleischt bin von den Bissen des Neides. Daraus erhellt mir denn gar deutlich die Wahrheit dessen, was die Weisen sagen, daß allein unter allen gegenwärtigen Dingen die Erbärmlichkeit dem Neide entgeht. Einige nämlich haben

beim Lesen dieser Geschichten gesagt, daß ihr, oh Damen, mir zu wohl gefallet und daß es mir übel anstehe, wenn ich solches Behagen daran finde, euch zu unterhalten und zu ergötzen oder gar (wie andere noch ärger sich ausgedrückt haben), euch zu loben.

Wieder andere, die ihr Urteil für ein reiferes gelten lassen wollen, haben gemeint, für mein Alter sei es unziemlich, noch immer bemüht zu sein, den Damen zu gefallen und nur von ihnen zu reden. Noch andere haben sich auf das zärtlichste um meinen Nachruhm besorgt gestellt und geäußert, ich würde besser tun, mit den Musen auf dem Parnaß zu weilen, als mit solchem Geschwätze unter euch zu verkehren. Auch hat es nicht an solchen gefehlt, die mit größerer Geringschätzung als Einsicht der Meinung gewesen sind, daß ich gescheiter tun würde, daran zu denken, wo ich Brot hernehmen sollte, als bei solchen Narreteien von der Luft zu leben. Endlich haben auch einige zum Nachtheile meiner Arbeit behaupten wollen, die Begebenheiten meiner Erzählungen haben sich ganz anders zugetragen, als ich sie euch berichte. Von so vielfachen und so gewaltigen Stürmen, von so giftigen und so scharfen Zähnen werde ich gedrängt, beängstigt, ja lebensgefährlich verwundet, weil ich in euren Diensten, ihr werthen Damen, stehe; ich aber vernehme und ertrage diese Anfechtungen, Gott weiß es, mit heiterem Mute.

Obgleich nun meine Verteidigung in diesen Dingen euch allein obliegt, bin ich doch nicht gesonnen, meine Kräfte zu schonen, sondern beabsichtige vielmehr, ohne weiteren Verzug, zwar nicht, wie es sich gebührte, zu erwidern, wohl aber mit einer geringeren Antwort mich von meinen Gegnern zu befreien. Denn, wenn sie, wo ich noch nicht zum Drittel meines Werkes gelangt bin,

schon zahlreich und so übermütig sind, so muß ich wohl vermuten, daß sie, bevor ich das Ende erreichte, wird ihnen anders nicht eine vorgängige Abfertigung zuteil, leicht in solchem Maße sich vervielfältigt haben möchten, daß sie mich mit geringer Mühe in den Grund bohren und eure, wenn auch noch so großen Kräfte nichts mehr dagegen vermögen würden.

Bevor ich mich indessen darauf einlasse, irgend jemandem Antwort zu erteilen, will ich zu meiner Rechtfertigung nicht eine vollständige Geschichte erzählen, weil es sonst scheinen könnte, als wollte ich meine Geschichten mit denen einer sehr ehrenwerten Gesellschaft, wie die oben beschriebene war, vermengen, wohl aber einen Teil von einer Geschichte mitteilen, damit diese Mangelhaftigkeit selber sie von jenen unterscheide.

So sage ich denn zu meinen Widersachern, daß in unserer Stadt schon vor geraumer Zeit ein Bürger, namens Filippo Balducci, lebte, der, obgleich von ziemlich geringem Stande, dennoch bemittelt, wohlerzogen und für seine Umstände ungewöhnlich welterfahren war. Dieser hatte eine Frau, die er auf das zärtlichste liebte wie sie ihn, so daß sie bei ihrem sorgenfreien Leben sich beide nichts so angelegen sein ließen, als eines dem anderen recht viel Freude zu machen. Nun geschah es, wie dereinst uns allen geschehen wird, daß die gute Frau aus dieser Welt ging und ihrem Filippo nichts als einen einzigen Sohn hinterließ, der etwa zwei Jahre alt sein mochte. Der Mann verfiel über den Tod seiner Frau in solche Schwermut, wie nur jemals einer, der den Gegenstand seiner Liebe verlor; und da er sich der Gesellschaft beraubt sah, die ihm unter allen die liebste gewesen war, beschloß er, nicht mehr der Welt angehören, sondern sich dem Dienste Gottes widmen und

seinen kleinen Sohn gleichem Berufe zuführen zu wollen.

Zu dem Zwecke verteilte er sein ganzes Vermögen als Almosen, begab sich sodann auf den Monte Asinajo und bezog daselbst mit seinem Sohne eine kleine Zelle. Während er nun, von Almosen lebend, mit dem Kinde in Fasten und Beten fortlebte, nahm er sich gar sehr in acht, in dessen Gegenwart weder von weltlichen Dingen zu reden, noch dergleichen ihm in die Augen kommen zu lassen, damit sie von jenem frommen Leben nicht abziehen möchten; vielmehr redete er ihm statt dessen nur von der Herrlichkeit des ewigen Lebens, von Gott und seinen Heiligen, und lehrte es nichts als fromme Gebete.

In solchem Leben erhielt er den Kleinen viele Jahre lang, ließ ihn nie aus der Zelle gehen und duldet nicht, daß der Knabe jemand anderes als ihn zu sehen bekam. Filippo war aber gewohnt, zu Zeiten nach Florenz zu wandern, von wo er, nach seinen Bedürfnissen von gottesfürchtigen Leuten unterstützt, in seine Zelle heimkehrte. Als nun der Sohn das achtzehnte Jahr erreicht, der Vater aber bereits alt geworden war, fragte er ihn, wohin er gehe, worauf Filippo ihm die Wahrheit sagte.

Darauf entgegnete der Sohn: „Vater, Ihr seid nachgerade alt und ertragt die Arbeit nur mit Mühe. Warum nehmt Ihr mich nicht einmal mit nach Florenz und macht mich mit den gottesfürchtigen Freunden bekannt, damit ich dann, so oft Ihr es wünscht, allein nach unseren Bedürfnissen in die Stadt gehen kann und Ihr zu Hause bleibt?“

Der Vater erwog, wie sein Sohn schon groß und an ein gottgefälliges Leben gewohnt sei, daß die Verlockungen der Welt ihn wohl schwerlich würden an sich



ziehen können, und sagte bei sich selbst: „Er hat nicht unrecht.“ Demzufolge nahm er ihn mit, als er wieder nach Florenz ging.

Als der junge Mensch nun Paläste, Häuser, Kirchen und alle die anderen Schönheiten sah, von denen Florenz voll ist, und die er noch niemals gesehen hatte, wunderte er sich ausnehmend und fragte bei vielen den Vater, wie sie genannt würden. Der Vater gab ihm Auskunft, und wenn er dann den Namen vernommen, war er zufrieden und fragte nach etwas anderem. Während der Sohn also fragte und der Vater antwortete, geschah es, daß sie einer Schar schöner und geschmückter junger Mädchen begegneten, die soeben von einem Hochzeitsfeste heimkehrten. Als der junge Einsiedler ihrer ansichtig wurde, fragte er alsbald den Vater, was das für Dinger wären.

Jener antwortete: „Mein Sohn, schlage die Augen nieder und schaue sie nicht an; denn sie sind vom Übel!“

Darauf sprach der Sohn: „Wie nennt man sie denn aber?“

Weil nun der Vater in dem Begehungsvermögen des jungen Menschen nicht unnütze Lust und Verlangen zu erregen wünschte, mochte er sie nicht mit ihrem rechten Namen Weiber nennen, sondern sagte: „Das sind Gänschen!“

Und in der Tat klingt es unglaublich, der junge Mann, der nie zuvor ein Weib erblickt, antwortete sogleich, unbekümmert um Paläste, Ochsen, Pferde, Esel, Geld und alle anderen Dinge, die er gesehen: „Vater, ich bitte Euch, verschafft mir so ein Gänschen.“

„Um Himmels willen, schweiget,“ entgegnete der Vater, „die sind vom Übel.“

Darauf fragte ihn der Sohn: „Sieht denn, was vom Übel ist, also aus?“

„Ja,“ sagte der Vater.

Aber der Sohn entgegnete wieder: „Ich weiß nicht, was Ihr sprecht, und warum die vom Übel sind. Was mich betrifft, so habe ich so was Schönes und Reizendes noch nie gesehen. Die sind ja noch schöner als die gemalten Engel, die Ihr mir so oft gezeigt habt. Wenn Ihr mir so gut seid, so laßt uns so ein Gänschen mit hinaufnehmen; ich will es schon auffüttern.“

Da sagte der Vater: „Ich will aber nicht; und du weißt auch gar nicht, womit die gefüttert sein wollen.“

Indem er aber so sprach, fühlte er, daß die Natur mehr vermöge als menschlicher Verstand, und bereute es, ihn nach Florenz mitgenommen zu haben.

Was ich bisher von dieser Geschichte erzählt habe, möge indessen genügen, und ich will mich nun zu denen wenden, an die ich sie gerichtet. Einige meiner Tadler sagten nämlich, ich tue übel daran, daß ich allzu sehr mich bemühe, euch, ihr jungen Damen, zu gefallen, und ich finde an euch ein allzu großes Behagen. Diese Vorwürfe nun, daß ihr nämlich mir gefallet und daß ich euch zu gefallen mich bestrebe, gestehe ich offen als wahr ein; frage aber jene, ob sie darüber sich verwundern können, wenn sie (die Bekanntschaft mit den liebevollen Küssen, den süßen Umarmungen und den höchsten Freuden der Sinnenlust zu geschweigen, die ihr, geliebteste Damen, öfters gewährt) nur eure erlesenen Sitten, eure gefällige Schönheit und eure zierliche Anmut und überdies eure weibliche Sittsamkeit fortwährend beachteten oder noch beachten; da ein Mensch, der auf einem wilden und einsamen Berge innerhalb der Wände einer kleinen Zelle und in

alleiniger Gesellschaft seines Vaters genährt, erzogen und groß geworden war, sobald er euch erblickt, nur nach euch verlangte, euch begehrte und nur euch in seinen Wünschen anhing?

Werden mich jene tadeln, verspotten und beschimpfen dürfen, wenn ich, dessen Körper der Himmel ganz zur Liebe für euch geeignet geschaffen hat und dessen Geist ich selber seit meiner Kindheit euch zuführte, seit ich die Kraft eures Augenlichts, die Anmut eurer honigsüßen Worte und die Flamme empfunden habe, die sich von Euren sehnsüchtigen Seufzern entzündet — wenn ich an euch Gefallen finde oder euch zu gefallen mich bemühe; besonders, wenn sie ins Auge fassen, daß ihr vor allen anderen Dingen einem Einsiedler, einem ungebildeten Jungen oder, um richtiger zu sagen, einem wilden Tiere gefielet? Wahrlich, nur wer die Freuden und die Kraft der Gefühle nicht kennt, die die Natur in uns gelegt, und deshalb euch weder liebt noch von euch geliebt zu werden wünscht, tadelt mich auf diese Weise; und der Tadel eines solchen kümmert mich wenig.

Diejenigen aber, die sich über mein Alter aufhalten, müssen wohl nicht wissen, daß der Stengel des Lauches grün bleibt, wenn der Kopf auch weiß ist, und ich antworte ihnen, allen Scherz beiseite, daß ich es nie für eine Schande halten werde, mich bis zum Ende meines Lebens um diejenigen zu bewerben, denen zu gefallen Guido Cavalcanti und Dante Allighieri in reifen Jahren, Messer Cino von Pistoja aber in seinem späten Alter sich zur Ehre und Freude schätzten. Entfernte ich mich nicht dadurch von meiner herkömmlichen Redeweise, so würde ich die Geschichtsbücher herbeibringen und zeigen, wie voll sie von großen Männern des Altertums

sind, die noch in ihren spätesten Jahren sich eifrigst bemüht haben, den Frauen zu gefallen. Ist diese Tatsache jenen unbekannt, so mögen sie hingehen und sich belehren.

Daß ich mit den Musen auf dem Parnasse weilen solle, ist, ich sage es selber, ein guter Rat. Da wir aber weder immer bei den Musen noch sie immer bei uns bleiben können, so ist es nicht zu tadeln, daß man sich, wenn man von ihnen entfernt ist, mit Gegenständen beschäftige, die ihnen ähnlich sehen. Nun sind die Musen Frauen, und wenn ihnen gleich die Damen an Würde nicht gleichstehen, so haben sie doch auf den ersten Anblick Ähnlichkeit mit ihnen, und müßten mir also gefallen, wäre es auch aus keinem anderen Grunde, als diesem.

Überdies aber haben die Damen mir schon Anlaß gegeben, Tausende von Versen zu dichten, während ich auf Veranlassung der Musen noch keinen einzigen gemacht habe. Wohl aber halfen mir die Musen und lehrten mich, jene Verse zu schreiben, und es ist nicht unmöglich, daß sie während des Schreibens dieser Geschichtchen, so anspruchslos sie auch sind, mich schon mehrere Male heimgesucht haben. Ist dem aber also, so taten sie es vermutlich der Ähnlichkeit, welche die Damen mit ihnen haben, zu Ehren und zu Gefallen. Demzufolge entferne ich mich, wenn ich diese Geschichten niederschreibe, lange nicht so weit vom Berge Parnas und von den Musen, als manche vielleicht denken mögen.

Was sollen wir aber denen antworten, die mir aus lauter Mitleiden mit meinem Hunger raten, auf meinen Broterwerb zu denken? Wahrlich, ich wüßte nichts; soviel aber weiß ich wohl, daß, wenn ich mir überlege, wie ihre Antwort ausfallen möge, wollte ich sie meiner

Notdurft wegen aussprechen, ich sie mir nicht anders denken kann, als: „Geh, bettle dir bei deinen Fabeln Brot!“ Doch haben den Dichtern ihre Fabeln mitunter schon mehr eingebracht als vielen Reichen ihre Schätze. Manche verherrlichen durch ihre Fabeln das ganze Zeitalter, dem sie angehörten, während viele andere im Gegenteil über dem Bestreben, mehr, als ihnen nötig war, zu erwerben, selbst in Kummer und Sorgen verkommen. Doch, wozu die vielen Worte; mögen jene Tadler mich immerhin abweisen, wenn ich von ihnen etwas verlange. Gottlob, für jetzt bedarf ich dessen nicht; sollte ich aber später dennoch in Not geraten, so weiß ich nach der Lehre des Apostels sowohl Überfluß als Mangel zu ertragen, und deshalb möge sich es denn niemand angelegener um mich sein lassen, als ich es selber tue.

Diejenigen endlich, welche behaupten, diese Geschichten haben sich nicht auf die erzählte Weise zugegetragen, würden mir einen großen Gefallen tun, wenn sie die rechte Wahrheit beibrächten; verhielte sich die alsdann anders, als ich geschrieben habe, so würde ich ihren Tadel gegründet finden und meinen Fehler zu bessern bemüht sein. Solange sie aber nur durch Worte, nicht durch Tatsachen zu beweisen bemüht sind, will ich ihnen ihre Meinung lassen, für mein Teil aber bei der meinigen bleiben und von ihnen dasselbe sagen, was sie mir vorwerfen.

Da ich nun gesonnen bin, für dieses Mal mit dem Gesagten mich zu begnügen, erkläre ich, daß ich mit Gottes Hilfe und mit der, die ich von euch, ihr holdseligen Damen, erhoffe, und mit Geduld bewaffnet, diesen Stürmen den Rücken kehren und sie blasen lassen will.

Habe ich also jemals mich mit allen meinen Kräften bemüht, euch in etwas zu gefallen, so werde ich es nun

mehr als je zuvor tun, weil ich erkenne, daß niemand mit Grund etwas anderes sagen kann, als daß andere sowohl als ich nach dem Willen der Natur verfahren. Ihren Gesetzen aber zu widerstreben bedarf es allzu großer Kräfte, und die es zu tun versuchen, bemühen sich oftmals nicht allein vergebens, sondern zu ihrem eigenen wesentlichen Nachteil.

Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich jene Kräfte weder habe noch zu haben wünsche; ja, besäße ich sie auch, so würde ich sie doch lieber einem anderen leihen als für mich verwenden. So mögen denn jene Kläffer schweigen und, wenn sie unfähig sind, sich zu erwärmen, in ihrer Frostigkeit weiterleben. Mögen sie ihren Freuden oder richtiger ihren verderbten Lüsten nachgehen und mir in dem kurzen Leben, das uns verliehen ist, die meinigen lassen.

Nun aber ist es Zeit, daß wir, schöne Damen, nach langem Abschweife dahin wieder zurückkehren, von wo wir ausgegangen sind, und in der begonnenen Ordnung fortfahren.

Die Sonne hatte vom Himmel bereits alle Gestirne und von der Erde die feuchten Schatten der Nacht vertrieben, als Filostrato aufstand und die ganze Gesellschaft aufstehen hieß. Sie gingen in den schönen Garten und lustwandelten dort nach Gefallen; als aber die Essensstunde gekommen war, speisten sie eben da, wo sie Tags zuvor das Abendessen verzehrt hatten. Nach dem Mittagsschlaf, den sie beendeten, als die Sonne am höchsten stand, setzten sie sich in der gewohnten Weise zu der schönen Quelle nieder. Dann gebot Filostrato Fiammetta, die Reihe der Erzählungen zu beginnen; sie aber hub, ohne weitere Reden zu erwarten, anmutig zu erzählen an.





*cinquante ans.*

*T. II, N.° XIV.*

*Tempore Scap.*



## ERSTE GESCHICHTE

Tancredi, der Fürst von Salerno, tötet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr sein Herz in einer goldenen Schale; sie aber gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es und stirbt.

Einen Gegenstand der Trauer hat der König uns für heute zu besprechen gegeben, da wir fremde Tränen, die nicht erwähnt werden können, ohne daß Hörer und Sprecher zum Mitleid erregt werden, schildern sollen, während wir doch zusammenkamen, um uns zu erheitern. Vielleicht tat er es, um die Lustigkeit der vorigen Tage ein wenig auszugleichen! Was aber immer ihn dazu veranlaßt haben mag, so will ich, da es mir nicht zukommt auf ihn einzuwirken, an einer anderen Besprechung Gefallen zu finden, eine klägliche, herzzerreißende und eurer Tränen würdige Begebenheit erzählen.

Tancredi, der Fürst von Salerno, wäre ein mildherziger und gutgesinnter Fürst gewesen, hätte er sich in seinen alten Tagen nicht noch die Hände mit dem Blute zweier Liebenden besudelt. Es hatte derselbe während seines ganzen Lebens nur eine Tochter gehabt, und wohl ihm, hätte er auch sie nicht besessen! Der Vater liebte sie so zärtlich, wie jemals eine Tochter von ihrem Vater geliebt wurde, und nur um dieser Liebe willen, wie er es nicht übers Herz bringen konnte, sich von ihr zu trennen, verheiratete er sie selbst dann noch nicht, als sie schon um mehrere Jahre die Zeit der Reife überschritten hatte. Endlich gab er sie zwar einem Sohne des Herzogs von Capua zur Frau, aber nach kurzer Ehe machte dessen Tod sie zur Witwe, und sie kehrte zum Vater zurück.

Sie war von Gesicht und von Gestalt so schön, wie je ein anderes Weib gewesen, und dabei jung, ent-

schlossen und gescheit in höherem Maße, als einer Frau vielleicht taugen mag. Während sie nun bei dem zärtlichen Vater in Überfluß und Bequemlichkeit lebte, wie sie ihrem hohen Rang geziemten, und gewahr wurde, daß der Vater vor großer Liebe sich wenig bemühte, sie wieder zu verheiraten, beschloß sie, weil sie es nicht für schicklich hielt, ihn um einen zweiten Mann anzusprechen, wenn es geschehen könne, sich einen würdigen Geliebten heimlich zu verschaffen. So beschaute sie denn viel adlige und nichtadlige Männer, die am Hofe ihres Vaters verkehrten, wie wir das an Höfen geschehen sehen, und beachtete das Betragen und die Sitten vieler unter ihnen.

Vor den anderen aber gefiel ihr ein junger Diener ihres Vaters, namens Guiscardo, der seiner Abkunft nach ziemlich gering, seinen Eigenschaften und seinem Betragen zufolge aber mehr als alle übrigen adlig zu nennen war, und in diesen verliebte sie sich, als sie ihn öfter sah und an seinem Wesen immer größeres Gefallen fand, in aller Stille auf das inbrünstigste. Auch hatte der junge Mann, der gleichfalls verständig war, die Gesinnung der Dame erkannt und ihr sein Herz in solchem Maße zugewandt, daß er alle Gedanken außer der Liebe zu ihr, fast gänzlich aus seiner Seele getilgt hatte.

Während nun beide einander auf solche Weise heimlich liebten und die junge Dame nach nichts so sehr als nach einer Zusammenkunft mit ihm verlangte, dennoch aber ihre Liebe niemand anvertrauen wollte, erdachte sie sich eine neue List, um ihn mit den Mitteln dazu bekannt zu machen. Sie schrieb nämlich einen Brief, worin sie ihm anzeigte, was er des folgenden Tages zu tun hätte, um zu ihr zu gelangen; dann steckte

sie diesen in die Höhlung eines Rohres, das sie dem Guiscardo scherzend mit den Worten übergab: „Daraus magst du heute abend deiner Magd ein Blasrohr zum Feueranzünden machen.“

Guiscardo nahm es hin und erriet bald, daß sie es ihm nicht ohne Ursache gegeben und also dabei gesprochen haben werde. Demzufolge entfernte er sich sogleich und ging damit nach Hause, besah das Rohr und spaltete es der Länge nach auf. Als er nun innen ihren Brief entdeckt, ihn gelesen und die darin enthaltenen Vorschläge wohl in sich aufgenommen hatte, wurde er froh wie kein anderer und begann sogleich ins Werk zu richten, was nötig war, um auf die angegebene Weise zu ihr zu gelangen.

Hart an dem fürstlichen Palast war schon vor undenklichen Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen, die von einem künstlich durch die Wand des Felsens getriebenen Luftloche einiges Licht empfing. Weil indessen die Höhle selbst vernachlässigt war, hatten aufgeschossene Dornen und Sträucher auch jenes Luftloch fast gänzlich verdeckt. In diese Höhle nun konnte man durch eine geheime Treppe gelangen, deren Eingang sich in einem der von der Dame im Erdgeschoß bewohnten Zimmer des Palastes befand, und mit einer sehr starken Tür verschlossen war. Auch war von der Treppe seit so undenklichen Zeiten kein Gebrauch gemacht, daß sie dem Gedächtnisse aller im Schlosse so gut wie entfallen war und kaum einer sich erinnerte, daß sie vorhanden sei; dennoch aber hatte die Liebe, deren Auge das verborgenste gewahr wird, sie in das Andenken der liebenden Dame zurückgerufen. Damit indessen niemand das mindeste gewahr würde, hatte sie Tage lang mit den Werkzeugen, die ihr zur Hand waren, allein sich

abgemüht, die Thür zu öffnen; dann war sie in die Höhle gegangen, hatte sich jenes Luftloch angesehen und dem Guiscardo geschrieben, daß er suchen möge, dort herunterzukommen, und zu diesem Ende ihm auch angegeben, wie tief es ungefähr von dort bis auf den Boden sein könne.

Zur Ausführung dieses Planes machte sich Guiscardo in aller Eile einen Strick mit allerhand Knoten und Schlingen zurecht, um daran hinabzusteigen, zog einen ledernen Koller an, der ihn vor den Dornen schützen sollte, und machte sich dann, ohne jemanden ein Wort wissen zu lassen, in der nächsten Nacht auf den Weg nach jenem Luftloch. Hier befestigte er das eine Ende des Strickes an einem kräftigen Stamm, der hart am Rande stand, ließ sich alsdann in die Höhle hinab und erwartete die Dame. Diese stellte sich zur rechten Zeit, als wolle sie schlafen, hieß ihre Gesellschafterinnen sie verlassen und öffnete, nachdem sie sich eingeschlossen, die Thür zur Höhle, in der sie ihren Guiscardo fand.

Beide begrüßten sich mit unbeschreiblicher Freude, gingen dann miteinander in das Zimmer und verbrachten dort den größten Teil des Tages unter dem lebhaftesten, beiderseitigen Ergötzen. Als sie darauf sorgfältige Abrede getroffen, wie sie ihre Liebe fernerhin geheimhalten wollten, kehrte Guiscardo in die Höhle zurück, und die junge Dame suchte, nachdem sie die Thür verschlossen hatte, ihre Gesellschafterinnen wieder auf. Guiscardo aber kletterte die folgende Nacht an seinem Stricke empor, kroch aus dem Luftloch, durch das er gekommen war, wieder heraus und ging nach Hause.

Da er nun den Weg einmal gefunden hatte, legte er ihn im Laufe der Zeit noch oft auf dieselbe Weise

zurück. Endlich aber verwandelte das Schicksal, das den Liebenden so lange und so große Freude nicht gönnte, durch ein trauriges Ereignis ihre Glückseligkeit in Jammer und Tränen.

Tancredi pflegte zuweilen ganz allein in das Zimmer seiner Tochter zu kommen, eine Zeitlang bei ihr zu bleiben, mit ihr zu sprechen und dann wieder zu gehen. So kam er denn auch eines Tages nach Tische, als die junge Dame, deren Name Ghismonda war, mit ihren Gesellschafterinnen im Garten verweilte, in ihr Zimmer herunter, ohne daß ihn jemand gehört oder gesehen hätte. Als er sie nicht fand, wollte er ihr Vergnügen nicht unterbrechen; die Fenster waren verschlossen und die Vorhänge des Bettes niedergelassen, und der alte Fürst setzte sich in eine Ecke zu Füßen des letzteren auf einen Schemel, lehnte das Haupt ans Bett, zog den Vorhang über sich, als hätte er sich absichtlich verbergen wollen, und schlief ein.

Während er noch schlief, verließ Ghismonda, die zu ihrem Unglück eben an jenem Tage den Guiscardo zu sich beschieden hatte, ihre zwei Gesellschafterinnen, kehrte leise in ihr Zimmer zurück, verschloß es hinter sich und öffnete, ohne zu bemerken, daß jemand da sei, dem Guiscardo, der sie bereits erwartete, die Thür. Wie beide nun ihrer Gewohnheit nach sich zusammen niederlegten und miteinander scherzten und sich ergötzten, geschah es, daß Tancredi erwachte und dem, was Guiscardo und seine Tochter miteinander vornahmen, zuhörte und zusah. Tief ergrimmt darüber, wollte er zuerst seinen Zorn sogleich gegen sie ausschütten; dann aber zog er es vor, zu schweigen und womöglich verborgen zu bleiben, um später mit größerer Überlegung und geringerer Schande für sich selbst das auszuführen, was

zu tun ihm bereits dunkel vorschwebte. Die beiden Liebenden blieben nach gewohnter Weise lange Zeit bei einander und wurden Tancredi noch immer nicht gewahr. Endlich standen sie auf, Guiscardo kehrte in die Höhle zurück, und die junge Dame verließ das Zimmer. Darauf ließ Tancredi, obgleich er schon alt war, sich aus einem Fenster des Zimmers in den Garten hinunter und erreichte, ohne von jemand bemerkt worden zu sein, mit tölichem Gram im Herzen sein Zimmer.

In der folgenden Nacht wurde Guiscardo auf seinen Befehl, als er um die Zeit des ersten Schlafes aus jenem Luftloch schlüpfen wollte, bekleidet mit dem ledernen Koller, von zwei Reisigen gefangen und heimlich vor Tancredi geführt.

Als dieser seiner ansichtig wurde, sagte er ihm, fast bis zu Tränen erschüttert: „Guiscardo, meine Güte gegen dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die du mir, wie ich heute mit eigenen Augen sah, den Meinigen angetan hast.“

Guiscardo antwortete ihm auf diese Worte nur: „Liebe vermag um vieles mehr als Ihr und ich.“

Darauf befahl Tancredi, daß er in aller Stille in einem benachbarten Zimmer bewacht werde; und so geschah es. Tancredi aber ging, nachdem er vieles und mancherlei durchdacht hatte, am anderen Tage, bevor Ghismonda von dem Geschehenen das mindeste erfahren, seiner Gewohnheit zufolge nach Tische auf das Zimmer seiner Tochter, ließ sie zu sich rufen, schloß sich mit ihr ein und sagte dann unter Tränen:

„Ghismonda, ich glaubte deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß zu sein, daß ich, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, mir niemals hätte träumen lassen, du könntest nur daran denken, dich einem Manne,

der dir nicht angetraut wäre, zu ergeben, geschweige denn, du wärest fähig, es wirklich zu tun. Daß es nun dennoch geschehen ist, wird mir den kurzen Rest von Leben, der mein Alter mich noch erwarten läßt, auf immer verbittern. Wollte Gott nur wenigstens, daß, wenn du einmal zu solcher Sittenlosigkeit herabsinken solltest, du dir einen Mann erwählt hättest, der deinem Adel geziemend gewesen wäre; so aber hast du unter so vielen, die an meinem Hofe sich aufhalten, dir den Guiscardo, einen Menschen vom niedrigsten Stande, der an unserem Hofe sozusagen aus bloßem Erbarmen bis auf den heutigen Tag ernährt worden ist, ausgewählt und mich dadurch in die größten Sorgen gestürzt, da ich nicht weiß, was ich nach dem Geschehenen mit dir anfangen soll. Über Guiscardo, den ich diese Nacht, als er aus dem Luftloch der Höhle schlüpfte, festnehmen ließ und gefangen halte, stehen meine Vorsätze bereits fest; was aber aus dir werden soll, mag Gott wissen, denn ich weiß es nicht. Auf der einen Seite bewegt mich die Liebe, die ich von jeher zärtlicher für dich empfunden habe, als je ein Vater für seine Tochter, auf der anderen Seite erregt mich der gerechte Zorn über deine verbrecherische Torheit. Jene will, daß ich dir vergebe, dieser aber nötigt mich wider meine Natur, dich hart zu bestrafen. Bevor ich mich jedoch entschieße, will ich hören, was du selber über das Geschehene zu sagen hast.“

Mit diesen Worten senkte er das Haupt und weinte so heftig, wie ein Kind nach argen Schlägen es nur immer tun könnte.

Ghismonda hatte bei den Reden ihres Vaters, aus denen sie entnahm, daß nicht allein ihre geheime Liebe entdeckt, sondern auch ihr Guiscardo gefangen sei, un-

beschreiblichen Schmerz empfunden und war oft nahe daran gewesen, demselben nach Art der meisten Weiber in Tränen und lauten Wehklagen Luft zu machen; dennoch aber besiegte sie diese Schwäche, behielt die Züge ihres Gesichts mit wunderbarer Festigkeit in ihrer Gewalt und beschloß in der Meinung, daß ihr Guiscardo schon umgebracht sein möge, lieber ihr Leben lassen zu wollen, als die geringste Bitte für sich zu tun.

Demzufolge antwortete sie ihrem Vater nicht wie ein betrübtes oder ihres Vergehens bezüchtigtes Weib, sondern fest und unbekümmert, ohne Tränen in den Augen und mit sicheren, unveränderlichen Zügen, folgendermaßen:

„Tancredi, ich bin weder gesonnen, zu leugnen noch zu bitten; denn das eine würde und das andere soll mir nichts nützen. Auch will ich deine Milde und Liebe durch nichts auf der Welt für mich zu erregen suchen; vielmehr bin ich entschlossen, zuerst die Wahrheit zu gestehen und meine Ehre mit genügenden Gründen zu verteidigen, dann aber meine Seelengröße durch Taten auf das nachdrücklichste zu bewähren. Es ist wahr, daß ich Guiscardo geliebt habe, ihn noch liebe und ihn, nicht nur solange ich noch am Leben bleibe, was nicht lange sein wird, sondern wenn man nach dem Tode noch liebt, auch alsdann zu lieben nie aufhören werde. Zu dieser Liebe hat mich indessen nicht sowohl meine weibliche Schwäche, als deine Saumseligkeit, mich zu verheiraten, verbunden mit seiner Trefflichkeit, getrieben. Da du selber, Tancredi, von Fleisch und Blut bist, so mußt du wissen, du habest eine Tochter erzeugt, die aus Fleisch und Blut und nicht aus Eisen oder Stein besteht; du mußt dich erinnern und mußt es noch heute tun, obwohl du jetzt alt geworden bist, in welcher Art und



mit welcher Kraft die Gesetze der Natur die Jugend bestürmen; und wenn du gleich als Mann einen Teil deiner besten Jahre in Waffenübungen verbracht hast, so konnte dir doch nicht unbekannt sein, was Muße und Überfluß über Bejahrte, geschweige denn über junge Leute vermögen. Nun bin ich, deine Tochter, von Fleisch und Blut, und weit entfernt, verlebt zu sein, vielmehr noch jung an Jahren, und aus beiden Gründen voll sinnlichen Verlangens, dessen Stärke besonders dadurch auf das äußerste gesteigert worden ist, daß ich schon einmal verheiratet gewesen und dadurch gewahr worden bin, welche Wollust es ist, jenes Verlangen zu befriedigen.

So entschloß ich mich denn, da ich doch jenen Angriffen nicht zu widerstehen vermochte, als ein junges, schwaches Weib, wie ich war, zu tun, wozu sie mich verlockten, und verliebte mich wirklich. Aber wahrlich, ich bot dabei alle meine Kräfte auf, soweit ich es zu verhindern imstande war, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich nötigte, weder dir noch mir Schande zu bereiten. Auch hatten Amors Mitleid und meines Geschickes Gunst mir so verborgene Wege erspäht und gewiesen, daß ich zum Ziele meiner Wünsche gelangte, ohne daß jemand etwas davon gewahr worden wäre. Dies alles leugne ich nicht, wer dir auch jene Kunde hinterbracht hat oder wie du sonst das Geschehene erfahren hast. Übrigens habe ich dem Guiscardo mich nicht, wie viele tun, aufs Geradewohl hingegeben; nein, ich habe ihn nach sorgfältiger Überlegung vor vielen anderen erwählt, ihn mit umsichtiger Sorgfalt zu mir eingeführt und mit bedächtiger Ausdauer von beiden Seiten, mich lange der Erfüllung meiner Wünsche gefreut.

Daß ich eben ihn mir ausersehen, scheinst du noch außer meinem Fehltritt an sich (weil du der gemeinen Meinung mehr als der Wahrheit nachgehst) mir mit besonderer Bitterkeit vorzuwerfen, wenn du sagst, ich habe mich mit einem Menschen geringen Standes eingelassen, als ob du mit mir nicht gezürnt haben würdest, wenn ich mir einen Edelmann zu gleichem Umgange gewählt hätte. Dabei berücksichtigst du aber nicht, daß du keineswegs mich eines Unrecht zeihst, sondern allein das Schicksal, welches nur allzuoft die Unwürdigen erhebt und die Würdigen in der Tiefe läßt. Aber schweigen wir jetzt davon, und fasse für einen Augenblick das Wesen der Dinge ins Auge, so wirst du erkennen, daß unser aller Fleisch aus einem Stoffe besteht und daß unsere Seelen alle von ein und demselben Schöpfer mit gleichen Fähigkeiten, gleichen Anlagen und gleichen Eigenschaften ausgestattet worden sind.

Erst die Tugend hat uns, die wir gleich geboren wurden und noch werden, unterschieden, und diejenigen, welche sie im höheren Grade besaßen oder übten, wurden edel genannt, während die übrigen unedel blieben. Wenngleich nun späterhin widerstrebende Gebräuche dieses Grundgesetz verhüllt haben, so ist es darum weder aufgehoben noch aus der Natur und den edlen Sitten getilgt. Derjenige also beweist unwiderleglich seinen Adel, der tugendhaft handelt, und wer ihn dann anders nennt, der ladet einen Makel auf sich und nicht auf den fälschlich Genannten. Tue dich unter allen deinen Edelleuten um, erwäge ihre Eigenschaften, ihre Sitten, ihr Betragen und stelle ihnen Guiscardo mit den seinigen gegenüber; willst du dann leidenschaftslos richten, so mußt du ihn hochadlig, alle deine Edelleute aber gemein nennen.

Was übrigens Guiscardos Tugenden und seinen Wert betrifft, so habe ich mich in Hinsicht ihrer auf niemandes Urtheil als allein auf deine Worte und meine Augen verlassen. Wer lobte ihn wohl je so lebhaft, als du ihn wegen alles dessen gepriesen hast, was an einem wackeren Manne des Lobes wert ist? Und wahrlich, du tatest nicht unrecht daran, denn täuschten meine Augen mich nicht, so hast du ihm keinen Lobspruch erteilt, den ich nicht von ihm durch die Tat viel herrlicher hätte rechtfertigen gesehen, als deine Worte es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich aber hierbei dennoch irgendwo betrogen, so wärest du es gewesen, der mich getäuscht hätte. Willst du nun noch sagen, ich habe mich mit einem Menschen von niedrigem Stande eingelassen? Gewiß, du sprächest die Unwahrheit!

Sagtest du aber vielleicht: mit einem armen Menschen, so könnte man dir allerdings zu deiner Schande einräumen, daß du einen trefflichen Mann in deinen Diensten nicht besser gefördert hast; doch Armut beraubt niemanden des Adels, sondern nur des Besitzes. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und viele, die hinter dem Pfluge gehen oder das Vieh hüten, waren und sind überreich.

Das letzte Bedenken, das du erwähntest, was du nämlich mit mir machen solltest, schlage dir nur völlig aus dem Sinn. Bist du in deinem späten Alter gesonnen, zu tun, was du in deiner Jugend nicht pflegtest; willst du hart und grausam verfahren, so übe an mir als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn meine Tat anders ein solches zu nennen ist, immerhin deine Härte; denn ich bin entschlossen, mit keinem Worte deine Milde in Anspruch zu nehmen. Auch beteure ich dir, daß ich, was du auch dem Guiscardo angetan hast oder antun

wirst, mir, im Falle du es nicht tust, mit meinen Händen dasselbe bereiten werde. Wohlan denn, weine, wenn du willst, gleich Weibern, und verschließe, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben, dem Mitleiden dein Herz und töte uns beide mit einem Schlage.“

Der Fürst erkannte in dieser Rede die Seelengröße seiner Tochter, glaubte sie aber dennoch zu dem, was sie angedeutet hatte, nicht so fest entschlossen, als in ihren Worten lag. Deshalb gab er, als er sie verließ, den Gedanken, seine Härte an ihr selber auszulassen, zwar völlig auf, beabsichtigte aber dafür, ihre glühende Liebe durch andere Schläge abzukühlen, und befahl zu dem Zwecke den beiden, die den Guiscardo bewachten, diesen in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe zu nehmen und dieses ihm, dem Fürsten zu bringen.

Die Wächter taten genau, wie ihnen befohlen worden war; der Fürst aber ließ sich am anderen Tage eine große und schöne goldene Schale reichen, tat in diese Guiscardos Herz und schickte sie alsdann seiner Tochter durch einen vertrauten Diener, dem er auftrug, wenn er die Schale übergäbe, zu sagen: „Das schickt dir dein Vater, um dir an dem, was du am meisten liebst, ebensoviel Freude zu bereiten, als du ihm an dem gewährt hast, was er am liebsten hatte.“

Ghismonda hatte sich inzwischen, unerschüttert in ihrem schrecklichen Vorsatze, sobald ihr Vater von ihr gegangen, giftige Wurzeln und Kräuter bringen lassen, diese abgekocht und ein Wasser daraus bereitet, das sie zur Hand haben wollte, sobald, was sie fürchtete, geschähe. Wie nun der Diener mit dem Geschenke und den Worten des Fürsten vor sie kam, nahm sie mit unverändertem Gesicht die Schale und war, sobald sie die-

selbe aufdeckte, das Herz erblickte und jene Worte vernahm, sogleich völlig überzeugt, es sei Guiscardos Herz. Deshalb blickte sie zu dem Diener auf und sagte: „Wahrlich einem Herzen wie diesem ziemte kein geringeres Grab als ein goldenes. Damit hat mein Vater verständig gehandelt.“

Und nach diesen Worten führte es sie zum Munde, küßte es und sagte: „Mein Vater hat mir von jeher und bis zu diesem letzten Augenblicke meines Lebens in allen Dingen die zärtlichste Liebe bewiesen, jetzt aber tut er es mehr als je zuvor. Bestelle ihm dafür den letzten Dank, den ich ihm jemals sagen werde.“

Als sie so gesprochen hatte, wandte sie sich nieder zu der Schale, die sie noch fest in den Händen hielt, und sagte, während sie unverwandt das Herz anblickte: „O, geliebtester Wohnort aller meiner Freuden, Fluch über die Grausamkeit dessen, der schuld daran ist, daß ich dich mit körperlichen Augen sehe. Genügte es mir doch, mit den Augen des Geistes dich immerdar zu schauen. Du hast nun deinen Lauf vollendet und vollbracht, was dein Geschick dir bestimmt hatte. Du bist zu dem Ziele gediehen, dem ein jeder entgegengeht. Alles Elend und alle Mühen dieser Welt hast du hinter dir gelassen und von deinem Feinde selber ein Grab gefunden, wie es deinem Werte gebührt. Nichts fehlt dir nun zu deiner vollen Bestattung als die Tränen derjenigen, die du im Leben so zärtlich geliebt hast; damit aber auch diese dir zuteil würden, gab Gott es meinem unbarmherzigen Vater ein, daß er dich mir schickte, und ich will sie dir gewähren, wenngleich ich mir vorgenommen hatte, mit trockenen Augen zu sterben und durch keinen Schauer meine Züge verändern zu lassen. Werde ich dir meine Tränen gezollt haben, so will ich ohne Säumen dazu

tun, daß durch deine Hilfe sich meine Seele mit derjenigen vereinige, die einst von dir so sorgsam beherbergt ward. Und unter welchem Geleit könnte ich wohl zufriedener und sicherer in jenes unbekanntes Land gehen, als in dem ihrigen. Ich glaube sicher, sie weilt noch hierinnen und betrachtet den Schauplatz ihrer und meiner Freuden, und da ich gewiß bin, sie liebt mich noch, so erwartet sie wohl meine Seele, die ihr auf das zärtlichste anhängt.“

Als sie so gesprochen hatte, begann sie, ohne nach Art der Frauen laut zu klagen, über die Schale geneigt, unter tausend Küssen, die sie dem toten Herzen gab, einen solchen Strom von Tränen zu vergießen, daß es wunderbar zu sehen war und nicht anders schien, als sei in ihrem Haupte ein Wasserfall.

Ihre Gesellschafterinnen, die um sie herumstanden, begriffen weder, was das für ein Herz sei, noch was die Worte der Dame zu bedeuten hätten. Dennoch aber weinten sie alle aus Mitleiden, fragten sie teilnehmend aber vergebens nach der Ursache ihrer Tränen und beiferten sich noch vielmehr, zu tun, was sie nur wußten und konnten, um sie zu trösten.

Die Dame aber richtete ihr Haupt, als sie genug geweint zu haben glaubte, wieder auf, trocknete sich die Augen und sagte: „O, vielgeliebtes Herz, nun sind alle meine Pflichten gegen dich vollendet, und mir bleibt nichts weiter zu tun übrig, als daß ich mit meiner Seele komme, um der deinen Gesellschaft zu leisten.“

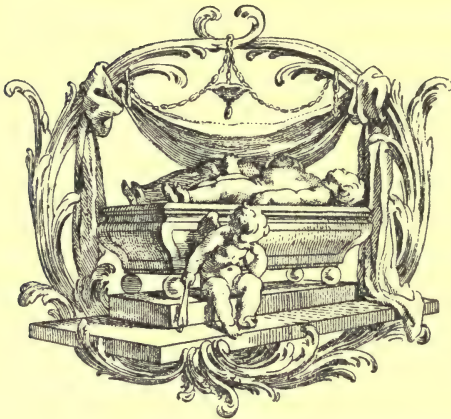
Und mit diesen Worten ließ sie sich die Flasche reichen, die das Giftwasser enthielt, das sie am Tage zuvor bereitet hatte, schüttete es in die Schale, in der das Herz von ihren vielen Tränen gebadet lag, setzte sie vollkommen furchtlos an den Mund und trank sie völlig

leer. Dann aber bestieg sie, die Schale in der Hand, ihr Bett, nahm die würdigste Lage an, die sie ihrem Körper zu geben wußte, drückte das Herz des toten Geliebten an das ihrige und erwartete so, ohne ein Wort zu reden, ihren Tod.

Inzwischen hatten ihre Gesellschafterinnen, ob sie gleich nicht wußten, was für ein Wasser Ghismonda getrunken, alles, was sie mit angesehen und gehört hatten, dem Tancredi hinterbracht. Dieser eilte, von der Ahnung des Geschehenen getrieben, in das Zimmer seiner Tochter und trat in dem Augenblick ein, als sie sich eben auf ihr Bett niedergelegt hatte. Nun es zu spät war, sprach er ihr mit süßen Worten Trost zu und fing, als er erkannte, wie weit es mit ihr gekommen war, bitterlich zu weinen an. Ghismonda aber sagte zu ihm: „Tancredi, spare deine Tränen auf ein Unglück, das du nicht, wie dieses, selber herbeigeführt hast, und verschwende sie nicht um mich, die ich dergleichen nicht begehre. Wer außer dir möchte auch wohl über das weinen, was er selber gewollt hat? Wenn aber dennoch eine Spur der Liebe, die du für mich empfandest, noch in dir lebt, so gewähre mir als letzte Gunst, daß, wenn du auch nicht dulden wolltest, daß ich stillschweigend und verborgen mit Guiscardo lebte, nun mein Leib wenigstens mit dem seinen, wohin du ihn immer hast werfen lassen, öffentlich zusammenruhe.“

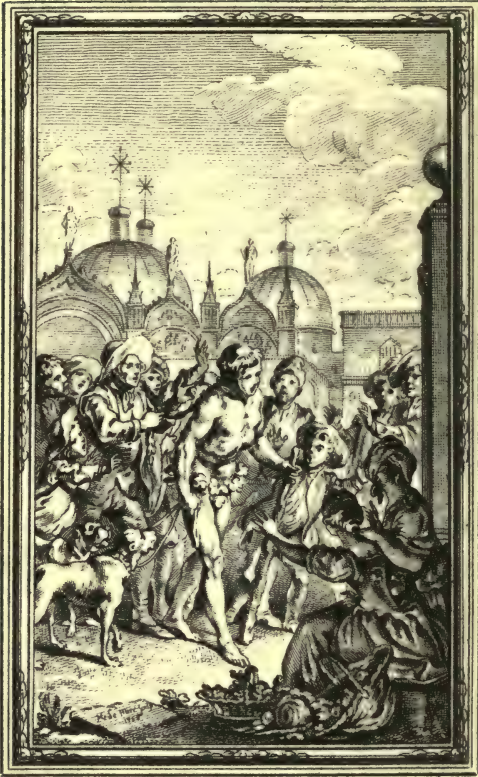
Der Drang der Tränen gestattete dem Fürsten nicht zu antworten. Die Dame aber fühlte, daß ihr Ende gekommen sei, drückte noch einmal das tote Herz an die Brust und sagte: „Lebt mit Gott, ich scheid!“ Da verschleierten sich ihre Augen, ihre Sinne schwanden, und sie schied aus diesem Leben des Leidens.

Ein so trauriges Ende nahm, wie ihr vernommen, Guiscardos und Ghismondas Liebe. Tancredi aber bereute seine Grausamkeit zu spät mit vielen Tränen und ließ die beiden Leichen unter allgemeinem Bedauern der Salernitaner ehrenvoll in einem und demselben Grabmal bestatten.









*H. Gravelot inv.*

*T. II. N. 15.*

*Le Marc S.*

## ZWEITE GESCHICHTE

Bruder Alberto redet einer Frau ein, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und beschläft sie mehrmals in dessen Namen. Endlich springt er aus Furcht vor ihren Verwandten aus dem Fenster und flüchtet sich in das Haus eines armen Mannes, der ihn, als wilden Mann verkleidet, am anderen Tage auf den Marktplatz bringt, wo er erkannt, von seinen Klosterbrüdern festgehalten und ins Gefängnis gesetzt wird.

Die Geschichte, welche Fiammetta erzählt, hatte mehrmals die Augen ihrer Gefährtinnen mit Tränen gefüllt; als sie nun aber zu Ende gediehen war, sagte der König mit unwirschem Gesichte:

„Wohlfeilen Kaufes würde ich die Hälfte der Freuden, die Guiscardo und Ghismonda genossen, mit meinem Leben zu bezahlen glauben; und daß ich so denke, kann niemanden unter euch Wunder nehmen, da ich lebend immerwährend tausend Tode erleide und mir darum doch nicht das kleinste Teilchen Lust gewährt wird. Doch will ich meine Lage für jetzt nicht weiter berühren und gebe Pampinea auf, in den kläglichen Geschichten, die meinem Unglücke teilweise ähnlich sind, fortzufahren. Wird sie dann der Weise, in welcher Fiammetta angefangen hat, einigermaßen nachkommen, so darf ich sicher hoffen, daß ich meine Glut durch einige Tautropfen gemildert fühlen werde.“

Als Pampinea den an sie gerichteten Befehl vernahm, erkannte sie vermöge ihrer Freundschaft die Gesinnung und Begierde ihrer Gefährtinnen besser als die des Königs durch seine Worte. So beschloß sie denn, gesonnen, jene vielmehr zu erheitern, als, dem Befehl des Königs zu folgen, ohne von der Aufgabe abzuweichen, eine lächerliche Geschichte zu erzählen, und begann also:

Das Volk hat ein Sprichwort: „Gilt ein Bösewicht für gut, so kann er Böses tun, und niemand glaubt

daran“, das mir nicht allein wirklichen Stoff leiht, über meine Aufgaben zu reden, sondern an dem sich auch zeigen läßt, wie groß die Heuchelei der Geistlichen ist, die mit ihren weiten und langen Gewändern, mit ihren künstlich gebleichten Gesichtern, mit ihrer Stimme, die sanft und demütig ist, wenn sie fremdes Gut begehren, aber laut und ungestüm, wenn sie an anderen ihre eigenen Laster tadeln oder wenn sie vorgeben, daß sie durch Nehmen, andere aber durch Geben selig werden, ja daß sie überall nicht wie Menschen sind, die gleich uns sich selber um ihre Seligkeit zu mühen haben, sondern wie Herren und Besitzer des Paradieses jedem, der da stirbt, je nach der Summe Geldes, die er ihnen hinterläßt, einen mehr oder weniger vorzüglichen Platz in demselben gewähren können — die mit allem diesem, sage ich, zuerst sich selber, wenn sie anders daran glauben, und dann alle diejenigen, zu täuschen suchen, die ihren Worten Glauben beimessen.

Dürfte ich nur über sie alles offenbaren, was zu sagen wäre, so wollte ich manchen einfältigen Seelen bald klarmachen, was jene in ihren weiten Kapuzen verbergen. Wollte aber Gott, daß es ihnen allen mit ihren Lügen so ginge, wie einem Minoriten, der nicht mehr jung war, aber in Venedig für einen der größten Kasuisten galt und dessen Geschichte ich besondere Lust habe, euch zu erzählen, damit ihr eure Gemüter, die noch von Mitleid über den Tod der Ghismonda erfüllt sind, vielleicht durch Scherz und Lachen einigermaßen wieder erholen möget.

In Imola war einmal ein Mann, der ein gar ruchloses und sündhaftes Leben führte und Berto della Massa hieß. Als seine Schändlichkeiten aber den Imolesen bekannt wurden, kam es bald dahin, daß ihm in seiner

Heimat niemand mehr trauen wollte, selbst wenn er die Wahrheit, geschweige denn, wenn er Lügen erzählte. So sah er denn wohl ein, daß es in Imola mit dem Anköndern nicht mehr gehen wollte, siedelte deshalb nach Venedig, dem Sammelplatze aller Taugenichtse, über und hoffte hier auf neue Art bessere Gelegenheit zu finden, als bisher anderwärts der Fall gewesen, um nach seiner Weise im Trüben zu fischen.

Zu dem Zwecke stellte er sich über alle seine früheren schlechten Streiche reuigen Gewissens, tat, als habe sich eine unsägliche Demut seiner bemächtigt, wurde der frömmste Katholik auf der Welt und ließ sich zum Minoriten einkleiden, als welcher er Bruder Alberto von Imola genannt wurde. In diesem seinen neuen Gewande begann er dem Scheine nach ein gar strenges Leben zu führen, empfahl Bußen und Enthaltbarkeit auf das nachdrücklichste und aß kein Fleisch und trank keinen Wein, — wenn er nämlich keinen hatte, der nach seinem Geschmack war. Dem allen zufolge war fast niemand gewahr worden, daß unser Mönch aus einem Diebe, Kuppler, Fälscher und Mörder plötzlich und ohne jene Laster aufzugeben, wenn er sie im Verborgenen begehen konnte, zu einem gewaltigen Prediger geworden war. Auch hatte er sich überdies zum Priester weihen lassen und weinte, da ihm Tränen, wenn er ihrer bedurfte, wenig kosteten, so oft er vor den vielen Augen Messen las, bitterlich über das Leiden Christi.

Mit einem Worte, er wußte durch seine Predigten und durch seine Tränen die Gemüter der Venetianer in solchem Maße zu gewinnen, daß er fast in jedem Testamente als zuverlässiger Vollstrecker und Bewahrer ernannt wurde, daß viele ihr Geld ihm zum Aufheben gaben und daß er Beichtvater und Ratgeber des größeren

Teiles aller Männer und Frauen wurde. Auf solche Weise war er denn vom Wolf zum Hirten geworden, und der Wolf seiner Heiligkeit war in jener Gegend größer als der des heiligen Franziscus jemals in Assisi gewesen ist.

Nun geschah es, daß ein junges, albernes und einfältiges Weib, die Madonna Lisetta hieß, aus der Familie Quirino und an einen Großhändler verheiratet war, der mit seinen Galeren nach Flandern gefahren, bei eben diesem heiligen Mönche mit anderen Frauen zur Beichte ging. Als diese nun vor ihm kniend nach venetianischer Weise (und Windmacher sind die Venetianer alle) ihm einen Teil ihrer Angelegenheiten vorgetragen, fragte Bruder Alberto sie, ob sie keinen Liebhaber habe.

Sie aber antwortete mit erzürntem Gesicht: „Wodent Ihr hin, Herr Pater; habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheinen meine Reize Euch von derselben Sorte wie die der anderen Weiber? Mehr als zu viele hätte ich, wenn ich sie wollte, aber ich bin keine Schönheit, in die sich jeder Narr verlieben dürfte. Wie viele sind Euch denn schon vorgekommen, deren Reize den meinigen gleichkämen? Ich wäre auch im Paradiese schön.“

Und so fuhr sie fort, von ihrer Schönheit so viel Wesens zu machen, daß es gar nicht zum Aushalten war. Bruder Alberto merkte gleich, die gute Frau leide nicht an übermäßigem Verstande, und weil er Erdreich gefunden zu haben glaubte, das seinem Pfluge gerecht sei, verliebte er sich alsbald auf das lebhafteste in sie. Dennoch wollte er sich die guten Worte für eine gelegeneren Zeit aufheben und fing, um seine Heiligkeit an den Tag zu legen, für dieses Mal an, sie zu schelten und ihr zu sagen, das seien Eitelkeiten, und machte

mehr solche Redensarten. Darauf erwiderte ihm die Frau, er sei ein Esel und wisse nicht, daß eine Schönheit mehr heißen wolle als eine andere. Bruder Alberto aber wollte sie nicht allzusehr erzürnen, schloß die Beichte und ließ sie mit den übrigen gehen.

Als nach dieser Zeit einige Tage verstrichen waren, nahm er einen vertrauten Gefährten und begab sich mit diesem in das Haus der Madonna Lisetta; hier ging er mit ihr in ein Zimmer beiseite, warf sich, daß niemand ihn sehen konnte, ihr zu Füßen und sagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, vergebt mir, was ich Euch am Sonntag sagte, als Ihr mir von Eurer Schönheit sprach. Ich bin die nächste Nacht so dafür geschlagen worden, daß ich bis heute nicht habe aus dem Bette aufstehen können.“

Darauf sagte Frau Teekessel: „Wer schlug Euch denn so?“

„Das will ich Euch wohl sagen,“ entgegnete Bruder Alberto; „während ich meiner Gewohnheit nach die Nacht über auf den Knien lag und betete, erblickte ich plötzlich einen hellen Glanz in meiner Zelle, und ich konnte nicht sobald mich umwenden, um zu sehen, was es sei, als ich einen wunderschönen Jüngling mit einem dicken Stocke in der Hand vor mir stehen sah, der mich sogleich beim Kragen kriegte, mich zu seinen Füßen riß und mir soviel Hiebe gab, bis ich ganz zer schlagen war. Darauf fragte ich ihn, warum er mir so getan habe; er aber antwortete: ‚Weil du dich heute unterstanden hast, die himmlische Schönheit der Madonna Lisetta zu schmähen, die ich nächst Gott vor allen anderen Dingen liebe.‘ Dann fragte ich ihn wieder: ‚Wer seid Ihr denn?‘ und er antwortete mir, er sei der Engel Gabriel. ‚Ach Herr,‘ erwiderte ich darauf, ‚seid

doch so gut und verzeiht mir.' Er entgegnete mir aber : ‚Ich verzeihe dir ; jedoch nur unter der Bedingung, daß du, sobald du kannst, zu ihr gehst und dir von ihr verzeihen läßt. Will sie dir dann nicht vergeben, so komme ich wieder und prügle dich so lange, daß du dein Leben lang genug haben wirst.' — Was er mir aber hernach noch gesagt hat, wage ich Euch nicht wiederzuerzählen, wenn Ihr mir nicht zuvor vergeben wollt.“

Frau Grützkopf, die nicht leicht ein Wasser trübte, war über diese Worte, denen sie vollen Glauben beimaß, ganz vergnügt geworden und sagte nach einer kleinen Weile : „Habe ich's Euch nicht sogleich gesagt, Bruder Alberto, daß meine Schönheit himmlischer Art ist? Aber Gott soll mir nicht helfen, wenn es mir nicht leid ist um Euch, und damit Euch weiter kein Leids geschehe, verzeihe ich Euch gleich vom Flecke unter der Bedingung, daß Ihr mir erzählt, was der Engel weiter zu Euch sagte.“

Bruder Alberto erwiderte : „Madonna, weil Ihr mir denn verzeihen habt, will ich Euch alles genau sagen : doch mache ich Euch darauf aufmerksam, daß Ihr Euch wohl hüten müßt, gegen irgend jemanden auf der Welt von dem, was ich Euch sagen werde, das mindeste zu erwähnen, wenn Ihr, die Ihr das glücklichste Weib auf Erden seid, nicht alle Euren Angelegenheiten verderben wollt. Derselbe Engel Gabriel trug mir auf, Euch zu bestellen, Ihr gefielet ihm so gut, daß er schon oft gekommen sein würde, die Nacht bei Euch zuzubringen, wenn er nicht gefürchtet hätte, Euch zu erschrecken, und nun läßt er Euch durch mich sagen, daß er Euch eine Nacht besuchen und eine Weile bei Euch bleiben will ; weil er aber ein Engel ist und Ihr ihn nicht anrühren könntet, wenn er in Engelsgestalt käme, so will



er Euch zu gefallen, während er Euch besucht, menschliche Gestalt annehmen.

Zu dem Zwecke will er von Euch wissen, wann und in wessen Gestalt er zu Euch kommen soll. Sobald er darüber Auskunft hat, wird er kommen, und Ihr könnt Euch für die glücklichste Frau von der Welt halten.

Frau Liese sagte darauf, es sei ihr sehr angenehm, wenn der Engel Gabriel sie liebte, denn sie hätte ihn auch recht lieb, und sie kriegte ihn niemals abgebildet zu sehen, daß sie nicht ein Dreierlicht vor ihm anbrennte. Jederzeit, wenn er sie besuchen wollte, würde er ihr willkommen sein; sie würde ihn ganz allein auf ihrer Stube erwarten. Das bedinge sie sich aber aus, daß er sie nicht um die Jungfrau Maria im Stich ließe. Man habe ihr gesagt, daß er doch sehr gut sei, und es komme ihr selber so vor, denn überall, wo sie ihn sähe, läge er immer vor der Jungfrau auf den Knien. Im übrigen möchte er kommen, in was für einer Gestalt ihm beliebte, wenn sie nur nicht erschreke.

Dem entgegnete Bruder Alberto: „Madonna, was Ihr da sagt, ist verständig, und ich werde mit dem Engel schon alles in Ordnung bringen, was Ihr mir auftragt. Ihr könntet mir aber eine große Gunst erzeigen, die Euch nichts kostete. Die Gunst ist nämlich die, daß Ihr den Engel in meiner Gestalt zu Euch kommen heißt. Nun will ich Euch aber auch sagen, warum das eine Gunst für mich ist. Nimmt er meine Gestalt an, so muß er mir die Seele aus dem Leibe holen und sie derweilen ins Paradies versetzen; dann geht er in meinen Körper ein und solange er bei Euch bleibt, solange weilt meine Seele im Paradiese.“

Darauf sagte Madonna Einfalt: „Gut, ich bin's zufrieden; so mögt Ihr denn zur Entschädigung für die

Prügel, die Ihr um meinetwillen bekommen, diese Freude haben.“

„So sorgt denn,“ entgegnete Bruder Alberto, „daß er heute nacht Eure Haustür offen findet und ohne weiteres herein kann; denn wenn er, wie er es doch tun soll, in menschlicher Gestalt zu Euch kommt, so kann er nicht anders, als durch die Tür herein.“

Die gute Frau sagte, sie werde es besorgen, und Bruder Alberto empfahl sich; sie aber warf sich, wie sie allein war, so in die Brust, daß ihr der Hintere nicht ans Hemd langte, und es dünkten sie tausend Jahre, bis der Engel Gabriel sie zu besuchen käme.

Bruder Alberto hatte inzwischen in der Meinung, daß er diese Nacht nicht sowohl den Engel als auch den tüchtigen Reiter spielen müsse, um nicht allzu schnell aus dem Sattel gehoben zu werden, bereits angefangen, sich mit Zuckerwerk und anderen guten Dingen zu stärken. Dann ließ er sich vom Kloster Urlaub geben und ging mit einem anderen Mönch in das Haus einer seiner Freundinnen, von welchem aus er in vorkommenden Fällen den Weiberlauf schon öfter begonnen.

Als es ihm an der Zeit schien, begab er sich von dort in das Haus der Lisetta, wo er sich zuvor mit allerhand Mummereien, die er mitgebracht, als Engel verkleidete, und dann in das Zimmer der jungen Frau ging. Als diese die weiße Figur eintreten sah, warf sie sich vor ihm auf die Knie; der Engel aber segnete sie, hieß sie aufstehen und winkte ihr, sich schlafen zu legen. Ihr kam dieses Geheiß nicht anders gelegen, sie gehorchte mithin alsbald, und der Engel legte sich darauf neben seine Verehrerin. Bruder Alberto war wohlgewachsen und kräftig, auch standen ihm die Beine trefflich zu Leibe, und so lieferte er denn in Frau Lisettas Armen,

die ein festes Fleisch und weiche Haut hatte, ihr andere Beweise der Liebe, als sie von ihrem Manne gewohnt war. Auch ohne Flügel tat er die Nacht über manchen Flug und erfreute dadurch die junge Frau ausnehmend, der er noch überdies gar viel von der himmlischen Herrlichkeit erzählte.

Als endlich der Morgen herannahte, schied er nach besprochener Wiederkehr mit seiner Engelsmaske und kehrte zu dem Klosterbruder zurück, dem inzwischen, damit er sich allein im Bette nicht fürchten möchte, die gute Frau vom Hause freundliche Gesellschaft geleistet hatte. Frau Lisetta aber ging, sobald sie gegessen hatte, in geziemender Begleitung zum Bruder Alberto, berichtete ihm Neuigkeiten vom Engel Gabriel, erzählte ihm, was sie über die Herrlichkeit des ewigen Lebens von ihm gehört habe und wie er aussähe, und fügte zu dem allen noch die seltsamsten Fabeln.

Bruder Alberto antwortete ihr darauf: „Madonna, ich weiß nicht, was zwischen ihm und Euch vorgefallen ist, wohl aber weiß ich, daß, wie er diese Nacht zu mir kam und ich ihm Eure Bestellung gemacht hatte, er sogleich meine Seele unter soviel Blumen und Rosen davon trug, daß man deren hinieden noch nie so viele beisammen gesehen hat; da weilte ich denn an einen der entzückendsten Örter, die je gewesen sind, bis heute früh zum Morgengebet. Was inzwischen aus meinem Körper geworden ist, davon weiß ich nichts.“

„Sag' ich's Euch denn nicht?“ entgegnete die Frau, „Euer Körper hat die ganze Nacht mit dem Engel Gabriel in meinen Armen gelegen, und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so seht Euch nur unter der linken Brustwarze nach, wo ich dem Engel solch' einen erschrecklichen Kuß gegeben habe, daß noch

ein paar Tage lang das Mal an Euch zu sehen sein wird.“

Darauf sagte Bruder Alberto: „Nun so will ich denn heute abend etwas tun, was ich seit gar langer Zeit nicht getan, ich will mich entblößen, um dort nachzusehen, ob Ihr mir die Wahrheit sagt.“

Nach vielem ferneren Geschwätz ging die junge Frau wieder nach Hause, Bruder Alberto aber kehrte in Engelsingestalt noch oft zu ihr zurück, ohne auf irgend ein Hindernis zu stoßen. Indessen geschah es, daß Madonna Lisetta, als sie eines Tages mit einer Gevatterin zusammen war und sich mit dieser über Schönheiten stritt, in ihrer erwähnten Einfalt, um ihrer Schönheit den Vorrang vor allen übrigen zu behaupten, sagte: „Wenn Ihr nur wüßtet, wem meine Schönheit gefällt, so würdet Ihr wahrhaftig von den übrigen still sein.“

Da die Gevatterin sie schon kannte, so war sie neugierig, zu hören, was da herauskommen würde, und sagte: „Madonna, es kann immer sein, daß Ihr recht habt; solange man aber nicht weiß, wer es ist, von dem Ihr redet, solange ändert man auch nicht leicht seine Meinung.“

Darauf erwiderte die kurzsichtige junge Frau: „Gevatterin, man soll nicht davon reden, aber der Engel Gabriel ist mein Liebster. Der hat mich lieber als sich selbst, denn er sagt, ich sei das schönste Frauenzimmer auf der Welt.“

Die Gevatterin hatte bei diesen Reden wohl Lust zu lachen, doch bezwang sie sich, damit Frau Lisetta noch weiter erzählen möchte, und sagte: „Nun beim Himmel, wenn der Engel Gabriel Euer Liebster ist und Euch das versichert, so muß es wohl wahr sein; aber ich dachte nicht, daß die Engel solche Geschichten machten!“

„Gevatterin,“ sagte die junge Frau, „da habt Ihr Euch geirrt. Gott soll mich strafen, wenn er's nicht besser macht als mein Mann; auch sagt er mir, sie machen's dort oben so gut wie wir; weil er mich aber für schöner hält, als irgend eine im Himmel, so hat er sich in mich verliebt und kommt oft über Nacht zu mir. Habt Ihr's nun begriffen?“

Als die Gevatterin von Madonna Lisetta fortging, konnte sie's gar nicht erwarten, daß sich Gelegenheit fände, alle diese Geschichten weiter unter die Leute zu bringen. Zu dem Zwecke rief sie bei einem Feste eine große Menge Frauen zusammen und erzählte diese ihre Neuigkeiten in guter Ordnung. Die Frauen teilten die Geschichte ihren Männern und anderen Freundinnen mit, diese erzählten sie wieder weiter, und so war ganz Venedig in weniger als zwei Tagen voll davon. Unter den anderen aber, die von der Angelegenheit reden hörten, waren auch die Schwäger der Madonna Lisetta, und diese nahmen sich in aller Stille vor, den Engel kennen zu lernen und zu versuchen, ob er auch fliegen könne. Zu dem Zwecke standen sie mehrere Nächte auf der Lauer.

Inzwischen hatte aber auch Bruder Alberto ganz von ferne von der Geschichte reden gehört. Wie er nun eines Nachts zu der jungen Frau ging, um ihr Vorwürfe zu machen, hatte er sich kaum entkleidet, als ihre Schwäger, die ihn hatten kommen sehen, auch schon an der Tür waren und herein wollten. Als Bruder Alberto das hörte, erriet er wohl, was es zu bedeuten habe, sprang schnell aus dem Bett, riß ein Fenster, das auf den großen Kanal ging, auf und stürzte sich, da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, von dort aus ins Wasser.

Da der Kanal tief war und er gut schwimmen konnte, tat er sich keinen Schaden; vielmehr schwamm er auf die andere Seite hinüber, flüchtete sich eilig in ein Haus, das er dort offen fand, und bat einen Mann, den er darin antraf, um Gottes willen ihm das Leben zu retten, wobei er ihm eine Menge Lügen vorerzählte, warum er nackt und zu später Stunde sich dort befinde. Der gute Mann hieß in einer Regung von Mitleid ihn, während er selbst in Geschäften ausgehen mußte, sich in sein Bett legen und dort bis zu seiner Rückkehr ruhig verweilen. Dann schloß er ihn ein und besorgte, was er zu tun hatte.

Indessen fanden die Schwäger der jungen Frau, als sie hereinkamen, daß der Engel Gabriel mit Zurücklassung seiner Flügel davongeflogen sei. Zornig, daß sie so angeführt seien, sagten sie der Frau die härtesten Dinge und kehrten endlich von der Trostlosen mit den Geräten des Engels nach Hause zurück.

Derweilen war es heller Tag geworden, und der gute Mann, zu dem Bruder Alberto sich geflüchtet, hörte, während er auf dem Rialto stand, erzählen, wie der Engel Gabriel die Nacht bei Madonna Lisetta geschlafen habe, wie er, als die Schwäger ihn bei ihr gefunden, in der Angst ins Wasser gesprungen, und wie man nicht wisse, was aus ihm geworden sei. Aus allem diesem erriet er bald, er müsse der sein, den er bei sich zu Hause hatte. Als er nun heimkam, brachte er den Mönch zum Geständnis und wußte es nach vielem Hin- und Herreden mit diesem so weit zu bringen, daß er ihm fünfzig Dukaten herbeischaffen mußte, wollte er nicht an die Schwäger der Madonna Lisetta ausgeliefert sein.

Der gute Mann erhielt sein Geld; als aber Bruder Alberto nachher von dort fortzukommen wünschte, sagte

ihm jener: „Dazu gibt es kein Mittel, es wäre denn, daß Ihr Euch zu einem entschließen wolltet. Wir feiern heute ein Fest, zu dem der eine einen Menschen, als Bären verkleidet, mitbringt, der andere einen als wilden Mann, der dritte so, der vierte anders. Dann wird auf dem Markusplatze eine Jagd abgehalten; ist die zu Ende, so ist auch das Fest aus, und ein jeder geht mit dem, welchen er mitgebracht, wohin er will. Wollt Ihr nun dazu tun, ehe man auskundschaften kann, daß Ihr hier seid, und soll ich Euch auf eine der erwähnten Weisen mitnehmen, so kann ich Euch nachher hinführen, wohin Ihr wollt. Widrigenfalls aber sehe ich nicht ein, wie Ihr, ohne erkannt zu werden, von hier wegkommen wollt, denn die Schwäger Eurer Dame haben, in der Vermutung, daß Ihr in dieser Nachbarschaft versteckt sein müßt, überall Wachen ausgestellt, um Euch zu fangen.“

Obgleich es dem Bruder Alberto hart ankam, in solchem Aufzuge ausgehen zu sollen, so entschloß er sich doch endlich aus Furcht vor den Verwandten der Dame dazu und sagte dem guten Manne, wohin er gebracht sein wolle, und wie er mit jeder Verkleidung, unter der er ihn führen wolle, zufrieden sei. Darauf salbte ihn jener über und über mit Honig, bestreute ihn darauf mit Flaumfedern, tat ihm eine Kette um den Hals, band ihm eine Larve vor und gab ihm einen großen Stock in die eine Hand und an die andere zwei gewaltige Hunde, die er sich von Fleischern dazu geholt hatte.

Inzwischen aber ließ er mit echt venetianischer Redlichkeit auf dem Rialto durch jemand bekannt machen, daß jeder, der den Engel Gabriel sehen wollte, auf den Markusplatz kommen möchte. Bald nachdem dies ge-

schehen war, führte er ihn heraus, ließ ihn vor sich hergehen, während er ihn von hinten an der Kette hielt, und brachte ihn so unter großem Lärmen vieler, die fortwährend riefen: „Wer ist denn das?“ auf den Platz, auf welchem teils von denen, die ihnen nachzogen, teils von den anderen, welche die Bekanntmachung gehört hatten und vom Rialto herbeigekommen waren, eine unglaubliche Menschenmenge sich versammelt hatte.

Als er auf dem Platze war, band er an einer erhöhten Stelle seinen wilden Mann an eine Säule und stellte sich, als ob er auf den Anfang der Jagd warte; den armen Alberto aber plagten indessen Fliegen und Bremsen auf das fürchterlichste, weil er mit Honig bestrichen war. Sobald nun jener den Platz recht voller Leute sah, tat er, als wollte er seinen wilden Mann loslassen, zog aber dem Bruder Alberto die Larve vom Gesicht und sagte: „Ihr Herren, weil der Eber ausbleibt und aus der Jagd nichts werden kann, so will ich, damit Ihr nicht umsonst gekommen seid, Euch den Engel Gabriel zeigen, der nachts vom Himmel auf die Erde kommt, um dem venetianischen Frauenzimmer die Zeit zu vertreiben.“

Als die Larve herunter war, wurde Bruder Alberto sogleich von allen erkannt; allgemein erhob sich gegen ihn ein wütendes Geschrei, und es wurden ihm die härtesten Dinge und die ärgsten Schimpfreden gesagt, mit denen jemals ein schlimmer Geselle überhäuft worden war; und noch überdies warf ihm der eine den, der andere jenen Unrat ins Gesicht. Auf solche Weise hielten sie ihn eine lange Weile fest, bis endlich die Neuigkeit noch zum Glück in sein Kloster gelangte, worauf nicht weniger als sechs Mönche sich auf den Weg machten, die, als sie auf dem Platze ankamen, ihm eine Kutte überwarfen, ihn losbanden und, nicht ohne



großen Lärm von einer großen Menge verfolgt, ihn in ihre Wohnung brachten, wo er, wie man glaubt, nach einem trübseligen Leben im Kerker gestorben ist.

So tat Alberto, der böse war und für gut galt, Böses, und niemand glaubte daran; er wagte es, sich für den Engel Gabriel auszugeben, wurde in einen wilden Mann verwandelt und hatte endlich verdienstermaßen in Schimpf und Schanden seine Sünden erfolglos zu beweinen. Möchte es Gott gefallen, daß es allen anderen seinesgleichen ebenso ginge!



## Dritte Geschichte

Drei junge Männer lieben drei Schwestern und flüchten mit diesen nach Kreta. Die älteste von ihnen ermordet aus Eifersucht ihren Geliebten. Die zweite rettet jene dadurch vom Tode, daß sie sich dem Herzoge von Kreta ergiebt, dafür ermordet sie aber ihr Geliebter und flieht mit der ältesten. Die dritte Schwester und ihr Freund werden dieses Mordes beschuldigt und bekennen sich im Gefängnis dazu. In der Furcht vor dem Tode bestechen sie aber ihre Wächter und fliehen dann nach Rhodus, wo sie im Elende sterben.

Als Filostrato das Ende von Pampineas Geschichte vernommen, blieb er eine Weile nachdenklich und sagte dann zu ihr: „Eure Geschichte wurde gegen das Ende erträglich und mir wohlgefällig; vorher aber enthielt sie zuviel Lächerliches, das ich hinweg gewünscht hätte.“

Darauf wandte er sich zu Lauretta und sagte: „Dame, fahrt fort, und womöglich mit einer besseren Geschichte.“

Lauretta erwiderte lächelnd: „Ihr seid mit den Liebenden auch gar zu unbarmherzig, wenn Ihr ihnen immer ein schlimmeres Ende wünscht. Um Euch aber zu gehorchen, will ich Euch von drei Paaren erzählen, die sämtlich nach kurzem Genusse ihrer Liebe elendiglich umkamen.“ Und wie sie das gesagt hatte, begann sie folgendermaßen:

Wie ihr deutlich wahrnehmen könnt, ihr jungen Mädchen, gereicht ein jedes Laster leicht nicht allein demjenigen, der es begeht, sondern nicht selten auch anderen zum größten Nachteil; unter allen übrigen aber scheint mir der Zorn eins von denen zu sein, das am meisten mit verhängten Zügeln uns in die Gefahren stürzt. Der Zorn, sage ich, der nichts anderes als eine plötzliche, unüberlegte Aufregung der Seele ist, die, durch einen Verdruß veranlaßt, alle Vernunft von sich stößt, die



H. Couvelot inv.

T. H. N. 26.

Page 32.



geistigen Augen mit Finsternis umhüllt und das Gemüt zu siedender Wut entflammt.

Obgleich nun diese Leidenschaft häufig an Männern wahrgenommen wird, und den einen mehr als den anderen beherrscht, hat man sie doch, und zwar mit nachtheiligeren Wirkungen auch schon bei Frauen beobachtet; denn in ihnen entzündet sie sich leichter, brennt in ihnen mit einer lebhafteren Flamme und regiert sie mit milderer Scheu. Auch ist es kein Wunder, daß es sich so verhält, denn, wollen wir acht haben, so werden wir finden, daß das Feuer seiner Natur nach die leichten und weichen Dinge eher ergreift, als die härteren und schwereren.

Die Männer mögen es aber nicht übel deuten: weicher und zarter als sie sind wir, und um vieles leichtsinniger. Weil ich nun finde, daß wir zu diesem Fehler geneigt sind, und weil ich zugleich erkenne, daß unsere Sanftmut und Freundlichkeit ebensoviel zu der Ruhe und dem Glück der Männer beiträgt, mit denen wir zu verkehren haben, als ihnen unser Zorn und unsere Heftigkeit lästig und gefährlich ist, will ich, damit wir mit um so festeren Willen uns vor jenen hüten, euch in meiner Geschichte die Liebesabenteuer dreier junger Männer und ebenso vieler Mädchen berichten, die durch den Zorn einer der letzteren aus vollem Glück in das höchste Unglück verwandelt wurden.

Die alte und ehrenwerte Stadt Marseille, die ehemals an großen Kaufleuten reicher war, als sie es jetzt ist, liegt, wie ihr wissen werdet, am Meeresufer in der Provence. Unter jenen Kaufleuten war einer, namens Arnaut Cluada, ein Mann von niedriger Abkunft, aber von erprobter Ehrlichkeit, ein rechtlicher und an Geld und Besitzungen über die Maßen reicher Kaufherr, dem

seine Frau unter mehreren anderen Kindern drei Töchter hinterlassen hatte, die den Söhnen dem Alter nach vorgingen. Zwei der Schwestern waren Zwillinge von fünfzehn Jahren, die dritte hatte ihr vierzehntes Lebensjahr ebenfalls schon erreicht, und ihre Angehörigen verschoben ihre Verheiratung nur noch, bis Arnaut, der mit Waren nach Spanien gegangen war, von dort zurückgekommen sein würde. Die beiden älteren hießen Ninetta und Madelon, die dritte aber wurde Bertella genannt. In Ninetta hatte sich nun ein junger Edelmann, namens Restagnon, über alle Maßen verliebt, der zwar arm, aber von guter Familie war, und ebenso das Mädchen sich in ihn; auch hatten beide es so einzurichten gewußt, daß sie die Früchte der Liebe ohne jemandes Mitwissen genossen.

Schon war in diesem wechselseitigen Verständnis eine geraume Zeit vergangen, als zwei miteinander befreundete junge Männer, von denen der eine Folco, der andere Ughetto hieß und die sich beide nach dem Tode ihrer Väter im Besitze eines bedeutenden Vermögens befanden, sich in zwei der Schwestern verliebten und zwar jener in Madelon, dieser aber in Bertella. Als Restagnon, von Ninetta darauf aufmerksam gemacht, dies gewahr wurde, dachte er darauf, seinem Mangel durch die Liebe jener beiden abzuhelfen. Zu dem Zwecke befreundete er sich mit ihnen, begleitete bald den einen, bald den anderen, bald aber auch beide zu ihren Geliebten und zu der seinigen und rief sie dann, als er zur Genüge mit ihnen vertraut geworden zu sein glaubte, eines Tages in sein Haus und sagte ihnen:

„Geliebte Freunde, unser bisheriger Umgang hat Euch überzeugen können, wie groß meine Liebe zu euch ist und wie ich für euch so viel als für mich selber zu tun

bereit wäre. Und weil ich Euch denn so lieb habe, will ich euch mittheilen, was mir in den Sinn gekommen ist; dann könnt ihr ja immer mit mir gemeinschaftlich dasjenige beschließen, was wir für das vernünftigste halten werden. Ihr seid, wenn eure Worte nicht trügen, und auch dem zufolge, was ich bei Tage wie bei Nacht an eurem Benehmen bemerkt zu haben glaube, von der glühendsten Liebe zu jenen zwei Schwestern entbrannt, wie ich zu der dritten. Für diese Liebe nun getraute ich mich, wenn ihr damit zufrieden wäret, ein willkommenes süßes Mittel zu finden, das in folgendem bestehen würde:

Ihr seid überreiche Leute, und ich bin es nicht; wollt ihr nun euer Vermögen zusammentun und mich zu einem Drittel daran teilnehmen lassen, so beschließt nur, in welche Weltgegend wir ziehen und jener Reichtümer uns erfreuen sollen, denn ich übernehme es, die drei Schwestern unfehlbar dahin zu bringen, daß sie mit einem großen Teile des Vermögens ihres Vaters uns begleiten, wohin wir nur wollen. Da könnten wir dann, ein jeder mit der seinigen, wie drei Brüder, als die glücklichsten Menschen auf der Welt leben. Nun ist es aber an euch, zu bestimmen, ob ihr ein solches Glück erwerben oder es aufgeben wollt.“

Die beiden jungen Männer, die in hellen Flammen standen, besannen sich, als sie hörten, sie sollten ihre Geliebten erhalten, nicht lange, sondern antworteten, wenn das geschehen könne, so seien sie bereit, zu tun, wie er gesagt habe.

Als Restagnon von den jungen Männern diese Antwort erhalten hatte, verschaffte er sich nach wenigen Tagen eine Zusammenkunft mit Ninetta, zu der er niemals ohne bedeutende Schwierigkeiten gelangen konnte. Nach

kurzen Gesprächen berichtete er ihr den Inhalt seiner Unterredung mit den jungen Leuten und suchte sie mit vielen Gründen für seine Unternehmung zu gewinnen. In der That wurde ihm dies nicht schwer, denn sie wünschte noch mehr als er ungestört von fremdem Verdachte mit ihm zusammen sein zu können. So antwortete sie ihm denn entschlossen, sie sei damit zufrieden und ihre Schwestern würden, besonders in diesem Falle, tun, was sie wolle; er möge also, fügte sie hinzu, nur alles Nötige sobald als möglich in Ordnung bringen.

Als Restagnon zu den jungen Männern, die ihn inzwischen schon vielfach wegen seiner früheren Reden gemahnt hatten, zurückkehrte, sagte er ihnen, wie die Sache vonseiten ihrer Geliebten bereits in Richtigkeit sei. Jene, die inzwischen nach Kreta zu ziehen beschlossen hatten, verkauften nun einige ihnen gehörende Besitzungen unter dem Vorgeben, mit dem Erlöse Waren in der Fremde einhandeln zu wollen, kauften sich, nachdem sie all ihr übriges Besitztum ebenfalls in Geld umgesetzt hatten, ein schnellsegelndes Schiff, das sie in der Stille auf das beste bewaffneten, und erwarteten dann den Tag der Ausführung. Auf der anderen Seite mußte Ninetta, welche die Wünsche der Schwestern zur Genüge kannte, sie mit süßen Worten dem Plane Restagnons so geneigt zu machen, daß sie die Zeit nicht abwarten zu können glaubten, bis er ins Werk gesetzt würde.

Als nun die Nacht gekommen war, in welcher sie das Schiff besteigen sollten, eröffneten die drei Schwestern einen großen Kasten ihres Vaters, nahmen daraus eine Menge Gold und Edelsteine und gingen damit in der größten Stille aus dem Hause an den Platz, wo ihre



drei Liebhaber nach der getroffenen Verabredung sie bereits erwarteten. Dann bestiegen sie ohne Verzug das Schiff, ließen die Ruder ins Wasser werfen, stießen vom Lande und verweilten an keinem Orte, bevor sie nicht am folgenden Abend Genua erreichten, wo die liebenden Paare zuerst die Freuden ihrer Liebe genossen.

Nachdem sie hier die nötigen Erfrischungen eingenommen, fuhren sie weiter und gelangten von Hafen zu Hafen, noch vor dem achten Tage ohne jeden Unfall nach Kreta, wo sie sich ausgedehnte und schöne Besitzungen kauften und unweit der Stadt Candia köstliche und anmutige Wohnungen bauten. Hier lebten sie dann mit zahlreicher Dienerschaft, mit Hunden, Falken und Pferden, unter Gastgelagen wie die größten Herren mit ihren Geliebten als die glücklichsten Leute von der Welt in lauter Herrlichkeit und Freuden.

Während sie aber noch ein solches Leben führten, geschah es, daß, wie wir täglich Leute der Dinge, die ihnen noch so sehr behagten, überdrüssig werden sehen, weil sie zu großen Überfluß daran haben, auch Restagnon die zärtlich geliebte Ninetta, nun sie ihm ohne alle Gefahr zu Willen sein konnte, satt zu bekommen und ihr daher die gehörige Liebe nicht zu beweisen anfing. Darauf fand er bei einem Feste an einem jungen, schönen und edlen Mädchen, die dort einheimisch war, besonderes Behagen, ging ihr auf das angelegentlichste nach und erschöpfte sich ihr zu Ehren in Huldigungen und Festlichkeiten.

Als Ninetta das gewahr wurde, wurde sie gegen Restagnon so eifersüchtig, daß er keinen Schritt mehr gehen konnte, den sie nicht ausgekundschaftet und über den sie nicht ihm und sich nachher mit Vorwürfen und mit übler Laune das Leben sauer gemacht hätte. Wie

aber das Übermaß der Dinge sie uns zum Ekel werden läßt, so vermehrt die Verweigerung der begehrten die Lust zu ihnen, und so fachte Ninettas Verdruß in Restagnons Herzen die Flammen seiner neuen Liebe an.

Wie es sich nun im Laufe der Zeit zugetragen haben mag, ob Restagnon die Freundschaft der geliebten Dame erlangte oder nicht, das lassen wir unentschieden; genug, Ninetta glaubte, der Himmel weiß, auf wessen Bericht, es verhalte sich so, verfiel darüber zunächst in tiefe Traurigkeit, dann in glühenden Zorn und gab sich endlich solch einer Wut hin, daß ihre bisherige Liebe zu Restagnon sich in den bittersten Haß verwandelte und daß sie, von ihrem Zorn verblindet, den vermeintlichen Schimpf, den Restagnon ihr angetan, nur durch dessen Tod abwaschen zu können glaubte. Sie ließ sich zu dem Zwecke eine alte Griechin rufen, die in der Bereitung der Gifte äußerst erfahren war, und bewog sie durch Geschenke und Versprechungen, ihr ein tödtliches Wasser zu bereiten, das Ninetta dann, ohne sich mit irgend jemand zu beraten, eines Abends, als Restagnon erhitzt war und kein Arg hatte, diesem zu trinken gab. Die Kraft des Trankes war so groß, daß Restagnon ihm noch vor dem Ende der Nacht erlag.

Als Folco und Ughetto seinen Tod erfuhren, beweinten sie ihn, ohne zu wissen, daß er an Gift gestorben sei, mit ihren Geliebten und mit Ninetta bitterlich und ließen ihn dann ehrenvoll zur Erde bestatten.

Nun geschah es aber, daß nach wenigen Tagen die Alte, die Ninetta das vergiftete Wasser bereitet hatte, wegen anderer Schlechtigkeiten verhaftet wurde und auf der Folter unter ihren übrigen Verbrechen auch dieses bekannte, unter genauerer Angabe, wozu das Gift gedient habe. Der Herzog von Kreta erwähnte gegen nie-

mand ein Wort von dieser Aussage, sondern umringte eines Nachts in der Stille das Schloß des Folco und führte Ninetta ohne Geräusch und Widerstand von dort gefangen mit sich fort. Diese wartete die Folter nicht erst ab, sondern gestand sogleich, was der Herzog über Restagnons Tod von ihr hören wollte.

Inzwischen erfuhren Folco und Ughetto unter der Hand vom Herzog, warum er Ninetta gefangen gesetzt, und von ihnen bekamen es ihre Frauen zu wissen. Die Nachricht betrückte sie alle sehr, und sie boten alles auf, was sie nur wußten, um Ninetta vom Scheiterhaufen zu retten, zu dem sie aller Vermutung nach verdienstermaßen verurteilt werden würde.

Alles schien aber umsonst zu sein, und der Herzog bestand darauf, sie hinrichten zu lassen. Da kam der Madelon, die schön und jung war und die der Herzog lange Zeit, ohne die mindeste Gefälligkeit von ihr erlangen zu können, den Hof gemacht hatte, der Gedanke ein, wenn sie dem Herzog zu Willen wäre, würde sie die Schwester vom Feuertode retten können, und demzufolge tat sie ihm durch einen schlaun Boten zu wissen, wenn er ihr zwei Dinge gewähre, wolle sie alle seine Befehle erfüllen. Das erste, daß sie ihre Schwester frei und unversehrt wiederbekomme, das zweite, daß dieses Abkommen geheim bleibe.

Als der Herzog die Botschaft vernahm, gefiel sie ihm wohl, und obgleich er sich lange besann, ob er es tun solle, ging er am Ende doch darauf ein und sagte, er sei bereit. Zu dem Zwecke ließ er nach vorgängiger Verabredung mit der Dame, eine Nacht Folco und Ughetto, als ob er sich bei ihnen über den Tod ihres Bruders weiter unterrichten wollte, aufheben und nahm inzwischen heimlich bei Madelon sein Nachtquartier. Schon

zuvor hatte er gethan, als habe er Ninetta in einen Sack gesteckt, um sie noch dieselbe Nacht im Meere ertränken zu lassen; nun aber führte er sie zu ihrer Schwester zurück, schenkte sie dieser zu Dank für die genossene Nacht und bat am Morgen beim Scheiden die Madelon, sie möge diese Nacht nicht, wie sie die erste in ihrer Liebe gewesen war, die letzte sein lassen.

Überdies empfahl er ihr noch, die Schuldige fortzubringen, damit nicht entweder ihre Straflosigkeit ihm zur Schande gereichte oder er gezwungen würde, mit neuer Strenge gegen sie zu verfahren. Am folgenden Morgen hörten Folco und Ughetto, Ninetta sei die Nacht gesäckt worden, maßen der Nachricht vollen Glauben bei und kehrten, als sie ohne weiteres freigelassen waren, zu ihren Weibern zurück, um sie über den Tod ihrer Schwester zu trösten.

Obgleich nun Madelon bemüht war, Ninetta auf das sorgfältigste zu verbergen, so wurde Folco doch gewahr, wo sie sei, und faßte, über ihre Rettung nicht wenig verwundert, sogleich Verdacht gegen Madelon, von der ihm bereits zu Ohren gekommen war, daß der Herzog sie liebe. Als er sie fragte, wie es zugehe, daß Ninetta bei ihr sei, antwortete Madelon mit einer langen Fabel, die sie sich ersonnen, um ihn zu täuschen, welcher er indessen als schlauer Mensch so wenig Glauben beimaß, daß sie sich bald von ihm in die Enge getrieben sah und ihm nach vielem Hin- und Herreden die Wahrheit gestand.

Da ließ sich Folco von seinem Schmerz überwältigen, zog wütend den Degen und tötete sie, ohne ihren Bitten um Gnade Gehör zu geben. Dann aber ließ er, in der Furcht vor dem Zorn und der Gerechtigkeit des Herzogs, die Leiche im Zimmer liegen, ging mit scheinbar heiterer

Miene in das Gemach, wo Ninetta sich befand, und sagte zu ihr: „Gehen wir schnell dahin, wo ich nach dem Willen deiner Schwester dich hinbringen soll, damit du nicht wieder in die Hände des Herzogs fällst.“

Ninetta glaubte seinen Worten, und da sie in ihrer Angst nichts sehnlicher wünschte, als bald fortzukommen, ging sie, ohne von ihrer Schwester weiteren Abschied zu nehmen, in der schon eingebrochenen Dunkelheit mit Folco. So eilten sie denn mit dem wenigen Gelde, das Folco hatte nehmen können, zum Meeresufer, bestiegen einen Kahn und entflohen, ohne daß man je erfahren, wohin sie gelangt seien.

Als Madelon am anderen Morgen ermordet gefunden wurde, hatten einige aus Neid und Haß gegen Ughetto nichts eiligeres zu tun, als dem Herzog die Kunde zu hinterbringen. Der Herzog eilte, wegen seiner großen Liebe zu Madelon über das Geschehene doppelt aufgebracht, sogleich in das Haus, nahm Ughetto und seine Geliebte gefangen und wußte sie, da sie von dem Hergang der Sache, nämlich von Folcos und Ninettas Flucht, noch nichts wußten, zu zwingen, daß sie sich als Folcos Mitschuldige und als Madelons Mörder bekannten. Da sie nun infolge dieses Geständnisses mit Recht für ihr Leben fürchteten, bestachen sie mit vieler Mühe ihre Wächter, indem sie ihnen einen Teil des Geldes überwiesen, das sie für vorkommende Fälle in ihrem Hause verborgen hatten. Dann bestiegen sie mit ihren Wächtern, ohne daß sie sich Zeit genommen hätten, etwas von ihren Sachen mit sich zu nehmen, einen Kahn und flohen nachts nach Rhodus, wo sie nur noch kurze Zeit in Armut und Elend lebten.

In solches Ungemach also brachten Restagnons törichte Liebe und Ninettas Zorn diese selbst und ihre Gefährten.

## VIERTE GESCHICHTE

Gerbino greift gegen das Versprechen seines Großvaters, Königs Wilhelm, um die Tochter des Königs von Tunis zu rauben, ein Schiff des letzteren an. Die Bemannung des Schiffes tötet die Dame, wofür Gerbino sie alle umbringt; nachher wird ihm aber der Kopf abgeschlagen.

Lauretta schwieg, als ihre Geschichte zu Ende war, und in der Gesellschaft äußerte der eine gegen den anderen sein Mitleid über das Unglück der Liebenden; andere tadelten Ninettas Zorn, und so drückten alle verschiedentlich ihre Empfindungen aus, bis endlich der König, als komme er von tiefen Gedanken wieder zu sich, das Haupt erhob und Elisa fortzufahren winkte, worauf diese gehorsam begann:

Liebenswürdige Mädchen, es gibt gar viele, die glauben, Amor sende seine Pfeile, nur von den Augen entflammt, und die diejenigen verspotten, welche dafür halten, daß sich jemand dem Rufe nach verlieben könne; wie sehr aber diese im Irrtum befangen sind, wird aus der Geschichte deutlich erhellen, die ich zu erzählen gesonnen bin. In ihr werdet ihr nicht allein vernehmen, wie das Gerücht, ohne daß die Liebenden sich jemals gesehen, solche Gefühle erzeugt hat, sondern auch, wie beide dadurch jämmerlichen Tod erlitten haben.

Wilhelm, der zweite König von Sicilien, hatte, wie die Sicilianer berichten, zwei Kinder, von denen der Sohn Ruggieri, die Tochter aber Constanza hieß. Ruggieri hinterließ, als er noch vor seinem Vater starb, einen Knaben, namens Gerbino, der vom Großvater mit besonderer Sorgfalt erzogen wurde und zu einem jungen Manne heranwuchs, der durch Schönheit ausgezeichnet und wegen seiner Tapferkeit und seines adligen Be-



*Essai sur.*

*T.H.N. 17.*

*Tardieu &c.*





tragens berühmt war. Sein Ruhm blieb aber nicht innerhalb der Grenzen Siciliens, sondern ertönte in verschiedenen Gegenden der Welt und war besonders in der Berberei verbreitet, die zu jenen Zeiten den Königen von Sicilien steuerpflichtig war.

Unter den anderen, denen hier der glänzende Ruhm von Gerbinos Tugenden und Ritterlichkeit zu Ohren kam, war eine Tochter des Königs von Tunis, die nach dem, was alle, die sie jemals gesehen, von ihr sagten, eines der schönsten Wesen, die jemals von der Natur geformt worden, und dabei von erlesenen Sitten und großer, edler Seele war. Wie sie nun überhaupt gerne von ehrenwerten Männern reden hörte, so vernahm sie mit besonderer Aufmerksamkeit die rühmlichen Taten des Gerbino, die ihr bald von dem einen und bald von dem anderen berichtet wurden, und fand an ihnen ein solches Wohlgefallen, daß sie sich in ihrer Einbildungskraft ein Bild von ihm entwarf, sich aufs heftigste in ihn verliebte und lieber als von irgend einem anderen Gegenstand von ihm redete und reden hörte.

Zugleich war aber auch wie in anderen Gegenden der große Ruhm von der Schönheit und dem Edelsinn jener Prinzessin bis nach Sicilien gedrungen und hatte, nicht ohne Wohlgefallen des Hörers, in Gerbinos Ohren Eingang gefunden, ja ihn mit nicht minderer Glut für sie entflammt, als die war, in welcher die junge Dame sich für ihn entflammt fühlte. Aus diesem Grunde trug er, voller Verlangen, sie selbst zu sehen, bis ein geziemender Grund ihm des Großvaters Erlaubnis gewähren würde, nach Tunis gehen zu dürfen, inzwischen jedem seiner dorthin reisenden Freunde auf, nach Kräften und in der Weise, die er für die zweckmäßigste halten würde, sie von seiner geheimen und innigen Liebe

zu unterrichten und ihm Nachrichten von ihr zurückzubringen.

Einer dieser Freunde richtete den Auftrag auf das geschickteste aus, indem er nach Art der Kaufleute zum Frauenschmucke bestimmte Juwelen der Dame zum Ansehen brachte, ihr Gerbinos Glut ohne Rückhalt offenbarte und diesen und alles das Seine ihrer freien Verfügung darbot. Die Dame empfing Boten wie Botschaft mit dem freudigsten Gesicht, erwiderte, wie sie in gleicher Liebe entflammt sei und sandte zum Zeugnis ihrer Worte dem Gerbino eins ihrer köstlichsten Juwelen.

Als Gerbino dies Geschenk erhielt, war er darüber entzückt, wie man es über den Empfang der herrlichsten Gabe nur immer sein kann. Derselbe Freund mußte der Dame noch öfters Briefe und prächtige Geschenke von Gerbino überbringen, und die Liebenden besprachen sich darüber, wie sie sich sehen und umarmen wollten, wenn das Schicksal es ihnen gestatten würde.

Während die Angelegenheiten noch so standen und wohl etwas langsamer gefördert wurden, als nötig gewesen wäre, da auf der einen Seite die junge Dame und auf der anderen Gerbino in gleichen Flammen brannten, versprach der König von Tunis seine Tochter dem König von Granada. Diese war über alle Maßen betrübt, daß sie nicht allein durch die Heirat von ihrem Geliebten so weit entfernt, sondern ihm nun so gut wie gänzlich entrissen werden sollte; und wenn sie ein Mittel gewußt hätte, so wäre sie, damit das Gefürchtete nicht geschähe, gern vom Vater geflohen und zu Gerbino gekommen.

Als Gerbino von jener Verbindung hörte, verfiel er darüber gleichfalls in unmäßige Traurigkeit und ge-

dachte oftmals bei sich selber, wenn es eine Möglichkeit gäbe und wenn sie zu Schiffe nach Granada gehe, wolle er sie mit Gewalt entführen.

Der König von Tunis bekam indessen von dieser Liebe und von Gerbinos Plänen Nachricht und, weil er wegen der Tapferkeit und der Macht des letzteren in Sorge war, tat er um die Zeit, als er seine Tochter hinüberschicken sollte, dem König Wilhelm dieses sein Vorhaben zu wissen und erklärte zugleich, daß er es auszuführen gedenke, wenn er versichert sei, daß er daran weder durch Gerbino noch durch einen anderen an dessen Statt verhindert werden würde. König Wilhelm, der ein alter Herr war und von Gerbinos Liebschaft niemals etwas vernommen, ließ sich nicht einfallen, daß um ihretwillen jene Versicherung nachgesucht werde, gewährte sie also willig und schickte seinen Handschuh dem König von Tunis zum Zeichen des Einverständnisses. Als dieser die Zusicherung empfangen, ließ er im Hafen von Carthago ein großes und schönes Schiff zurichten, es mit allem versehen, was den Reisenden nötig sein konnte, es zur Überfahrt seiner Tochter nach Granada verzierern und schmücken und wartete nur noch auf günstiges Wetter.

Als die junge Dame dies alles geschehen sah, sandte sie heimlich einen ihrer Diener nach Palermo, befahl ihm, den schönen Gerbino von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie in wenigen Tagen nach Granada abzureisen im Begriff stehe. Nun werde man ja sehen, ob er so tapfer sei, als man von ihm sage, und ob er sie so liebe, wie er ihr öfters habe versichern lassen. Der Diener bestellte seinen Auftrag auf das beste und kehrte auch nach Tunis wieder zurück. Gerbino aber wußte, als er die Botschaft der Dame vernahm nicht,

was er tun sollte, da die Zusicherung seines Großvaters ihm bekannt war. Dennoch eilte er, von der Liebe getrieben, und um nicht der Dame für feige zu gelten, nach Messina, ließ dort sogleich zwei leichte Galeren bewaffnen, bemannte sie mit tapferen Leuten und steuerte damit gegen Sardinien, wo er vermutete, daß das Schiff der Dame vorbeikommen müsse. Auch entsprach der Erfolg in kurzem seinem Dafürhalten, denn kaum war er einige Tage hier angelangt, als das Schiff mit geringem Winde der Stelle ziemlich nahe kam, wo Gerbino beilegelegt hatte, um zu warten.

Sobald Gerbino das gewahr wurde, sagte er zu seinen Gefährten: „Ihr Herren, seid ihr tüchtige Männer, wie ich denke, wird wohl keiner unter euch sein, der die Liebe nicht gefühlt hätte oder noch fühlte, ohne die nach meinem Dafürhalten kein Sterblicher Tugend oder sonst Gutes in sich beherbergen kann. Habt ihr aber geliebt oder liebt ihr noch, so wird es euch leicht sein, meine Lage zu begreifen. Ich liebe, aus Liebe habe ich euch zur gegenwärtigen Unternehmung veranlaßt, und der Gegenstand meiner Liebe verweilt auf dem Schiffe, das ihr hier vor euch seht und auf dem sich außer dem Inbegriff meiner Wünsche die größten Reichtümer befinden, die wir, wenn ihr anders tüchtige Leute seid, durch einen männlichen Kampf mit leichter Mühe erobern können. Ich will indessen von diesem Siege keinen anderen Teil haben, als jenes Mädchen, der zuliebe ich die Waffen ergriffen habe; alles andere überlasse ich euch im voraus auf das freiwilligste. Wohlan denn, so laßt uns jenes Schiff mit sicherem Erfolge angreifen. Gott selber zeigt sich unserem Unternehmen günstig und hält es uns durch völlige Windstille fest.“

Die vielen Worte des schönen Gerbino wären nicht einmal nötig gewesen, denn die Messinesen, die ihn begleiteten, führten, von Raubsucht entbrannt, in Gedanken schon aus, wozu er sie noch mit Worten ermahnte. Aus diesem Grunde erhoben sie am Ende seiner Rede ein lautes Geschrei und stießen zum Zeichen ihrer Gesinnung in die Trompeten. Dann griffen sie zu den Waffen, tauchten die Ruder ins Meer und gelangten bis zu dem feindlichen Schiffe.

Als die Mannschaft des letzteren die Galeren auf sich zukommen sah und nicht entfliehen konnte, rüstete sie sich zur Verteidigung. Der schöne Gerbino verlangte von ihnen, sobald er herangekommen war, wenn sie sich nicht mit ihm schlagen wollten, möchten sie ihm die Schiffsherren an Bord seiner Galeren liefern. Als die Sarazener aber ihre Gegner erkannt und die Aufforderung vernommen hatten, erwiderten sie, sie würden gegen das vom König verpfändete Wort von jenen überfallen und zeigten zum Beweise König Wilhelms Handschuh vor. Übrigens aber erklärten sie, unter keiner Bedingung sich noch irgend etwas, das sie an Bord hätten, anders als mit dem Schwerte in der Hand kapern zu lassen. Gerbino aber, der in inzwischen seine Dame auf dem hinteren Verdecke des Schiffes gesehen und sie noch unendlich viel schöner gefunden hatte, als er sich eingebildet hatte, antwortete im Feuer der vermehrten Glut, als jene ihm den Handschuh zeigten, hier wären vorläufig keine Falken, und es sei denn auch kein Handschuh vonnöten. Wollten sie also die Dame nicht geben so möchten sie sich bereit halten, den Kampf anzunehmen.

Mit diesen Worten fingen beide Teile ohne weiteren Aufschub eifrig aufeinander Pfeile zu schießen und

Steine zu werfen an und kämpften in dieser Weise geraume Zeit lang zu großem beiderseitigen Nachteil. Als aber Gerbino sah, daß er dem Ziele solchergestalt nicht viel näher komme, zündete er endlich ein Fahrzeug, das seine Leute aus Sicilien mitgenommen hatten, an und drängte es alsdann durch Hilfe seiner beiden Galeren hart an das feindliche Schiff. Bei diesem Anblick erkannten die Sarazener wohl, daß ihnen nun kein anderer Ausweg bleibe als entweder sich zu ergeben oder zu sterben. Darum ließen sie denn die Tochter des Königs, die inzwischen im unteren Raume saß und weinte, auf das Verdeck bringen, führten sie an die Spitze des Schiffes, riefen dem Gerbino zu und töteten sie dann unter seinen Augen, so sehr sie auch um Gnade und Hilfe rief. Darauf warfen sie den Leichnam ins Meer und sagten: „Nimm sie, wir geben sie dir, wie wir dürfen und wie deine Redlichkeit sie verdient hat.“

Kaum hatte Gerbino diese Grausamkeit gesehen, so ließ er sich, als suchte er den Tod, unbekümmert um Pfeile und Steine an das feindliche Schiff heranzuführen und sprang allen Verteidigern zum Trotz hinauf. Nicht anders wie ein hungriger Löwe, der unter eine Schar junger Stiere gerät, bald diesen, bald jenen erwürgt und mit Zähnen und Krallen eher seine Wut als seinen Hunger befriedigt, traf Gerbino hier mit dem Schwerte in der Hand bald den einen und bald den anderen Sarazenen und tötete viele von ihnen. Inzwischen nahm das Feuer in dem entzündeten Schiffe schon überhand. Gerbino ließ also seine Leute, um sie zufriedenzustellen, nehmen, was sie konnten, und kehrte dann, wenig über den davongetragenen Sieg erfreut, auf seine Galere zurück. Noch ließ er den Körper der schönen Dame aus

dem Meere fischen, weinte lange und bestattete ihn, mit vielen Tränen bedeckt, auf der Rückkehr nach Sicilien feierlich auf Ustica, einer kleinen Insel, die Trapani ungefähr gegenüberliegt. Alsdann erst schiffte er, über alle Maßen traurig, nach seiner Heimat zurück.

Sobald der König von Tunis von dem Vorgefallenen Kunde erhalten hatte, schickte er an König Wilhelm schwarz bekleidete Gesandte und beschwerte sich bei ihm, daß sein Versprechen so schlecht gehalten worden sei. Die Gesandten berichteten den Hergang der Sache; König Wilhelm aber wurde über das Geschehene sehr aufgebracht und ließ den Gerbino gefangen setzen, da er nicht wußte, unter welchem Vorwande er die Genugtuung verweigern sollte, die jene forderten. Ja, er verurteilte ihn darauf, da keiner seiner Edlen ihn für Gerbino um Gnade bitten mochte, selber zum Tode und ließ ihm das Haupt in seiner Gegenwart abschlagen; denn er wollte lieber ohne Enkel sterben als für einen wortbrüchigen Fürsten gelten.

Auf solche Weise fanden also innerhalb weniger Tage zwei Liebende elendiglich in unnatürlichem Tode ihr Ende, ohne nur die geringste Frucht ihrer Liebe gekostet zu haben.



## FÜNFTE GESCHICHTE

Lisabettas Brüder ermorden deren Geliebten. Er erscheint ihr im Traume und zeigt ihr, wo er verscharrt sei. Darauf gräbt sie seinen Kopf heimlich aus, tut ihn in einen Basilikumtopf und benetzt ihn täglich stundenlang mit ihren Tränen. Endlich nehmen die Brüder ihn ihr weg, und sie stirbt bald darauf vor Gram.

Als der König Elisabett eben beendete Geschichte ein wenig gelobt hatte, erging das Geheiß, weiter zu erzählen, an Filomela, die, noch voller Mitleid für den armen Gerbino und seine Dame nach einem wehmütigen Seufzer also begann:

Geliebte Mädchen, meine Geschichte betrifft zwar keine Personen so hohen Standes wie diejenigen waren, von denen Elisa erzählt hat, wohl aber dürfte sie vielleicht nicht weniger rührend sein. Sicilien, dessen eben gedacht wurde, brachte sie mir in Erinnerung, weil sich dort die Begebenheit zugetragen hat.

In Messina lebten nämlich drei Brüder, junge Kaufleute, die bei dem Tode ihres Vaters, der aus San Giminignano stammte, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen waren. Diese hatten eine Schwester, namens Lisabetta, die sie, obwohl sie jung, hübsch und wohlerzogen war, aus was immer für einem Grunde noch nicht verheiratet hatten. Außerdem hielten sie in einem ihrer Kaufläden einen jungen Pisaner, namens Lorenzo, als Diener, der alle ihre Geschäfte in Händen hatte und besorgte und überdies von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten war. Als nun Lisabetta diesen mehrmal betrachtet hatte, fing sie an sich übermäßig in ihn zu verlieben. Sobald Lorenzo das zu wiederholten Malen gewahr geworden war, gab er seine übrigen Liebchaften auf und begann ebenfalls, ihr seine Neigung





*Paesen del.*

*T. H. N. 18.*

*Smibert sc.*



zuzuwenden; und so geschah es denn, daß bei gleichmäßigem beiderseitigen Wohlgefallen sie binnen kurzer Frist sicher zu werden anfangen und miteinander taten, wonach sie beide am meisten verlangten.

Während sie nun auf diese Weise im Einverständnis fortlebten und einander viele Lust und Zeitvertreib gewährten, wußten sie die Sache doch nicht so geheim zu betreiben, daß nicht der älteste Bruder eines Nachts Lisabetta, von ihr selbst unbemerkt, gesehen hätte, als sie sich in das Schlafzimmer des Lorenzo schlich. So weh es ihm auch tat, diese Entdeckung gemacht zu haben, so faßte er doch als ein verständiger junger Mann den geziemenden Entschluß und sagte vorläufig kein Wort, sondern erwartete unter verschiedenen Gedanken über das Geschehene, die sich in seiner Seele durchkreuzten, den Morgen. Als aber der Tag angebrochen war, erzählte er seinen Brüdern, was er in der vergangenen Nacht von Lisabetta und Lorenzo gesehen hatte, und beschloß nach langer Überlegung mit ihnen gemeinschaftlich, damit weder ihnen noch ihrer Schwester Schande daraus erwüchse, die Sache solange mit Stillschweigen zu übergehen und sich in allem zu stellen, als ob sie nichts gesehen oder sonst entdeckt hätten, bis sich eine gelegene Zeit finden würde, diesen Schimpf, bevor er ärger wurde, ohne Nachteil oder Gefahr sich aus der Welt zu schaffen.

Sie blieben diesem Entschlusse treu und plauderten und scherzten mit Lorenzo nach alter Weise; und so führten sie ihn einmal unter dem Vorwande, eine Lustreise aufs Land zu machen, mit sich fort. Als sie aber an einen ganz einsamen und abgelegenen Ort gekommen waren, nahmen sie die Gelegenheit wahr, brachten Lorenzo, der sich dessen nicht versah, mehrere tödtliche

Streiche bei und verscharreten seinen Körper so, daß niemand von der Sache etwas gewahr wurde.

Nach Messina zurückgekehrt, verbreiteten sie alsdann die Nachricht, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften irgendwohin geschickt, und dieses Vorgeben wurde von niemand bezweifelt, da sie ihn häufig umherreisen zu lassen pflegten. Als aber Lorenzo gar nicht wiederkam und Lisabetta, die seine lange Abwesenheit mit Schmerzen empfand, sich oft und angelegentlich nach ihm erkundigte, geschah es, daß einer ihrer Brüder eines Tages, als sie besonders dringend nach ihm fragte, ihr erwiderte: „Was soll das bedeuten? Was hast du mit Lorenzo zu schaffen, daß du soviel nach ihm fragst? Wirst du noch einmal fragen, so werden wir dir antworten, wie du es verdient hast.“

Das Mädchen wurde über diese Reden traurig und betrübt. Es war ihr bange, und sie wußte nicht wovor. Sie erkundigte sich auch weiter nicht nach ihm; wenn es aber Nacht war, rief sie ihn häufig voller Wehmut, bat ihn, er möge doch kommen, und klagte zuweilen unter vielen Tränen über seine lange Entfernung.

So blieb sie, ohne einen frohen Augenblick zu haben, eine Weile in fortwährender Erwartung. Eine Nacht aber, als sie besonders lange Lorenzos Ausbleiben beweint hatte und endlich über ihre Klagen eingeschlafen war, erschien Lorenzo ihr im Traume, bleich und ganz zerstört, mit schmutzigen und zerfetzten Kleidern, und es war ihr, als ob er zu ihr sagte: „Ach, Lisabetta, du rufst mich unaufhörlich, du betrübst dich über mein langes Ausbleiben und klagst mich mit deinen Tränen auf das härteste an. Wisse aber, daß ich nicht mehr zurückzukehren vermag; denn an dem Tage, da du mich zum letzten Male sahest, mordeten mich deine Brüder.“

Dann bezeichnete er ihr noch die Stelle, wo jene ihn verscharrt hätten, wiederholte ihr, daß sie ihn nicht mehr rufen oder erwarten solle, und verschwand.

Das Mädchen erwachte und weinte bitterlich über ihr Traumgesicht, dem sie vollen Glauben beimaß.

Am anderen Morgen hatte sie zwar nicht den Mut, ihren Brüdern etwas zu sagen,, beschloß aber, an den bezeichneten Ort zu gehen, um sich zu überzeugen, ob Wahrheit sei, was sie im Traume gesehen. Sobald sie also die Erlaubnis erhalten hatte, in Begleitung eines Mädchens, das früher bei den Geschwistern gedient hatte und alle Geheimnisse Lisabettas wußte, zu ihrem Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt zu machen, ging sie an jene Stelle und grub nach, wo sie nach Wegräumung einiger dürrer Blätter, die daselbst den Boden bedeckten, die Erde am lockersten fand. Auch hatte sie noch nicht lange gegraben, als sie auf den noch völlig erhaltenen und unveränderten Körper ihres unglücklichen Geliebten stieß und dadurch nur allzu deutlich die Wahrhaftigkeit ihres Traumgesichtes erkannte.

Unaussprechlich betrübt über diese Entdeckung, fühlte sie doch wohl, daß sie ihren Tränen hier nicht freien Lauf lassen dürfe, und hätte, wenn es möglich gewesen wäre, gern den ganzen Körper mit sich genommen, um ihn geziemend zu begraben. Da sie die Unmöglichkeit dessen einsah, trennte sie, so gut sie konnte, den Kopf mit einem Messer vom Rumpfe, gab ihn, in ein Taschentuch gehüllt, nachdem sie den Rest des Körpers wieder mit Erde bedeckt, der Dienerin zu tragen und kehrte dann, ohne von jemand gesehen zu sein, nach ihrer Wohnung zurück. Hier verschloß sie sich mit dem Kopfe in ihrer Stube und weinte, über ihn hingeneigt, so lange Zeit bitterlich, daß ihre Tränen, während sie ihn mit

tausend Küssen bedeckte, ihn völlig abwuschen. Dann legte sie ihn, mit einem sauberen Tuche umwunden, in einen schönen Blumentopf von der Art, worin man Majoran und Basilikum zieht, schüttete Erde darüber, pflanzte einige schöne Stauden salernitanisches Basilikum hinein und begoß sie nicht anders als mit Rosen- und Orangenwasser oder mit ihren Tränen. Dabei pflegte sie sich dann immer zu dem Blumentopf zu setzen und das Gefäß, das ihren Lorenzo verborgen hielt, mit inniger Sehnsucht zu betrachten. Hatte sie ihn lange so angeschaut, so trat sie wieder heran und weinte solange über ihn hingebeugt, bis sie das ganze Basilikum begossen hatte. Sowohl durch die lange und ununterbrochene Pflege als durch die Fruchtbarkeit, die der verwesende Kopf dem Erdreich mitteilte, wurde die Pflanze wunderschön und duftete köstlich.

Da das junge Mädchen immer in dieser Weise fortfuhr, wurde sie öfters von den Nachbarn dabei beobachtet. Diese aber sagten zu ihren Brüdern, die sich darüber verwunderten, daß ihre Schönheit verginge und ihre Augen aussähen, als seien sie im Kopfe verloschen: „Wir haben bemerkt, daß sie sich täglich so und so benimmt.“ Als die Brüder dies hörten und selber wahrnahmen, daß dem also sei, schalten sie sie einige Male deswegen und ließen ihr, als das nichts helfen wollte, endlich den Blumentopf heimlich wegnehmen. Als sie ihn vermißte, verlangte sie viele Male auf das dringendste nach ihm; als sie ihn aber doch nicht wieder bekam, wurde sie unter fortwährenden Tränen und Klagen krank und begehrte auch in der Krankheit nichts als ihren Blumentopf.

Die Brüder verwunderten sich über dieses Verlangen und verfielen deshalb darauf, zu untersuchen, was darin

sei. Sie schütteten also die Erde aus und fanden das Tuch und in diesem den Kopf, der noch nicht so völlig vermodert war, daß sie ihn an dem krausen Haarwuchs nicht für den des Lorenzo erkannt hätten. Gewaltig darüber erstaunt, fürchteten sie, ihre Tat könnte ruchbar werden, und verließen, ohne jemandem davon zu sagen, sobald sie den Kopf vergraben hatten, vorsichtig die Stadt Messina, um nach Ordnung ihrer Geschäfte nach Neapel zu ziehen. Das Mädchen aber hörte nicht auf zu weinen und ihren Blumentopf zu verlangen und starb in solcher Weise unter Tränen.

Das war das Ende dieser traurigen Liebe. Mit der Zeit aber wurde die Begebenheit vielen bekannt, und es dichtete einer das Lied darauf, das noch heute gesungen wird:

Wer war der arge Bösewicht,  
Der meinen Blumentopf genommen?



## SECHSTE GESCHICHTE

Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt und er ihr einen andern. Darauf stirbt er plötzlich in ihren Armen; während sie ihn mit ihrer Dienerin nach seinem Hause trägt, werden sie von der Wache gefangen, und sie gesteht, wie sich alles zugetragen. Der Podestà will ihrer Ehre Gewalt antun, sie wehrt sich aber. Ihr Vater erfährt indessen, wo sie sei, und befreit sie, da er sie unschuldig findet. Sie aber weigert sich, länger in der Welt zu leben, und wird Nonne.

Die Geschichte, die Filomela soeben erzählt, war den Damen sehr willkommen gewesen, da sie jenes Lied schon oft singen gehört hatten, nirgend aber trotz allem Fragen die Veranlassung, auf die es gedichtet war, hatten erfahren können. Der König hatte kaum das Ende gehört, so befahl er dem Pamfilo, in der Ordnung weiter fortzufahren.

Pamfilo sagte darauf: Der in der vorigen Geschichte erwähnte Traum veranlaßt mich, euch eine andere Geschichte zu erzählen, in der ihrer zwei vorkommen, die zukünftige Dinge betrafen wie jener vergangene, und die von denjenigen, die sie geträumt hatten, kaum erzählt waren, als sie auch beide schon eintrafen.

Ihr müßt nämlich wissen, liebenswürdige Damen, daß alle lebenden Menschen vermöge einer gemeinschaftlichen Erregbarkeit, im Traume mancherlei Dinge sehen, die zwar dem Träumenden, solange er schläft, vollkommen wahr scheinen, von denen aber, sobald er wieder erwacht, nur einige als wahr, andere als wahrscheinlich und noch andere als aller Wahrheit widersprechend erkannt werden. Viele messen nun demzufolge jedem ihrer Träume ebensoviel Glauben bei wie den Gegenständen, die sie wachend sehen, und betrüben oder





*H. Gravelot inv.*

*T. II. N. 29.*

*Aillanet sc.*



erfreuen sich über ihre Träume, je nachdem ihr Inhalt sie hoffen oder fürchten macht.

Umgekehrt gibt es aber auch manche, die keinem Traume früher glauben, als wenn sie der Gefahr, vor der sie gewarnt wurden, bereits erlegen sind. Ich billige weder das eine noch das andere; denn die Träume sind weder immer wahr, noch allemal falsch. Daß sie nicht alle wahr sind, wird wohl ein jeder von uns öfters erfahren haben. Daß sie aber auch nicht alle täuschen, habt ihr schon aus Filomelas Geschichte ersehen, und ich denke es euch jetzt, wie ich schon erwähnte, auch durch die meinige zu beweisen. Deshalb meine ich denn, daß man sich durch keinen widersprechenden Traum bei tugendhaftem Leben und Wandel in Furcht setzen, noch von seinen guten Entschlüssen abbringen lassen soll. Ebenso soll man, wie vorteilhaft auch die Träume uns ein schlechtes und widerrechtliches Benehmen darstellen und uns mit lockenden Vorspiegelungen dazu verleiten wollen, ihnen doch keinen Glauben beimessen; wohl aber im umgekehrten Falle sie alle für wahr halten. Doch kommen wir nun zu unserer Geschichte!

In der Stadt Brescia lebte vor Zeiten ein Edelmann, Herr Negro von Ponte Carraro genannt, der unter mehreren anderen Kindern eine Tochter, namens Andreola, hatte, die jung, hübsch und unverheiratet war und sich zufälligerweise in einen ihrer Nachbarn verliebte, der Gabriotto hieß und zwar von niedrigem Stande, aber von gar löblichen Sitten und schönem, wohlgefälligem Aussehen war. Auch wußte die junge Dame es durch Hilfe eines Mädchens, das im Hause diente, nicht allein dahin zu bringen, daß Gabriotto ihre Liebe zu ihm erfuhr, sondern sie ließ ihn auch zu großem, beiderseitigem

Vergnügen gar häufig zu sich in einen schönen Garten ihres Vaters führen. Und damit keine Macht außer dem Tode ihre wechselseitige Liebe zu trennen vermöchte, wurden sie heimlich Mann und Frau.

Während sie nun auf solche Weise verstohlen ihre Zusammenkünfte fortsetzten, geschah es, daß die junge Dame eines Nachts im Traume mit Gabriotto in ihrem Garten zu sein und voller gegenseitiger Freude ihn in ihren Armen zu halten glaubte. Und als sie noch in dieser Stellung verweilten, war es ihr, als sehe sie aus seinem Körper ein schwarzes scheußliches Ding herauskommen, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte. Dann kam es ihr vor, als faßte dieses Ding den Gabriotto, risse ihn wider ihren Willen mit unglaublicher Kraft aus ihren Armen und verschwände mit ihm unter die Erde, so daß sie weder das eine noch den anderen wiederzusehen bekam. Darüber empfand sie so heftigen Schmerz, daß sie aufwachte; und ob sie wohl erwacht sich freute, daß die Erscheinungen ihres Traumes verschwunden waren, erfüllte dennoch, was sie geträumt hatte, sie mit Angst. Deshalb bemühte sie sich, als Gabriotto die folgende Nacht zu ihr kommen wollte, soviel sie nur wußte, ihn für diesen Abend davon abzubringen. Da sie aber seinen festen Willen sah, gab sie nach, ihn die Nacht in ihrem Garten zu empfangen, damit er sie nicht in einem anderen Verdacht haben möchte.

So pflückten sie denn, da es eben die Jahreszeit war, viele weiße und rote Rosen und setzten sich dann miteinander an den Rand eines schönen Springbrunnens des klarsten Wassers, der den Garten zierte. Nachdem sie hier eine Zeitlang unter gegenseitigen lebhaften und anhaltenden Freudenbezeugungen verweilt, fragte Gabriotto seine Dame, aus was für einem Grunde sie am

vergangenen Tage ihm diese Zusammenkunft abgeschlagen.

Das Mädchen tat, wie er es wünschte, und erzählte ihm den Traum, den sie die Nacht zuvor gehabt, und die Besorgnis, die sie deshalb gefaßt habe.

Gabriotto aber lachte über ihre Rede und sagte: Träumen irgendwelchen Glauben beizumessen, sei eine große Torheit, denn sie entstünden aus Übermaß oder Mangel an genossener Speise, und man sehe täglich, daß sie vollkommen eitel seien. Dann fügte er hinzu: „Hätt' ich mich nach Träumen richten wollen, so wäre ich nicht sowohl wegen des deinigen, als wegen eines Traumes, den ich gleichfalls in der letzten Nacht gehabt habe, nicht gekommen. Mir träumte nämlich, ich wäre in einem anmutigen, schönen Walde auf der Jagd und hätte das niedlichste und allerliebste Reh gefangen, das je gesehen worden ist. Das Reh war weißer als Schnee und wurde in kurzer Zeit so zutraulich, daß es gar nicht mehr von mir ging. Dennoch war es mir im Traume, als ob ich, damit es mir nicht entflöhe, und weil ich es so lieb hatte, ihm ein goldenes Halsband um die Kehle legte und es an einer goldenen Kette mit der Hand hielt. Dann aber schien mir, während das Reh schlummerte und sein Kopf in meinem Schoße lag, von woher weiß ich nicht, ein kohlschwarzer Windhund von gierigem und furchtbarem Aussehen auf mich zuzukommen. Mir kam es vor, als leistete ich ihm gar keinen Widerstand und als packte er mich mit den Zähnen in die linke Seite und nagte solange daran, bis er zum Herzen gelangte, es herausriß und dann fort-eilte. Darüber empfand ich denn solch einen Schmerz, daß ich aus dem Schläfe auffuhr und erwacht mir eilig nach der Seite griff, um zu fühlen, ob ich dort nichts

hätte; als ich indessen nichts fand, lachte ich mich selber aus, daß ich erst nachgesehen hatte. Was hat denn das alles aber auf sich?

Ähnliche und noch viel schrecklichere Träume habe ich schon oft genug gehabt, ohne daß mir darum der mindeste Unfall von der Welt zugestoßen wäre. Bekümmere dich also nicht wegen der Träume, sondern laß uns allein unserem Glücke nachgehen.“

Die junge Dame, die schon über ihren Traum so sehr erschrocken war, wurde es über die Rede ihres Geliebten noch weit mehr; um ihn aber auf keine Weise zu verstimmen, verbarg sie ihre Angst soviel sie nur vermochte. Obgleich sie nun ihren Gabriotto öfters umarmte und ihn küßte und auch in seinen Umarmungen und Küssen einige Freude fand, so fürchtete sie doch fortwährend, ohne selber zu wissen was, blickte ihm häufiger als sonst ins Gesicht und sah sich zuweilen im Garten um, ob nicht irgendwo etwas Schwarzes auf sie zukomme.

Während sie noch so miteinander weilten, seufzte Gabriotto tief auf, umarmte sie und rief: „Ach Gott, mein liebstes Herz, hilf mir, denn ich sterbe!“ Und mit diesen Worten fiel er auf den Rasen der Wiese nieder.

Sogleich hob ihn Andreola wieder auf, legte ihn sich in den Schoß und sagte fast unter Tränen: „Ach, mein süßester Geliebter, um Gottes willen, was fehlt euch denn?“

Gabriotto antwortete nicht, sondern stöhnte heftig unter plötzlichem Schweiß, und es währte nicht lange, so verschied er.

Wie schmerzlich und betrübend dies der jungen Dame sein mußte, die ihn mehr als sich selber liebte, wird sich eine jede von euch ausdenken können. Lange weinte sie über ihn, und oftmals rief sie ihn vergebens bei

Namen; als sie aber fühlte, daß er schon am ganzen Leibe kalt sei, und sich dadurch überzeugte, er sei wirklich tot, ging sie, da sie sich auf der Welt keinen Rat wußte, in aller ihrer Angst und mit nassen Augen ihre Dienerin, die Vertraute dieser Liebe, zu rufen und erzählte ihr ihren Jammer und ihr Elend.

Nachdem sie nun gemeinschaftlich Gabriottos tote Züge eine Zeitlang mit ihren Tränen benetzt hatten, sagte die Dame zur Dienerin: „Da Gott mir ihn genommen hat, so denke ich auch nicht länger am Leben zu bleiben. Bevor ich aber Hand anlege, mich zu töten, wünschte ich, daß wir ein genügendes Mittel ergriffen, um meine Ehre und das Geheimnis der zwischen uns bestandenen Liebe zu bewahren und diesen Körper, von dem die geliebte Seele geschieden ist, zur Erde zu bestatten.“

Darauf antwortete die Dienerin: „Sage nicht, meine Tochter, du wollest dir das Leben nehmen; denn hast du den Geliebten in dieser Welt verloren, so würde dein Selbstmord auch in jener Welt dich von ihm trennen, weil du zur Hölle verbannt werden würdest, wo seine Seele gewiß nicht weilt, denn er war ein braver Mensch. Viel besser ist es also, du suchst dich zu trösten, und bemühst dich, sein Heil durch Gebete und andere gute Werke zu befördern, wenn er um etwaiger Sünden willen dessen bedürfen sollte. Was aber sein Begräbnis betrifft, so haben wir hier im Garten dazu die beste Gelegenheit, und da niemand weiß, daß er jemals hierher gekommen, wird auch kein Mensch das geringste davon erfahren. Ist dir das aber nicht genehm, so legen wir die Leiche hier vor dem Garten ruhig nieder, dann werden ihn morgen früh die Leute schon finden und nach Hause schaffen, damit seine Angehörigen ihn begraben lassen.“

Trotz der Bitterkeit ihres Schmerzes und ihren unablässigen Tränen hatte die junge Dame auf den Rat ihrer Dienerin gehört und antwortete, da dessen erste Hälfte nicht nach ihrem Sinne gewesen, nun auf die zweite: „Behüte Gott, daß solch ein trefflicher Mann, den ich so herzlich geliebt und der mein Gatte gewesen, mit meinem Willen wie ein Hund verscharrt oder auf die Straße geworfen werden solle. Meine Tränen sind ihm geworden; so sollen ihm denn auch, soweit es an mir liegt, die der Seinigen zuteil werden, und schon zeigen sich mir die Mittel, wie wir es zu bewerkstelligen haben.“

Nach diesen Worten befahl sie ihr eilig, ein Stück seidenes Zeug, das sie im Schranke vorrätig hatte, zu holen, breitete dies, als die Dienerin es gebracht, auf dem Boden aus, legte mit ihrer Hilfe die Leiche des Gabriotto darauf und tat diesem ein Kissen unter den Kopf. Dann drückte sie ihm Augen und Mund unter vielen Tränen zu, bekränzte ihn mit Rosen und überschüttete ihn ganz mit all den übrigen Rosen, die sie zusammen gepflückt, und sagte endlich zur Dienerin: „Es ist nicht weit bis zur Tür seines Hauses, und so wollen wir ihn denn beide, du und ich, geschmückt, wie wir ihn haben, forttragen und dort an der Schwelle niederlegen. Binnen kurzem wird es ja Tag, und dann wird die Leiche gefunden und aufgehoben werden. Den Seinigen freilich wird unsere Sorgfalt keinen Trost gewähren können; ich aber, in deren Armen er gestorben ist, werde mich daran freuen.“

Als sie so gesprochen, fiel sie dem toten Körper abermals mit einem Strome von Tränen um den Hals und weinte eine lange Weile. Erst auf vielfältiges Drängen der Dienerin und als der Tag zu dämmern begann,



richtete sie sich auf, zog sich alsdann den Ring vom Finger, mit dem Gabriotto sich ihr vermählt hatte, und sagte, während sie ihn an den seinigen steckte: „Mein teurer Gemahl, wenn deine Seele jetzt meine Tränen sieht oder wenn der Körper, nachdem jene ihn verlassen, noch fähig ist, etwas zu empfinden oder wahrzunehmen, so nimm das letzte Geschenk deines Weibes, das du im Leben so zärtlich geliebt hast, freundlich auf.“

Und mit diesen Worten sank sie wieder bewußtlos auf die Leiche nieder. Sobald sie sich aber ein wenig erholt hatte, nahm sie mit Hilfe der Dienerin das Tuch, auf dem der tote Körper lag; beide trugen ihn zum Garten hinaus und schlugen mit dem Entseelten den Weg nach seinem Hause ein.

Während sie aber noch dahin unterwegs waren, traf es sich, daß einige von der Wache des Podestà, die zufällig um eben diese Zeit einer Amtsverrichtung nachgingen, ihnen begegneten und die Leiche, die sie trugen, gewahr wurden. Als Andreola, welcher der Tod willkommenener gewesen wäre als das Leben, die städtische Wache erkannte, sagte sie unerschrocken: „Ich sehe wohl, wer ihr seid, und daß, fliehen zu wollen, nichts fruchten würde. Auch bin ich bereit, euch vor die Obrigkeit zu folgen und ihr zu berichten, wie es sich mit dieser Angelegenheit verhalte. Soll ich aber nachher nicht über euch Beschwerde führen, so wage niemand, solange ich euch willig folge, mich zu berühren oder diese Leiche ihres Schmuckes in irgend etwas zu berauben.“

Infolge dieser Rede gelangte sie, ohne daß einer sich unterstanden hätte, sie zu berühren oder die Leiche zu versehren, auf das Stadthaus.

Der Podestà stand, sobald es ihm gemeldet worden,

auf und befragte sie in seinem Zimmer wegen des Vor-  
gefallenen. Auch ließ er den Leichnam von Ärzten  
untersuchen, ob sich Spuren fänden, daß der arme  
Mensch durch Gift oder auf andere Weise umgebracht  
wäre. Alle verneinten es und erklärten, es sei ihm ein  
Geschwür in der Nähe des Herzens aufgebrochen und  
habe ihn erstickt. Als der Podestà diesen Ausspruch  
vernahm und erkannte, daß sie keines erheblichen Ver-  
brechens geziehen werden könne, wollte er sich das An-  
sehen geben, als schenke er ihr, was er ihr doch nicht  
hätte verkaufen können, und versprach ihr die Frei-  
heit, falls sie zuvor seinen Lüsten nachgeben wollte.  
Weil aber diese Worte bei der Dame nichts fruchteten,  
wollte er wider alles Fug und Recht Gewalt anwenden.  
Andreola indessen, der Zorn und Abscheu ungewohnte  
Kräfte gaben, verteidigte sich hartnäckig und über-  
häufte ihn mit Schimpfworten und Ausdrücken ihrer  
Verachtung.

Inzwischen war der helle Tag angebrochen, und Herr  
Negro hatte zu seiner tiefsten Betrübniß das Geschehene  
erfahren. Sogleich begab er sich, von vielen seiner  
Freunde begleitet, auf das Stadthaus und verlangte, so-  
bald der Podestà ihm alles berichtet, unwillig seine  
Tochter zurück. Der Podestà, der es für geraten hielt,  
bevor die Dame es täte, sich selber wegen der Gewalt  
anzuklagen, die er ihr hatte antuen wollen, lobte zu-  
vörderst sie und ihre Standhaftigkeit und gestand  
sodann, als besten Beleg für jene, was er getan  
habe, und mit welchem Erfolge. Daß er sie dabei so  
unerschütterlich gefunden, setzte er hinzu, habe ihm  
die wärmste Liebe zu ihr eingeflößt, und wenn es  
Herrn Negro als ihrem Vater, und ihr selber genehm  
sei, werde er sie trotz ihrer früheren Verbindung

mit einem Menschen niedrigen Standes gerne zur Frau nehmen.

Während nun beide noch so miteinander redeten, trat Andreola vor ihren Vater, warf sich weinend vor ihm nieder und sagte: „Vater, ich glaube, es ist unnötig, daß ich Euch die Geschichte meiner Verwegenheit und meines Unglücks erzähle, denn gewiß habt Ihr sie bereits vernommen und kennt sie zur Genüge. Darum bitte ich Euch denn, so innig und so demütig ich nur kann, um Verzeihung für mein Vergehen, daß ich ohne Euer Wissen mir den zum Manne genommen, der mir am besten gefiel. Ich bitte Euch darum, nicht damit mir das Leben geschenkt werde, sondern damit ich als Eure Tochter und nicht als Eure Feindin sterben könne.“ Mit diesen Worten sank sie zu seinen Füßen weinend zu Boden.

Herr Negro, der schon bei Jahren und überhaupt wohlwollenden und liebevollen Gemütes war, begann bei der Rede seiner Tochter zu weinen, richtete voller Zärtlichkeit sie weinend auf und sagte dann: „Meine Tochter, freilich wäre es mir viel lieber gewesen, hättest du einen Mann gehabt, wie er nach meiner Ansicht sich für dich geziemte hätte. Wenn du ihn aber auch nach deinem Gefallen gewählt hättest, so würde der von dir Erwählte notwendig auch mir gefallen haben. Daß du mir jedoch deine Wahl verborgen, kränkt mich wegen deines geringen Zutrauens zu mir. Noch mehr aber schmerzt es mich, zu sehen, daß du ihn verloren, bevor ich noch davon wußte. Da es indessen nun einmal so ist, so will ich zu deiner Beruhigung wenigstens dem Toten antun, was ich gerne dem Lebenden gewährt hätte, ihm nämlich die Ehre erweisen lassen, die meinem Schwiegersohne zukommt.“

Darauf wandte er sich zu seinen Kindern und Verwandten und hieß sie für den Gabriotto ein großes und ehrenvolles Begräbnis zürüsten. Inzwischen waren auch die männlichen und weiblichen Angehörigen des jungen Mannes, die von dem Vorfalle Nachricht erhalten, und fast alle Männer und Frauen der Stadt herbeigekommen. So wurde denn die Leiche, die mitten im Hofe auf Andreolas Tuche lag und noch mit all den Rosen geschmückt war, nicht allein von ihr und von seinen Verwandtinnen, sondern fast von allen Frauen in der Stadt und von vielen Männern öffentlich beweint und alsdann, nicht nach Art eines gemeinen Mannes, sondern eines großen Herren, aus dem Hofe des Stadthauses auf den Schultern der edelsten Bürger unter großen Ehren zur Gruft getragen.

Nach einigen Tagen wiederholte der Podestà seine bereits gemachten Anträge, und Herr Negro sprach davon zu seiner Tochter. Sie aber wollte nichts davon hören, und da der Vater bereit war, ihr den Willen darin zu lassen, nahm sie mit ihrer Dienerin in einem seiner Heiligkeit wegen berühmten Kloster den Schleier, wo beide noch lange ein tugendhaftes Leben führten.







*H. Orsellet sc.*

*T. H. N. sc.*

*Allamet sc.*

## SIEBENTE GESCHICHTE

Simona liebt den Pasquino. Während sie miteinander in einem Garten sind, reibt Pasquino sich mit einem Salbeiblatt die Zähne und stirbt. Simona wird festgenommen und stirbt gleichfalls, als sie, um dem Richter den Tod des Pasquino deutlich zu machen, ein anderes jener Salbeiblätter an den Zähnen zerreibt.

Als Pamfilo seine Pflicht gelöst, zeigte der König für Andreola kein Mitleid, sondern gab Emilia durch einen an sie gerichteten Blick zu erkennen, er wünsche, daß sie mit einer Geschichte nachfolgen möge. Sie aber begann, ohne im mindesten zu zögern, also:

Liebe Freundinnen, die Geschichte, die Pamfilo uns erzählt hat, veranlaßt mich, euch eine andere mitzutheilen, die jener nur darin gleicht, daß das Mädchen, von der ich euch erzählen werde, ihren Geliebten, wie Andreola, in einem Garten verlor und daß sie gleich dieser festgenommen wurde, obwohl weder ihre Kraft noch ihre Standhaftigkeit, sondern allein ihr plötzlicher Tod sie von den Gerichten befreite.

Wie schon früher unter uns bemerkt worden ist, verschmäht Amor, obgleich er die Schlösser adliger Herren gerne bewohnt, deshalb keineswegs die Herrschaft über die Hütten der Armen, sondern zeigt vielmehr in diesen seine Kraft zuweilen in solchem Maße, daß die Reicheren ihn eben hier als übermächtigen Gebieter erkennen und fürchten lernen. Dies wird nun, wenn nicht vollständig, doch zum Teil aus meiner Geschichte erhellen, mit welcher ich in unsere Stadt zurückzukehren gesonnen bin, von der wir uns heute unter verschiedenen Reden über verschiedenerlei, solange entfernt haben, um von entlegenen Weltgegenden zu erzählen.

Es war vor nicht gar langer Zeit in Florenz ein ganz hübsches und für ihren Stand gar artiges Mädchen, das Simona hieß und eines armen Mannes Tochter war. Obgleich sie sich mit ihrer Hände Arbeit ihr tägliches Brot verdienen mußte, und sich vom Wollespinnen ernährte, so hatte sich die Armut doch so wenig ihrer Gesinnung bemächtigt, daß sie sich von jener nicht abschrecken ließ, die Liebe in ihr Herz aufzunehmen, die seit geraumer Zeit den Eingang dazu mit dem gefälligen Betragen und den freundlichen Worten eines jungen Mannes beehrte, der um nichts vornehmer war als sie und ihr Wolle für einen Wollenweber zu spinnen gab, bei dem er diente.

So sehr nun aber auch das gefällige Äußere des jungen Mannes, der Pasquino hieß und sie ebenfalls liebte, die Simona entflammt hatte, so getraute sie sich doch bei dem lebhaftesten Verlangen nicht, weitere Schritte zu tun, sondern stieß nur unter dem Spinnen bei jedem Endchen wollenen Fadens, das sie um die Spule wand, in Gedanken an denjenigen, in dessen Auftrage sie spann, tausend Seufzer aus, die heftiger als Feuer brannten.

Auf der anderen Seite war auch er ausnehmend sorgsam geworden, daß die Wolle seines Herrn gut gesponnen wurde, und mahnte am häufigsten um die der Simona aufgetragene, als ob allein aus dieser und aus keiner anderen alles Tuch gewoben werden sollte. Als nun der eine fortwährend bat, die andere aber Vergnügen daran fand, gebeten zu werden, wurde er allmählich dreister, als er früher zu sein gepflegt, und sie verlor einen großen Teil von ihrer sonst gewohnten Furcht und Scham, bis sie sich endlich in voller Gewährung gegenseitiger Freuden einigten. Solches Ge-



fallen fanden aber beide Teile an diesen, daß sie, weit entfernt, die Aufforderung des anderen abzuwarten, sich selber gegenseitig mit den Anträgen zu ihrer Wiederholung entgegenkamen.

Während sie nun diese ihre Vergnügungen von einem zum anderen Tage fortsetzten und sich in ihrer Wiederkehr immer mehr entflammten, sagte Pasquino eines Tages zur Simona, sie müsse sich ihm zu Gefallen notwendig so einzurichten wissen, daß sie mit ihm einen Garten besuchen könne, in den er sie führen wolle, damit sie dort in größerer Muse und geringerer Furcht zusammen seien. Simona sagte, sie sei es zufrieden. Dann redete sie eines Sonntags nach dem Essen ihrem Vater ein, sie wolle den Ablaß von San Gallo besuchen, und ging statt dessen mit einer Freundin, namens Lagina, in den Garten, den Pasquino ihr bezeichnet hatte. Hier fanden sie den Pasquino schon mit einem seiner Kameraden, der Puccino hieß, aber gewöhnlich Stramba genannt wurde, und als dieser in der Eile eine Liebschaft mit Lagina anfang, ließen Pasquino und Simona sie am einen Ende des Gartens und verloren sich am anderen, um ihre gewohnten Vergnügungen zu wiederholen.

Nun stand in der Gegend, wo Pasquino und seine Geliebte sich befanden, zufällig ein Salbeibusch von besonderer Größe, neben dem sie sich niedersetzten und eine gute Weile miteinander ergötzten. Dann redeten sie noch lange über das Vesperbrot, das sie mit aller Gemächlichkeit in diesem Garten einnehmen wollten, wobei sich Pasquino zu dem großen Salbeibusche niederbeugte, ein Blatt davon abpflückte und sich mit der Bemerkung, daß ihm der Salbei, was etwa vom Essen zurückgeblieben sei, am besten davon wegnähme, Zähne und Zahnfleisch tüchtig damit zu reiben begann. Als er dies eine Zeit-

lang getan, fuhr er fort, über den Imbiß zu sprechen, von dem vorher die Rede gewesen war.

Indessen hatte er noch nicht lange weiter gesprochen, als er plötzlich die Farbe wechselte, einige Augenblicke darauf Gesicht und Sprache verlor und endlich binnen kurzem starb. Beim Anblick aller dieser Unfälle fing Simona laut zu weinen und zu klagen an und rief nach Stramba und Lagina. Diese kamen eilig gelaufen und fanden den Pasquino nicht allein tot, sondern auch schon aufgeschwollen und im Gesicht und auf dem Leib voller dunkler Flecke.

Als Stramba dies gewahr wurde, rief er sogleich: „Abscheuliches Weibsbild, du hast ihn vergiftet!“ Und er erhob einen solchen Lärm, daß viele, die in der Nachbarschaft des Gartens wohnten, davon hörten. Alle, die darüber herbeiliefen, den toten und geschwollenen Körper sahen und hörten, wie Stramba wehklagte und die Simona beschuldigte, jenen hinterlistig vergiftet zu haben, glaubten, es verhalte sich wirklich, wie Stramba vorgab, da auch das Mädchen vor Schmerz über den Unfall, der ihren Geliebten ihr so plötzlich entrissen, wie außer sich war und sich nicht zu verteidigen wußte.

So wurde sie denn ergriffen und unter heftigem Weinen in den Palast des Podestà geführt. Hier brachten Stramba, Atticciato und Malagevole, lauter Kameraden des Pasquino, die sich inzwischen eingefunden hatten, ihr Begehren so ungestüm vor, daß einer der Richter das Mädchen ohne weiter Aufschub über den Hergang der Sache zu befragen anfang. Da es ihm nun dabei gar nicht einleuchten wollte, daß sie in böser Absicht gehandelt habe und schuldig sei, beschloß er, die Leiche, den Ort, wo sich alles zugetragen, und die Nebenumstände, von denen sie ihm gesprochen, in ihrem Bei-

sein in Augenschein zu nehmen; denn aus ihrer Erzählung wußte er sich nicht recht zu vernehmen. Zu dem Zwecke ließ er sie unter Vermeidung alles Aufsehens in den Garten zurückbringen, wo der Leichnam des Pasquino, aufgeschwollen wie eine Tonne, noch immer am Boden lag.

Als der Richter nachkam, verwunderte er sich sehr über das Aussehen des Toten und fragte sie, wie es denn nun gewesen sei. Das Mädchen erzählte zuerst alles, was vorher geschehen, und trat alsdann, um dem Richter das Ereignis desto vollständiger vorzustellen, an den Salbeibusch und rieb sich, so wie Pasquino gethan, mit einem von den Blättern desselben die Zähne. Stramba und Atticciato nebst Pasquinos übrigen Freunden und Gefährten verhöhnten alles, was Simona vorbrachte, in Gegenwart des Richters als alberne Erfindungen, verdoppelten ihre Anklagen gegen sie und verlangten nichts Geringeres, als daß sie mit dem Feuer für solche Veruchtheit bestraft werden solle.

Das arme Mädchen aber, das aus Schmerz über den Verlust ihres Geliebten und aus Angst vor der Strafe, die Stramba für sie begehrte, die Sprache verlor, wurde nun infolge des Salbeis, mit welchem sie sich die Zähne gerieben, zum großen Erstaunen aller Umstehenden von denselben Zufällen betroffen, denen früher Pasquino erlegen war und starb des gleichen Todes.

Glückliche Seelen, denen das zuteil ward, an demselben Tage ihre glühende Liebe und dieses irdische Leben endigen zu sehen. Doppelt glücklich, wenn ihr beide einem gemeinschaftlichen Aufenthaltsort zueiltet. Überselig, wenn man auch im Jenseits liebt und wenn eure Liebe dort ebenfalls fortdauert, wie sie im Diesseits euch durchdrang! Am glücklichsten aber ist nach

unserem Dafürhalten, die wir am Leben geblieben sind, als sie starb, Simona zu preisen, weil das Geschick nicht zuließ, daß ihre Unschuld dem Zeugnisse des Stramba, des Atticciato und des Malagevole erlüge, welche Wollkratzer oder noch geringeres Volk sein mochten, sondern ihr einen ehrenvollen Weg bereitete, auf dem sie durch denselben Tod, den ihr Geliebter gestorben, sich der Schmach entriß, die jene ihr zugedacht, und der vielgeliebten Seele ihres Pasquino nachfolgte.

Der Richter, der gleich allen übrigen höchlichst über dies Schauspiel erstaunte, wußte nicht, was er sagen solle, und blieb in langem Schweigen. Als er sich endlich gefaßt hatte, sagte er: „So muß denn dieser Salbei giftig sein, was doch sonst nicht die Art der Pflanze ist. Damit sie aber in Zukunft niemandem auf solche Weise mehr schade, soll man sie bis zu den Wurzeln abschneiden und ins Feuer werfen.“

Der Wächter des Gartens gehorchte alsdann diesem Befehl in des Richters Gegenwart. Kaum aber hatte er den großen Busch vertilgt, als offenbar wurde, was am Tode des unglücklichen Paares Schuld gewesen sei. Es saß nämlich unter diesem Salbeibusche eine Kröte von erstaunlicher Größe, deren giftiger Hauch, wie alle vermuteten, die Pflanze vergiftet hatte. Wie nun aber niemand den Mut hatte, sich der Kröte zu nähern, umlegte man sie rings mit vielem Reisig und verbrannte sie darin samt dem Salbei.

So endete die Untersuchung des Herrn Richters über den Tod des armen Pasquino. Die Leiche des letzteren aber wurde nebst der seiner Simona, geschwollen, wie sie waren vom Stramba, Atticciato, Guccio Imbratta und dem Malagevole in der Kirche San Paolo, wo die Verstorbenen eingeparrt gewesen, zur Erde bestattet.





H. Gravelot inv.

T. H. N. del.

L'empereur &c.

## ACHTE GESCHICHTE

Girolamo liebt Salvestra. Die Bitten seiner Mutter nötigen ihn, nach Paris zu gehen, und wie er zurückkommt, findet er seine Geliebte verheiratet. Er schleicht sich verstohlen in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite. Die Leiche wird in eine Kirche getragen, und Salvestra sinkt tot neben ihr nieder.

Die Geschichte der Emilia war zu Ende gediehen, als Neifila auf Befehl des Königs also begann:

Nach meinem Dafürhalten, ihr werten Damen, gibt es Leute, die sich selbst zwar größere Klugheit als allen anderen zuschreiben, in der Tat aber deren weniger besitzen. Darum sind sie denn übermütig genug, nicht allein menschlichen Ratschlägen, sondern auch den Anordnungen der Natur ihre Weisheit entgegenzusetzen, woraus schon öfter die größten Unfälle erwachsen, niemals aber das mindeste Gute erfolgt ist. Weil nun aber die Liebe noch weniger als alle übrigen Naturtriebe sich durch Rat und Widerstreben beherrschen läßt und ihrem Wesen nach sich eher in sich selbst verzehren, als durch menschliche Vorkehrungen vertilgt werden wird, bin ich gesonnen, euch von einer Frau zu erzählen, die weiser sein wollte, als sie war und als es sich für sie schickte, ja weiser, als mit der Angelegenheit, in der sie ihren Scharfsinn zu zeigen gedachte, sich vertrug, und die, statt dem verliebten Herzen die Liebe zu entreißen, die die Sterne vielleicht in ihnen hatten entstehen lassen, nur das erlangte, daß sie Liebe und Leben zugleich aus dem Körper ihres Sohnes vertrieb.

In unserer Stadt lebte, wie die Bejahrteren uns erzählten, vor Zeiten ein großer und sehr begüterter Kaufmann, namens Leonardo Sighieri, der bald, nachdem seine Frau ihm einen Knaben, Girolamo, geboren hatte, seine letzten Verfügungen traf und aus der Welt ging.

Die Vormünder des Kindes verwalteten in Gemeinschaft mit dessen Mutter seine Angelegenheiten treu und redlich. Der Knabe wuchs mit den Kindern der Nachbarn auf; mit keinem von der Straße, in welcher sie wohnten, wurde er aber so vertraut, wie mit einem Mädchen seines Alters, der Tochter eines Schneiders. Als nun beide an Alter zunahmen, verwandelte sich die Gewohnheit des Umganges in so große und heftige Liebe, daß Girolamo nur solange sich wohl fühlte, als er das Mädchen sah. Auch sie liebte ihn gewiß nicht minder, als sie von ihm geliebt wurde.

Sobald die Mutter des Knaben diese Neigung bemerkt hatte, schalt und züchtigte sie ihn oft deshalb. Als aber Girolamo es doch nicht lassen konnte, beschwerte sie sich bei den Vormündern darüber und sagte zu ihnen in der törichten Meinung, bei dem großen Reichtume ihres Sohnes könne sie einen Mohren weiß waschen: „Unser Girolamo ist kaum vierzehn Jahre alt und hat sich in eine Schneiderstochter aus unserer Nachbarschaft, die Salvestra heißt, schon so verliebt, daß ich immer fürchte, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen bringen, nimmt er sie sich einmal ohne jemandes Vorwissen zur Frau und betrübt mich dadurch für mein ganzes Leben. Sieht er sie dagegen an einen anderen verheiratet, so wird er sich um ihretwillen ganz verzehren. Und so dünkte ich, ihr würdet gut tun, wenn ihr ihn, um beides zu vermeiden, in den Angelegenheiten des Handelshauses nach irgend einem fern gelegenen Ort schicktet. Entfernt er sich von ihrem Anblick, so wird er sie sich schon aus dem Sinne schlagen, und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Abkunft zur Frau geben.“

Die Vormünder billigten die Rede der Mutter und



versprochen, nach besten Kräften danach zu handeln. Zu dem Zwecke ließen sie sich den Knaben in das Gewölbe rufen, und einer von ihnen sagte ihm gar freundlich:

„Mein Sohn, du fängst nachgerade an, groß zu werden, und da ziemt es sich, daß du selbst lernst, in deinen Angelegenheiten nach dem Rechten zu sehen. Deshalb wäre es uns denn sehr lieb, wenn du eine Zeitlang in Paris verweilen wolltest, wo du einen großen Teil deiner Reichtümer umsetzen sehen wirst. Überdies wirst du dich dort vielmehr ausbilden und gute Sitten und feines Betragen zu erlernen Gelegenheit haben, als hier, wenn du die großen Herren, die Barone und Edelleute, die dort namentlich zahlreich sind, beobachtest. Hast du alsdann ihre Sitten dir zu eigen gemacht, so magst du hierher zurückkehren.“

Der Knabe hatte der Rede aufmerksam zugehört, antwortete nun aber mit wenigen Worten, er wolle von alledem nichts tun, denn er denke, so gut wie ein anderer, ruhig in Florenz bleiben zu können. Die guten Leute erklärten ihm zwar ausführlich ihre Mißbilligung seiner Antwort; da sie indessen keine andere aus ihm herausbringen konnten, erstatteten sie der Mutter über alles Bericht. Sie sagte ihm dann, nicht über seine Weigerung nach Paris zu gehen, sondern über seine Leidenschaft heftig erzürnt, gar harte Sachen. Dann aber suchte sie ihn durch freundlichere Worte wiederzugewinnen und schmeichelte und bat ihn auf das zärtlichste, daß er ihr zu Gefallen tun möge, was seine Vormünder verlangten. In der Tat wußte sie ihm soviel vorzureden, daß er sich bereit erklärte, auf ein Jahr, auf länger aber nicht, hingehen zu wollen.

So reiste Girolamo denn ab; als er aber, seine heftige

Liebe im Herzen, in Paris angelangt war, wurde er von einem Tage zum anderen solange hingehalten, bis zwei Jahre verstrichen waren. Endlich fand er, verliebter als je zuvor, nach Florenz heimgekehrt, seine Salvestra an einen ehrlichen Bürgersmann, der ein Zeltmacher war, verheiratet und grämte sich darüber über alle Maßen. Da er indessen einsah, daß die Sache nun doch nicht mehr zu ändern sei, suchte er für seinen Gram auf andere Weise Trost zu gewinnen. Zu dem Zwecke erfragte er ihre Wohnung und ging alsdann nach Art der verliebten Jünglinge häufig an dem Hause vorüber, denn er dachte nicht anders, als sie werde ihn ebensowenig vergessen haben als er sie. Doch verhielt es sich damit ganz anders. Sie gedachte seiner nicht mehr, als ob sie ihn nie gesehen hätte, und wenn sie sich ja noch einigermaßen seiner erinnerte, so drückte sie wenigstens in ihrem Benehmen das Gegenteil davon aus. Girolamo wurde dies in kurzer Zeit gewahr und betrübte sich darüber außerordentlich. Dennoch tat er, was er nur konnte, um ihre Neigung wiederzugewinnen, und als ihm alles nichts zu fruchten schien, beschloß er, und wenn es sein Leben kosten sollte, wenigstens noch einmal mit ihr zu reden.

Nachdem er sich in dieser Absicht von einem Nachbar das Innere des Hauses genau hatte bezeichnen lassen, schlich er sich eines Abends, als sie mit ihrem Manne in die Nachbarschaft zu einer Abendgesellschaft gegangen war, heimlich hinein und versteckte sich in ihrem Schlafzimmer hinter einigen Stücken Zeltleinwand, die dort ausgebreitet waren. Hier wartete er, bis sie zurückkamen und zu Bette gingen und bis er den Mann schlafen hörte. Dann trat er an die Seite des Bettes, wo er die Salvestra sich hatte niederlegen ge-

sehen, legte ihr die Hand auf die Brust und sagte leise: „Liebes Herz, schläfst du schon?“

Das junge Weib wachte noch und wollte schreien; er aber sagte eilig: „Schrei um Himmels willen nicht, ich bin ja dein Girolamo.“

Darauf erwiderte sie unter heftigem Zittern: „Um Gottes willen, Girolamo, geh wieder fort! Die Zeit ist jetzt vorbei, wo wir als Kinder ineinander verliebt sein durften. Ich bin, wie du siehst, verheiratet, und da wäre es eine Schande, wollte ich mich mit einem anderen einlassen als mit meinem Manne. Darum bitte ich dich um Gottes Barmherzigkeit willen, daß du fortgehst; denn hörte dich mein Mann, so würde, selbst wenn kein anderes Unglück daraus entstände, doch das die Folge sein, daß ich mein Leben lang nicht wieder in Ruhe und Frieden mit ihm würde leben können, während ich jetzt, weil er mich lieb hat, mich wohl und zufrieden mit ihm fühle.“

Der Jüngling, der über diese Rede sich heftig betrübte, erinnerte sich an die vergangene Zeit und an seine Liebe, die sich auch in der Ferne niemals verringert habe, bestürmte sie mit Bitten und den größten Versprechungen, konnte aber dessenungeachtet nichts von ihr erlangen. Da bat er sie denn endlich, weil er sich nichts mehr wünschte, als den Tod, daß sie ihm zum Lohne für so große Liebe weiter nichts gestatten möge, als daß er sich solange neben sie niederlegen dürfe, bis er sich ein wenig erwärmt hätte, denn er sei während der Zeit, wo er auf sie gewartet habe, vor Kälte völlig erstarrt. Er versprach dabei, weder ein Wort zu reden; noch sie anrühren zu wollen, sondern zu gehen, sobald er einigermaßen wieder warm geworden wäre.

Salvestra fühlte doch ein wenig Mitleiden mit ihm, und so ließ sie es unter den Bedingungen zu, die er sich selber auferlegt hatte. Der Jüngling legte sich also neben sie nieder und berührte sie nicht, sondern richtete alle seine Gedanken auf seine lange Ausdauer in der Liebe zu ihr, auf ihre gegenwärtige Grausamkeit und seine vernichteten Hoffnungen und beschloß, nicht mehr leben zu wollen. Und so hielt er die Lebensgeister auf, preßte die Hände zusammen und starb, ohne einen Laut von sich zu geben, an ihrer Seite.

Die junge Frau wunderte sich inzwischen über seine Enthaltbarkeit und sagte nach einer Weile, aus Besorgnis, daß ihr Mann aufwachen möchte: „Nun, Girolamo, warum gehst du denn noch nicht?“ Da sie keine Antwort erhielt, glaubte sie, er möchte wohl eingeschlafen sein, streckte die Hand nach ihm aus und begann ihn zu schütteln, daß er aufwachen sollte. Als sie aber bei der Berührung fühlte, daß er kalt wie Eis war, verwunderte sie sich sehr, und als er bei abermaligem stärkeren Anfassen sich nicht bewegte, erkannte sie nach öfter wiederholten Versuchen, daß er tot sei.

Voller Schrecken darüber, wußte sie geraume Zeit lang durchaus nicht, was sie tun sollte, bis sie sich endlich entschloß, ihren Mann über den Vorfall auszuforschen, indem sie ihm denselben unter erdichtetem Namen vortrug. Zu dem Zwecke weckte sie ihn, erzählte ihm, was soeben hier geschehen war, als habe es sich in dem Hause eines anderen zugetragen, und fragte ihn alsbald, was er tun würde, wenn ihr dasselbe begegnete. Der gute Mann erwiderte, seinem Dafürhalten nach müsse man in einem solchen Falle den toten Körper in aller Stille bis zu seiner Wohnung

zurücktragen und ihn dort liegen lassen, ohne fernerhin der Frau, die ihm nicht gesündigt zu haben scheine, einigen Groll nachzutragen.

„Nun,“ entgegnete die junge Frau, „so laß uns denn dasselbe tun;“ und damit nahm sie seine Hand und ließ ihn den toten jungen Mann anfühlen. Ganz erschrocken über diesen Anblick, stand der Mann auf und machte Licht an; dann bekleidete er, ohne mit der Frau, der ihre Unschuld zu Hilfe kam, weiter über die Sache zu reden, die Leiche mit des Verstorbenen eigenen Kleidern, nahm sie sodann auf die Schultern und trug sie bis an die Tür des Hauses, das Girolamo bewohnt hatte, wo er sie niederlegte.

Als darauf der Tag anbrach und der Tote vor der Pforte seines eigenen Hauses gefunden wurde, erhoben alle, besonders aber die Mutter, ein großes Wehklagen. Man untersuchte und besichtigte den ganzen Körper; da sich aber keine Wunde und keine Quetschung fand, erklärten die Ärzte sämtlich, er müsse, wie er es wirklich war, vor Gram gestorben sein. Als man den Körper von dort hinweggenommen und in eine Kirche gebracht hatte, kam die betrübte Mutter mit vielen anderen verwandten und benachbarten Frauen, und sie beweinten und beklagten nach der Sitte unserer Stadt den Verstorbenen gemeinschaftlich mit unzähligen Tränen.

Während nun diese Wehklagen in voller Heftigkeit anhielten, sagte der gute Mann, in dessen Hause der Todesfall geschehen war, zu Salvestra: „Du solltest doch einen Mantel umnehmen und in die Kirche gehen, wo sie den Girolano hingetragen haben. Stell’ du dich unter die Frauen und merke auf, was über den Vorfall geredet wird. Ich werde dasselbe unter den Män-

nern tun, damit wir erfahren, ob die Leute was über uns sagen.“

Der jungen Frau, bei der das Mitleid etwas spät gekommen war, gefiel der Vorschlag; sie wünschte den Jüngling, den sie, während er gelebt hatte, nicht mit einem einzigen Kusse hatte erfreuen wollen, nun er tot war, zu sehen, und so ging sie hin.

Wunderbar ist es, wenn man bedenkt, wie schwer zu erforschen die Gewalt der Liebe ist. Dasselbe Herz, das sich dem Glücke des Girolano nicht hatte aufthun wollen, wurde nun von dessen Unglück erweicht. Alle die alten Flammen erwachten plötzlich aufs neue und verwandelten sich beim Anblick des toten Angesichts in solches Mitleid, daß Salvestra sich ganz mit dem Mantel verhüllte und zwischen den umstehenden Frauen sich solange vordrängte, bis sie zur Leiche gelangt war. Hier fiel sie mit einem lauten Schrei auf das Gesicht des toten Jünglings nieder, badete es aber nicht mit vielen Tränen, denn sie hatte es kaum berührt, als der Schmerz ihr das Leben nahm, wie er dem Girolano vorher das seine genommen hatte. Die Frauen sprachen ihr, ohne sie erkannt zu haben, und ohne den eingetretenen Tod auch nur zu ahnen, Trost zu und hießen sie sich ein wenig wieder aufrichten; sie erhob sich aber nicht. Da wollten jene sie mit Gewalt emporheben, und erst, als sie sie unbeweglich fanden, erkannten sie zugleich, daß sie Salvestra und daß sie tot sei.

Von doppeltem Mitleid über diesen neuen Unfall ergriffen, erhoben alle gegenwärtigen Frauen nun ein noch viel größeres Wehklagen als zuvor. Dadurch verbreitete sich die Nachricht bis vor die Kirche, wo die Männer standen, und als sie zu den Ohren von

Salvestras Mann gelangte, der sich unter jenen befand, weinte er lange, ohne von jemandem Trost oder Zuspruch annehmen zu wollen. Dann aber erzählte er vielen von den Umstehenden den Vorfall, der sich in der vergangenen Nacht zwischen dem jungen Manne und seiner Frau zugetragen, wodurch dann allen die Ursache von dem Tode des ersteren offenbar und ihr Leidwesen noch um vieles vermehrt wurde.

Der Körper der jungen Frau wurde geschmückt, wie man die Toten zu schmücken pflegt, alsdann in denselben Sarg neben den Jüngling niedergelegt und endlich beide, nachdem sie lange in jener Kirche beweint worden waren, in einem und demselben Begräbnisse beigesetzt.

Die also die Liebe im Leben nicht hatte vereinigen können, verband nun der Tod mit unzertrennlichen Banden.



## NEUNTE GESCHICHTE

Herr Guillem von Roussillon gibt seiner Frau das Herz des von ihm getöteten Herrn Guillem von Cabestaing, den sie geliebt, zu essen. Sobald sie es erfahren, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster und wird mit ihrem Geliebten begraben.

Als die Geschichte der Neifile nicht ohne lebhaftes Mitleid in den Freundinnen der Erzählerin geweckt zu haben, beendet war, fing der König, weil sonst kein anderer mehr zu erzählen hatte, also zu reden an:

Ihr mitleidigen Damen, ich erinnere mich einer Geschichte, die euch, wenn ihr für die Unfälle der Liebenden soviel Teilnahme empfindet, nicht weniger rühren muß, als die vorige, denn diejenigen, welchen geschah, was ich euch berichten werde, standen höher und erfuhren noch Schrecklicheres, als dies in Neifiles Geschichte der Fall war.

Nach den Berichten der Provençalen lebten vor Zeiten in der Provence zwei edle Ritter, deren jeder über Schlösser und Lehnsleute zu gebieten hatte, und von denen der eine Herr Guillem Roussillon, der andere aber Herr Guillem Cabestaing hieß. Weil nun der eine wie der andere mit besonderer Tapferkeit die Waffen führte, waren sie sich sehr gewogen und pflegten zu jedem Turnier, Lanzenrennen oder sonstigem Waffenspiele miteinander und in gleicher Rüstung zu reiten. Da geschah es denn, daß, obgleich jeder von ihnen beiden ein eigenes Schloß bewohnte und diese wohl zehn Miglien auseinanderlagen, dennoch Herr Guillem Cabestaing, ohne seine Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Herrn Guillem Roussillon zu berücksichtigen, sich in dessen schöne und liebenswürdige Gemahlin über die Maßen verliebte. Auch





*H. Gravelot del.*

*T. H. N. sc.*

*Elipart sc.*



wußte er diese Liebe in seinem Betragen auf mancherlei Weise der Dame an den Tag zu legen, so daß sie seine Gefühle erriet und, da sie wußte, welch ein wackerer Ritter er sei, an ihm Gefallen fand, ja endlich solch eine Liebe zu ihm faßte, daß sie ihn über alles begehrte und liebte und nur darauf wartete, daß er sie um ihre Gunstbezeugungen anspräche. Dies geschah denn bald genug, und so hatten sie in großer gegenseitiger Liebe öftere Zusammenkünfte.

Weil sie aber nicht mit genügender Vorsicht verfahren, wurde der Mann ihr Einverständnis gewahr und geriet darüber in solchen Zorn, daß sich seine frühere Liebe zu Cabestaing nun in tödtlichen Haß verwandelte und, obwohl er denselben besser zu verbergen wußte als das liebende Paar seine Neigung, jenen umzubringen beschloß.

Während sich nun Roussillon noch mit diesem Vorsatze trug, wurde in Frankreich ein großes Turnier angesagt. Roussillon gab dem Cabestaing sogleich davon Nachricht und ließ ihm sagen, wenn es ihm genehm sei, möge er zu ihm kommen, damit sie sich gemeinschaftlich entschließen könnten, ob und wie sie jenes Turnier besuchen wollten. Cabestaing erwiderte voller Freude, er werde auf jeden Fall den folgenden Tag zum Abendessen kommen. Roussillon aber dachte bei dieser Antwort, nun sei die Zeit gekommen, wo er ihn umbringen könne. Und so bewaffnete er sich denn des anderen Tages und ritt mit einigen seiner Diener etwa eine Meile weit von seiner Burg, wo er sich an einer Stelle, an der Cabestaing vorüber mußte, im Gebüsch verbarg.

Er hatte schon eine lange Weile gewartet, als er Cabestaing, der sich von ihm nichts Arges versah, un-

bewaffnet mit zwei gleichfalls unbewaffneten Dienern des Weges kommen sah. Kaum war dieser nun an der Stelle, wo jener ihn haben wollte, als er tückisch und voll Ingrimms unter dem Rufe: „Du bist des Todes!“ mit vorgestreckter Lanze über ihn herfiel und im selben Augenblick seine Brust mit der Lanze durchbohrte. So fiel Cabestaing, ohne daß er das mindeste zu seiner Verteidigung hätte tun können, und starb nach wenigen Augenblicken, ohne daß er imstande gewesen wäre, nur noch ein Wort zu reden.

Seine Diener hatten indessen, bevor sie noch erkannt, von wem dieser Anfall ausgegangen sei, eiligst die Häupter ihrer Pferde herumgewandt und waren, so schnell sie konnten, nach der Burg ihres Herrn geflohen. Roussillon aber stieg vom Pferde, öffnete dem Cabestaing mit einem Messer die Brust und nahm mit eigenen Händen das Herz heraus. In ein Lanzenfähnchen eingewickelt, ließ er es sich von einem der Diener nachtragen und ritt alsdann, nachdem er ihnen allen eingeschärft, daß keiner sich unterstehen solle, von dem Geschehenen ein Wort zu sagen, in seine Burg zurück, da es schon Nacht geworden war.

Die Dame hatte vernommen, daß Cabestaing zum Abendessen kommen wollte, und erwartete ihn mit der größten Sehnsucht; als er nun aber ausblieb, verwunderte sie sich gar sehr und sagte zu ihrem Gemahle: „Herr, was ist es nur, daß Cabestaing noch immer nicht gekommen ist?“

Der Mann aber erwiderte: „Frau, er hat mich wissen lassen, daß er vor morgen nicht hier sein kann,“ worüber die Dame bei übler Laune blieb.

Inzwischen hatte sich Roussillon, als er kaum vom Pferde gestiegen war, den Koch rufen lassen und

sagte nun zu ihm: „Nimm dies Eberherz und mache daraus das beste und wohlschmeckendste Gericht, das du weißt, und schick' es mir dann in einer silbernen Schale zur Tafel.“

Der Koch nahm das Herz, zerkleinerte es und tat viel gute Gewürze dazu und bereitete so nach aller seiner Kunst und Geschicklichkeit ein äußerst schmackhaftes Gedämpftes daraus.

Herr Guillem setzte sich, sobald es Zeit war, mit seiner Gemahlin zu Tisch. Die Speisen wurden aufgetragen; das Verbrechen aber, das er zu begehen im Begriff stand, lag ihm so sehr im Sinne, daß er nur wenig aß. Endlich schickte der Koch das Gedämpfte. Herr Guillem ließ die Speise vor die Dame setzen, weil er, wie er vorgab, zufällig gar keinen Appetit hätte, und empfahl sie ihr als besonders vorzüglich. Die Dame, der es nicht an Hunger fehlte, versuchte das Gericht und verzehrte es, da sie es wohlschmeckend fand, völlig.

Als der Gemahl sah, daß die Dame die Schüssel leergegessen hatte, sagte er: „Frau, was meint Ihr von der Speise?“

Sie entgegnete: „Beim Himmel, Herr, sie hat mir gut geschmeckt.“

„Das glaube ich Euch,“ erwiderte der Ritter, „so wahr mir Gott helfe, und ich finde es ganz natürlich, daß Ihr an dem, was Euch lebendig vor allem anderen behagte, auch im toten Zustande Behagen findet.“

Die Dame stutzte über diese Worte einen Augenblick, dann aber sagte sie: „Und was war es denn, das Ihr mir zu essen gegeben?“

„Was Ihr gegessen habt,“ entgegnete der Ritter, „war wahrlich das Herz des Herrn Guillem Cabestaing, das

Ihr als pflichtvergessenes Weib geliebt habt. Zweifelt nicht, es war es wirklich; denn ich habe es ihm selber, kurz bevor ich zurückkam, mit diesen meinen Händen aus dem Leibe gerissen.“

Wie sehr es die Dame schmerzte, von dem, den sie über alles liebte, diese Nachricht zu erhalten, brauche ich Euch nicht erst zu berichten. Nach einer Weile aber sagte sie: „Ihr tattet wie ein ehrloser und niederträchtiger Ritter; denn wenn ich, ohne von Cabestaing gezwungen zu sein, ihn zum Gebieter über meine Neigungen erwählt hatte und Eurer Ehre dadurch zu nahe getreten war, so konnte mich, nicht aber ihn dafür Strafe treffen. Das aber soll, so Gott will, nie geschehen, daß ich eine andere Speise nach einer so edlen genieße, als das Herz des Herrn Guillem Cabestaing war, den an Tapferkeit und an Sittenadel kein anderer Ritter übertraf.“

Mit diesen Worten stand sie auf und stürzte sich, ohne einen Augenblick zu zögern, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenster. Da dies Fenster hoch über dem Boden war, blieb die Dame von dem Sturze nicht allein auf der Stelle tot, sondern ihr Körper war auch fast ganz zerschmettert.

Über diesen Anblick erschrak Herr Guillem sehr und glaubte nun, sehr übel getan zu haben. So ließ er denn aus Furcht vor der Rache des Volkes und des Grafen von Provence, die Pferde satteln und floh.

Am anderen Morgen war der Hergang der Sache schon in der ganzen Gegend bekannt. Die Leute vom Schlosse des Herrn Guillem Cabestaing wie von dem der Dame hoben unter unzähligen Tränen und Wehklagen die beiden Leichen auf und bestatteten sie in

der der Dame gehörigen Burgkapelle in einer gemeinschaftlichen Gruft. Darüber wurde in Versen der Name der daselbst Begrabenen und Art und Ursache ihres Todes beschrieben.



## ZEHNTE GESCHICHTE

Die Frau eines Arztes legt ihren Geliebten, den sie für tot hält, nachdem er einen Schlaftrunk genommen, in einen Kasten, den zwei Wucherer mit dem Scheintoten in ihr Haus tragen. Letzterer erholt sich und wird als Dieb gefangen. Die Dienerin der Frau redet dem Richter vor, sie habe jenen in den Kasten gelegt, den die Wucherer gestohlen, und so wird er vom Galgen gerettet, die Wucherer aber werden wegen des Kastendiebstahls mit einer Geldstrafe belegt.

Als nun der König seine Geschichte beendet hatte, lag es allein dem Dioneo noch ob, seine Pflicht zu erfüllen. Und so begann er denn im Bewußtsein derselben und auf Geheiß des Königs folgendermaßen:

Die traurigen Ereignisse unglücklicher Liebschaften, die uns bisher erzählt sind, haben euch allen und selbst mir Herz und Augen so sehr gerührt, daß ich ihr Ende sehnlichst herbeigewünscht habe. Gottlob, daß sie nun hinter uns liegen, wenn ich nicht etwa, wovor Gott mich aber bewahren soll, diesem kläglichen Stoff noch eine betrübte Zugabe beifügen wollte. Ohne also länger bei traurigen Gegenständen zu verweilen, will ich von anmutigeren und heiteren zu reden beginnen, um dadurch für die Erzählungen des nächsten Tages vielleicht einen besseren Stoff anzudeuten.

Ihr müßt wissen, reizende Mädchen, daß vor nicht gar langer Zeit in Salerno ein vortrefflicher Wundarzt, namens Mazzeo della Montagna, lebte, der ein schönes, junges Weibchen, das er noch in seinem späten Alter zur Frau genommen, zwar mit vornehmen und prächtigen Kleidungsstücken, mit Edelsteinen und allem anderen Schmuck, der ein Weib erfreuen kann, besser versah, als irgendeine andere in der Stadt dergleichen aufweisen konnte; dafür aber ließ er zu, daß





H. Gravelot del.

T. H. N. 23.

Jurrier Sc.



sie sich des Nachts meistens erkältete, weil er zu wenig dafür tat, sie im Bett gehörig zugedeckt zu halten. Und, so wie Herr Ricciardo von Chinzica seiner Frau die Festtage einstudierte, so versicherte dieser der seinigen, wenn man bei einer Frau geschlafen habe, brauche man, Gott weiß wieviel Tage, um sich wieder zu erholen, und mehr solche Albernheiten, an denen das arme Weib sich nicht sonderlich erbaute. Weil aber die Frau verschlagen und entschlossen war, so nahm sie sich, um den Hausvorrat zu sparen, vor, auf der Straße sich umzutun und womöglich von anderer Leute Teller zu essen.

Eine Weile sah sie sich eine Anzahl junger Leute nacheinander an, endlich aber fand sie einen, der ganz nach ihrem Sinne war, und setzte auf ihn allein alle ihre Hoffnung, ihre Gedanken und ihr Glück. Als der junge Mann dies gewahr wurde, wandte auch er, da sie ihm besonders wohl gefiel, ihr seine ganze Liebe zu. Sein Name war Ruggieri von Jeroli, und obwohl er von edler Abkunft war, führte er doch ein so schlechtes Leben und war in so traurigen Umständen, daß er weder Freunde noch Verwandte behalten hatte, die ihm wohlgewollt oder ihn nur vor sich gelassen hätten; denn in ganz Salerno war er wegen seiner Diebereien und ähnlichen Schändlichkeiten der niedrigsten Art berüchtigt. Doch kümmerte sich, da er ihr im übrigen wohl gefiel, die Dame nur wenig um dies alles und wußte es durch die Vermittlung einer ihrer Dienerinnen soweit zu bringen, daß sie eine Zusammenkunft hatten. Als sie nun eine Zeitlang sich miteinander ergötzt hatten, fing die Dame an, sein voriges Leben zu tadeln, und bat ihn, ihr zu liebe für die Zukunft dergleichen Dinge zu lassen. Um

ihm dies aber möglich zu machen, unterstützte sie ihn bald mit einer größeren, bald mit einer kleineren Geldsumme.

Während das liebende Paar auf solche Weise vorsichtig seine Freuden fortsetzte, traf es sich, daß unser Wundarzt einen Kranken bekam, der einen beträchtlichen Schaden an dem einen Bein hatte. Als der Arzt das Übel untersucht hatte, sagte er zu den Angehörigen des Kranken, wenn man diesem nicht einen angegangenen Knochen herausnähme, müsse er notwendig entweder das ganze Bein verlieren oder sterben, während er infolge jener Operation genesen könne. In jedem Falle aber erklärte er, könne er ihn nur als einen vollkommen Aufgegebenen in die Kur nehmen. Auch damit erklärten die Verwandten sich zufrieden und übergaben ihm den Kranken unter der erwähnten Bedingung. Der Arzt überzeugte sich indessen, daß der Patient ohne einen Schlaftrunk die Schmerzen nicht ertragen und die Operation nicht geschehen lassen würde. Zu dem Zwecke ließ er am Morgen (da er gegen Abend die Operation vorzunehmen gedachte) ein Wasser über gewisse Ingredienzen abziehen, das die Kraft besaß, den Leidenden, wenn er es getrunken, solange schlafend zu erhalten, als der Wundarzt über dem Schnitte zuzubringen glaubte. Als das Wasser bereitet war, ließ er es sich ins Haus bringen, ohne jemandem zu sagen, was es sei und wozu es diene.

Als es aber nun Abend wurde und unser Wundarzt eben zu seinem Patienten gehen wollte, erhielt er einen Boten aus Amalfi von einigen seiner liebsten Freunde, daß er sich ja durch nichts auf der Welt abhalten lassen möge, sogleich hinüberzukommen, da

bei einer eben vorgefallenen großen Schlägerei viele verwundet worden seien. In der Tat verschob der Wundarzt die Operation des Beines auf den anderen Morgen und fuhr sogleich mit einem Kahne nach Amalfi.

Da nun die Frau wußte, daß ihr Mann diese Nacht nicht mehr nach Hause komme, ließ sie nach alter Gewohnheit den Ruggieri heimlich rufen und schloß ihn solange in ihre Stube ein, bis gewisse Leute, die zu dem Hauswesen gehörten, zu Bette gegangen sein würden.

Während Ruggieri die Dame noch in ihrem Zimmer erwartete, überfiel ihn entweder infolge der Anstrengungen des Tages oder weil er Gesalzenes gegessen hatte oder vielleicht auch aus Gewohnheit des Trinkens ein unmäßiger Durst; weshalb er denn, da ihm auf dem Fensterbrett die Flasche mit Wasser in die Augen fiel, die der Arzt für den Kranken bereitet hatte, in der Meinung, es sei Trinkwasser, sie an den Mund setzte und völlig leer trank. Natürlich dauerte es gar nicht lange, so überfiel ihn unsägliche Müdigkeit, und er schlief ein.

Die Frau des Arztes kam, sobald es ihr möglich war, in dasselbe Zimmer und rührte den Ruggieri, als sie ihn schlafend fand, zuerst nur leise an und sagte ihm halblaut, er möchte aufstehen. Da dies aber gar nichts fruchtete und er weder antwortete noch sich bewegte, rüttelte die Dame ihn ziemlich unwillig mit aller Kraft und sagte: „Nun, Siebenschläfer, so wach doch auf. Wenn du schlafen wolltest, mußt du nach Hause gehen und nicht zu mir kommen!“

Von diesem Rütteln fiel Ruggieri von dem Kasten, auf dem er gesessen, zu Boden und gab dabei nicht

mehr Lebenszeichen von sich, als der Körper eines Toten getan haben würde. Darüber erschrak die Dame ein wenig und schüttelte ihn, nachdem sie ihn wieder aufgerichtet hatte, noch heftiger als zuvor, kniff ihn an der Nase und zupfte ihn am Bart; aber alles war umsonst, denn er hatte den Gaul an einen guten Pflock gebunden.

Die Dame fing nachgerade zu fürchten an, er möge tot sein; doch ließ sie sich dadurch nicht abhalten, ihn nach Kräften zu zwicken und mit einem Licht zu brennen. Als er sich aber noch immer nicht regte, glaubte die gute Frau, die trotz den ärztlichen Kenntnissen ihres Mannes nichts von Heilkunde verstand, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß Ruggieri tot sei. Wie sehr sie sich darüber betrübe, darf ich nicht erst sagen, da sie ihn über alles lieb hatte. So hub sie denn, da sie kein Geräusch zu machen sich getraute, ihn in aller Stille zu beweinen und über ein so herbes Schicksal sich zu bekagen kann.

Nach einiger Zeit aber bedachte sie, daß sie ihrem Unglücke nicht noch Schande hinzufügen dürfe, und fühlte wohl, daß sie zu dem Zwecke ohne Verzug ein Mittel finden müsse, den Toten sich aus dem Hause zu schaffen. Da sie sich aber selber keinerlei Rat dazu wußte, rief sie insgeheim ihre Dienerin, zeigte ihr das Mißgeschick, das sie betroffen, und sprach sie um ihren Beistand an. Die Dienerin erschrak nicht wenig und sagte, nachdem sie ihn ebenfalls vergeblich gezogen und gezwickt hatte, wie ihre Gebieterin, daß er ohne allen Zweifel tot sei. Auch hielt sie, wie jene, dafür, man müsse ihn aus dem Hause bringen.

Die Dame entgegnete: „Wo sollen wir ihn aber hinschaffen, daß nicht bei denen, die ihn morgen früh

finden werden, der Verdacht entstehe, er sei aus unserem Hause herausgetragen?“

Das Mädchen erwiderte jedoch: „Madonna, ich sah erst heute abend spät, der Werkstätte unseres Nachbarn, des Tischlers, gegenüber, einen Kasten von mäßiger Größe stehen, der, wenn der Meister ihn nicht wieder in sein Haus genommen hat, uns zu unserem Vorhaben, trefflich zu statten kommen wird. Da können wir ihn hineintun, ihm zwei oder drei Messerstiche versetzen und ihn dann ruhig liegen lassen. Wer ihn alsdann dort finden wird, kann unmöglich einen Grund haben, zu glauben, daß er von hieraus und nicht anderswoher dorthin gebracht sei; sondern wird vielmehr voraussetzen, daß einer seiner Feinde ihn als einen übermütigen Menschen, auf bösen Wegen betroffen, ermordet und dann in den Kasten getan habe.“

Die Dame billigte den Rat der Dienerin, bis auf die Messerstiche, die diese ihm geben wollte; denn das zu tun, sagte sie, würde sie um nichts in der Welt über sich gewinnen können. So ließ sie denn die Dienerin nachsehen, ob der Kasten noch dastehe, worauf diese eine bejahende Antwort zurückbrachte. Dann nahm die Magd, die jugendkräftig war, den Ruggieri auf die Schultern, wobei ihr die Dame behilflich war und nun vorausging, um achtzugeben, ob jemand käme. So brachten sie den vermeintlichen Toten zu dem Kasten, taten ihn hinein und ließen ihn, nachdem sie jenen wieder verschlossen hatten, ruhig darin zurück.

Nicht weit von eben diesem Hause waren vor einigen Tagen ein paar junge Männer eingezogen, die auf Wucherzinsen liehen und im Verlangen, viel zu gewinnen und wenig auszugeben, als sie den Tag zuvor jenen Kasten gesehen, sich miteinander verabredet

hatten, ihren Bedürfnissen nach Hausgerät abzuhelfen und ihn, wenn er die Nacht über dort bliebe, in ihr Haus zu tragen. Als nun Mitternacht gekommen war, schlichen sie sich aus ihrem Hause und nahmen den Kasten, den sie noch an seinem Platze fanden, obgleich er ihnen ein wenig schwer vorkam, dennoch, ohne sich auf weitere Untersuchung einzulassen, eilig mit sich und stellten ihn neben der Kammer auf, wo ihre Frauen schliefen. Dabei nahmen sie sich dann nicht einmal die Zeit, ihn gehörig zurecht zu rücken und zu befestigen, sondern ließen ihn stehen, wie er eben stand, und gingen schlafen.

Als Ruggieri nun schon gar lange geschlafen, das Getränk verdaut und dessen Kraft besiegt hatte, erwachte er kurz vor dem Frühgeläute. Und obgleich ihn der Schlaf verlassen und die Sinne ihre Tätigkeit wiedergewonnen hatten, blieb ihm doch eine Betäubung im Gehirn zurück, die ihm nicht allein jetzt, sondern auch noch während mehrerer folgender Tage verwirrte. Als er also jetzt die Augen aufmachte, nichts sah und beim Umhertasten mit den Händen sich in den Kasten eingeschlossen fand, besann er sich hin und her und sagte bei sich selber: „Was will das nun bedeuten? Wo bin ich? Schlafe ich oder wache ich? Ich erinnere mich doch noch, daß ich heute abend in das Zimmer meiner Geliebten kam, und jetzt ist mir, als wäre ich in einem Kasten. Wie in aller Welt hängt das zusammen? Sollte der Arzt zurückgekommen sein oder sonst etwas sich zugetragen haben, um dessen willen die Frau mich, während ich schlief, hier hineingesperrt hätte? So denke ich's mir, und so ist es ganz gewiß!“

Infolge dieser Vermutung hielt er sich nun ganz ruhig und horchte nur, ob er etwas vernähme. Als er



aber eine geraume Zeit in einer wegen der Kleinheit des Kastens ziemlich unbequemen Lage zugebracht hatte, und die Seite, auf der er lag, ihn sehr zu schmerzen anfang, wollte er sich auf die andere umwenden und stellte sich dabei so geschickt an, daß er durch einen Stoß mit der Hüfte gegen die eine Seite des Kastens, der auf etwas ungleichen Boden gestellt war, diesen erst ins Schwanken brachte und nachher völlig umwarf. Dieser Fall machte einen solchen Lärm, daß die Frauen, die ganz in der Nähe schliefen, davon aufwachten, zugleich aber vor lauter Furcht ganz still blieben.

Ruggieri war über das Umstürzen des Kastens gewaltig erschrocken; als er aber gewahr wurde, daß derselbe von dem Falle aufgesprungen war, zog er es vor, auf jeden Fall sich lieber draußen als drinnen betreffen zu lassen. Weil er nun nicht recht wußte, wo er sei, und das eine durch das andere brachte, fing er an, im Hause umherzutappen, um zu sehen, ob er keine Treppe oder Tür zum Entweichen fände. Die Frauen, die noch wach waren, hörten dieses Tappen und riefen: „Wer da?“ Ruggieri aber gab, als er die Stimmen vernahm, keine Antwort.

Nun riefen die Frauen die beiden jungen Männer; doch diese schliefen, weil sie lange aufgeblieben waren, ganz fest und vernahmen von allem diesen Lärm nichts. Dadurch wurden denn die Frauen noch furchtsamer, sprangen auf, liefen ans Fenster und schrien: „Diebe, Diebe!“ Auf das Geschrei kamen die Nachbarn auf verschiedenen Wegen, der eine über das Dach, der eine hier und der andere dort herum in das Haus gelaufen, und auch die jungen Männer wachten von dem Lärm nun gleichfalls auf. Da nahmen sie denn

den Ruggieri, der vor Verwunderung, sich in jenem Hause zu befinden, fast die Besinnung verloren hatte und keinen Ausweg sah, auf dem er hätte entfliehen können oder sollen, gefangen und übergab ihn den Lanzenknechten des Statthalters von Salerno, die wegen des Auflaufes bereits herbeigeeilt waren. Sie führten ihn vor ihren Gebieter, der dem Ruggieri, weil er allgemein für einen gar ruchlosen Menschen galt, sogleich die Tortur geben ließ. Ruggieri gestand auch, er habe sich in das Haus der Wucherer geschlichen, um dort zu stehlen, und der Statthalter war gesonnen, ihn ohne lange Zögerung aufhängen zu lassen.

Inzwischen verbreitete sich noch während des Vormittags die Nachricht, daß Ruggieri im Hause der Wucherer beim Stehlen betroffen worden sei, durch ganz Salerno und drang auch zu den Ohren der Dame und ihrer Dienerin. Diese aber waren darüber so erstaunt und betroffen, daß sie fast im Begriff standen, sich selber zu überreden, was sie in der vorigen Nacht getan, hätten sie nicht wirklich getan, sondern nur zu tun geträumt; zugleich aber betäubte sich die Dame über die Gefahr, in der Ruggieri schwebte, auf solche Weise, daß nicht viel daran fehlte, so hätte sie den Verstand darüber verloren.

Indessen waren noch nicht viel mehr als anderthalb Stunden seit Sonnenaufgang verstrichen, als der Arzt von Amalfi zurückkehrte und, da er nun die Operation an dem Kranken vorzunehmen gedachte, nach dem bereiteten Wasser verlangte. Als er aber das Fläschchen leer fand, zankte er gewaltig, daß er nichts im Hause in seiner rechten Ordnung erhalten könne.

Die Frau, der anderer Gram durch den Kopf ging, antwortete verdrießlich: „Meister, was würdet Ihr erst

über eine Sache von Bedeutung sagen, wenn Ihr über ein Fläschchen Wasser schon solchen Lärm vollführt, als ob in der ganzen Welt kein Wasser mehr zu haben wäre?“

Darauf erwiderte der Arzt: „Frau, du bildest dir ein, das sei reines Wasser gewesen. So verhält es sich aber keineswegs; vielmehr war das ein Wasser, das bereitet war, um jemand schlafen zu machen“; und damit erzählte er ihr, wozu es ihm habe dienen sollen.

Als die Frau diesen Aufschluß erhalten hatte, erriet sie wohl, daß Ruggieri dieses Wasser getrunken habe und deshalb von ihnen für tot angesehen worden sei. Darum sagte sie denn zu ihrem Manne: „Meister, das haben wir nicht gewußt, und so bereitet es Euch nun noch einmal!“ In der Tat ließ der Wundarzt, da er sah, daß es kein anderes Mittel gab, den Schlaftrunk aufs neue bereiten.

Bald darauf aber kehrte die Dienerin, die auf Befehl der Dame ausgegangen war, um zu hören, was über Ruggieri gesagt werde, heim und erzählte ihr folgendes: „Madonna, von Ruggieri hört man überall nichts Gutes, und, soviel ich erfahren habe, ist weder Freund noch Verwandter für ihn aufgestanden, noch ist Hoffnung, daß es in Zukunft geschehen werde. So glaubt man denn mit Gewißheit, der Blutrichter werde ihn morgen hängen lassen. Außerdem will ich Euch aber eine Neuigkeit erzählen, aus der ich zu erraten glaube, wie er in das Haus der Wucherer gekommen ist. Damit verhält es sich nämlich so: „Ihr kennt ja den Tischler, vor dessen Hause der Kasten stand, in den wir den Ruggieri taten. Diesen Tischler nun traf ich eben im heftigsten Wortwechsel mit einem anderen, dem der Kasten vermutlich gehören muß. Der verlangte das

Geld für den Kasten, der Meister aber antwortete, er habe ihn nicht verkauft, sondern er sei ihm die vorige Nacht gestohlen worden. Darauf entgegnete jener wieder: „Das lügst du; denn du hast den Kasten an die zwei Wucherer verkauft, wie sie mir selber heute früh erzählt haben, als ich ihn bei Ruggieris Festnahme in ihrem Hause sah.“ Der Tischler antwortete: „Das lügen sie, und ich habe ihn nicht an sie verkauft, wohl aber mögen sie ihn diese Nacht bei mir gestohlen haben. Darum wollen wir gleich zu ihnen hingehen.“ Und so gingen sie friedlich miteinander in das Haus der Wucherer, ich aber eilte nach Hause. So scheint mir denn, wie auch Ihr schon durchschaut haben werdet, klar, auf welche Weise Ruggieri in jenes Haus gebracht ist, in dem er gefangen wurde; wie er aber dort auferstanden ist, das kann ich noch nicht begreifen.“

Die Dame erkannte indessen nun den ganzen Zusammenhang der Sache vollkommen und erzählte auch der Dienerin, was sie von ihrem Manne gehört hatte; dann aber bat sie dieselbe inständig, zu Ruggieris Rettung mitzuwirken, da sie, wenn sie wollte, zu gleicher Zeit Ruggieris Leben und die Ehre ihrer Gebieterin erhalten könne.

Die Magd erwiderte: „Madonna, sagt mir nur wie, und ich will ja gern alles tun.“

Die Dame, der das Messer an der Kehle saß, hatte in der Schnelligkeit einen Plan gefaßt, wie alles wieder ins Gleiche zu bringen wäre, und teilte diesen der Dienerin ausführlich mit. Demzufolge ging dann die letztere zu dem Arzte und sagte ihm weinend: „Ach, Herr, ich habe Euch wegen eines argen Vergehens, das ich gegen Euch begangen habe, um Verzeihung zu bitten.“

„Und was wäre das?“ entgegnete der Meister.

„Herr,“ sagte die Magd, ohne darum im Weinen einzuhalten, „Ihr wißt ja, was für ein Mensch der Ruggieri von Jeroli ist; der hat nun ein Auge auf mich geworfen, und da habe ich, halb aus Furcht und halb aus Liebe, heuer wohl seine Liebste werden müssen. Und als er gestern abend erfahren, daß Ihr aus wäret, hat er mir so viel vorgeredet, daß ich ihn am Ende mit in Euer Haus und in meine Kammer nahm, um ihn über Nacht bei mir zu behalten. Wie er nun großen Durst bekam und ich in der Eile nicht wußte, wo ich Wein oder Wasser sonst hernehmen sollte (denn Eure Frau war im Saale, und vor der wollte ich mich nicht sehen lassen), da fiel mir ein, daß ich in Eurem Zimmer ein Fläschchen mit Wasser hatte stehen gesehen. Geschwind holte ich es ihm, er trank es aus, und ich setzte es wieder hin, wo ich es gefunden hatte.

Nun habt Ihr darüber so schrecklich gescholten, und gewiß, ich habe unrecht getan; wer vergeht sich aber nicht zuweilen? Ich habe es auch schon bitterlich bereut, und zwar nicht allein Euretwegen, sondern noch vielmehr wegen der traurigen Folgen davon, denn infolge meines Vergehens soll Ruggieri nun auch noch sein Leben einbüßen. Darum bitte ich Euch denn, so sehr ich nur kann, vergebt mir, und erlaubt mir, hinzugehen und, sofern ich es vermag, dem Ruggieri zu helfen.“

Als der Arzt diese Erzählung vernommen hatte, antwortete er, seines Ärgers ungeachtet, mit einem Spaße: „Nun, du hast dir die Buße selber auferlegt; denn während du dir einen Bettgenossen versprachst, der dir die Glieder wacker durchschütteln sollte, hattest du

einen Siebenschläfer. So geh' denn für jetzt nur und rette deinen Liebsten vom Galgen; in Zukunft aber laß ihn mir aus dem Hause, denn träfe ich ihn wieder an, so solltest du mir für dieses Mal noch mitbezahlen.“

Die Dienerin meinte, der erste Wurf sei ihr nicht übel gelungen, und begab sich nun in aller Eile nach dem Gefängnis, wo Ruggieri saß. Dort wußte sie dem Schließer so viel vorzureden, daß er sie mit dem Gefangenen sprechen ließ. Sobald sie ihn zur Genüge über das, was er dem Richter sagen sollte, um loszukommen, belehrt hatte, ging sie selber zu letzterem und kam auch wirklich vor ihn. Da das Mädchen ein frisches und derbes Ding war, so fand der Herr Richter für gut, bevor er ihm weiteres Gehör gäbe, die mitleidige Fürbitterin genauer zu sondieren, was sie sich denn auch zu besserer Förderung ihres Anliegens gern gefallen ließ.

Als sie mit dieser Untersuchung fertig geworden waren, sagte sie: „Herr, Ihr habt den Ruggieri von Jeroli als einen Spitzbuben gefangen, Ihr tut ihm aber unrecht.“ Und damit erzählte sie ihm die alte Geschichte wieder von Anfang bis zu Ende: wie sie seine Liebste sei, wie sie ihn über Nacht in des Arztes Haus geführt, wie sie ihm, ohne es zu wissen, den Schlaftrunk zu trinken gegeben und ihn für tot in den Kasten getan habe. Dann berichtete sie ihm auch die Reden, die sie zwischen dem Tischlermeister und dem Eigentümer des Kastens mit angehört, und machte ihm dadurch bemerklich, auf welche Weise Ruggieri in das Haus der Wucherer gekommen sei.

Der Richter sah wohl ein, daß es nicht schwer sei, in dieser Angelegenheit die Wahrheit zu entdecken,

und fragte zu dem Zwecke zunächst den Arzt, ob es sich mit dem Schlaftrunk wirklich so verhalte. Dann ließ er den Tischler, den Eigentümer des Kastens, und die Wucherer kommen und brachte nach vielem vergeblichen Gerede wirklich heraus, daß die letzteren in der vergangenen Nacht den Kasten gestohlen und in ihr Haus gebracht hätten. Endlich schickte er auch nach dem Ruggieri und fragte ihn, wo er die letzte Nacht zugebracht habe. Dieser erwiderte, wo er sie wirklich zugebracht habe, das wisse er nicht, wohl aber erinnere er sich, zur Magd des Arztes Mazzeo in der Absicht gegangen zu sein, die Nacht über dort zu bleiben. Auch besinne er sich noch, vor übermäßigem Durste dort Wasser getrunken zu haben; von dem aber, was nachher aus ihm geworden sei, wisse er weiter nichts, als daß er bei seinem Erwachen im Hause der Wucherer sich in einem Kasten befunden habe.

Der Richter war über das Zusammentreffen dieser Aussagen gar sehr erfreut und ließ sie sich von der Dienerin, von Ruggieri, von dem Tischler und den Wucherern mehr als einmal wiederholen. Dann ließ er den Ruggieri, den er nun als vollkommen unschuldig erkannte, frei und verurteilte die Wucherer, die den Kasten gestohlen hatten, zu zehn Unzen Goldes.

Wie sehr Ruggieri sich über diesen Ausgang freute, wäre überflüssig zu sagen, aber auch seiner Dame war er kaum minder erwünscht. Lange Zeit noch lachte und scherzte sie darüber mit ihm und ihrer lieben Dienerin, die ihm die Messerstiche hatte versetzen wollen, und förderte ihre Liebe und ihre Lust noch jahrelang vom Guten zum Besseren. So wollte ich denn, geschähe auch mir, ohne jedoch in den Kasten gesperrt zu werden.

Hatten die früheren Geschichten die Herzen der Damen betrübt, so erregte diese letzte des Dioneo und besonders seine Beschreibung, wie der Blutrichter die Magd mit der Sonde untersucht habe, wieder ein solches Lachen bei ihnen, daß dies wohl als Ersatz für ihre Betrübniß über die vorhergehenden gelten konnte.

Als nun der König sah, daß die Sonne sich goldig zu färben anfing und das Ende seines Regimentes herbeiführte, entschuldigte er sich zunächst mit gar artigen Worten bei den schönen Damen wegen seines Verfahrens, infolgedessen über einen so betrübenden Gegenstand, wie die Unglücksfälle der Liebenden sind, hatte geredet werden müssen. Dann aber stand er auf, nahm sich den Lorbeerkranz vom Kopfe und setzte ihn, während die Damen neugierig erwarteten, wem er ihn übergeben werde, mit folgenden Worten auf das goldig glänzende Haupt der Fiammetta: „Dir übertrage ich diese Krone, denn du wirst besser als irgendeine andere unsere Gefährtinnen durch den morgenden Tag für den bitteren zu entschädigen wissen, den sie heute erleben mußten.“

Fiammettas langes, lockiges, goldenes Haar fiel ihr anmutig auf die weißen, sammetnen Schultern, das rundliche Gesicht schimmerte in lebendigen Farben weißer Lilien und purpurner Rosen. Die Augen leuchteten darin wie die eines ungezähmten Falken, und das kleine Mädchen prangte mit ein paar Lippen, die zwei dunklen Rubinen glichen. Jetzt aber antwortete sie lächelnd:

„Wohl denn, Filistrato; willig nehme ich deine Krone an, und um dich vollkommener von der Verkehrtheit deines heutigen Verfahrens zu überzeugen, will und befehle ich alsbald, daß jeder sich auf morgen



von den Glücksfällen zu erzählen rüste, die nach widrigen und betrübten Ereignissen Liebende betroffen haben.“

Allen gefiel die Aufgabe; sie aber ließ sich den Seneschall kommen, traf mit ihm einige notwendige Verabredungen und entließ alsdann, indem sie gleich den übrigen sich erhob, die ganze Gesellschaft fröhlich bis zum Abendessen. Nun gingen alle zum Teil innerhalb des Gartens, dessen Schönheiten man nicht sobald überdrüssig werden konnte, zum Teil auf dem Wege nach den Mühlen, die außerhalb desselben lagen, der eine hier und der andere dort, je nach den verschiedenen Neigungen, bis zur Stunde des Abendessens verschiedenerlei Vergnügen nach. Sobald diese aber gekommen war, vereinigten sie sich alle nach früherer Gewohnheit in der Nähe der schönen Quelle und aßen heiter und wohlbedient zur Nacht.

Als die Tafel aufgehoben war, ergötzten sie sich, gleichfalls nach dem Gebrauche der vorigen Tage, unter Filomelas Vortritt mit Tanz und Gesang. Dann aber sagte die Königin:

„Filostrato, ich denke von meinen Vorgängern nicht abzuweichen, sondern beabsichtige, so wie sie es getan haben, ein Lied singen zu lassen. Weil ich aber überzeugt bin, daß deine Lieder sein werden wie deine Erzählungen, so wünsche ich, daß du, um uns nicht noch mehr Tage durch deine Leidensgeschichten zu verstimmen, uns heute gleich ein Lied singst, wie es dein Geschmack dir eingeben wird.“

Filostrato erklärte sich gern bereit und begann ohne Verzug folgendermaßen zu singen:

Des Herzens Klagegründe,

Weil es Verrat in Amors Dienst gewann,  
Künd' ich mit tausend Tränen jedermann.

Als Amor in mein Herz zuerst getragen  
Das Bild der Ursach' meiner jetz'gen Schmerzen,  
Für die ich Trost nicht ahne,  
Erschien sie mir im liebevollen Wahne  
So voller Huld, daß ich für sie im Herzen  
Gern jede Qual getragen;  
Doch nun fühl' ich nur Plagen,  
Und welch ein Truggebild ich mir ersann,  
Erkenn' ich jetzt mit bitterm Schmerzen an.

Daß ich von ihr, in deren schönen Armen  
Ich alles Glück mir träumte, ward verlassen,  
Ließ meinen Wahn verdunsten;  
Denn, als ich schon von ihrer Huld und Gunsten  
Das letzte Ziel bald hoffte zu erfassen,  
Sah ich, wie ohn' Erbarmen  
Mit mir auf ewig Armen,  
In ihrer Brust sich neue Lieb' entspann,  
Und über mich verhängte herben Bann.

Als ich mich so vertrieben nun erkannte,  
Beklagte sich mein Herz ob seiner Qualen,  
Und noch brennt seine Wunde.  
Oft auch verwünsch' ich Tag sowohl als Stunde,  
Wo ich zuerst ihr Antlitz sah, das Strahlen  
Von Schönheit ringsum sandte  
Und hold in Glut entbrannte.  
Auf Glauben, Lieb' und Hoffnung fluchet dann  
Die Seele, die zu sterben schon begann.

Wie leer an Trost die Schmerzen, die ich leide,  
Weißt du, o Herr, an meiner Stimme Klange,

Mit der ich oft dich rufe.  
So sag' ich denn, ich steh' auf solcher Stufe,  
Daß ich zur Linderung den Tod verlange.  
Drum komm', o Tod, zerschneide  
Mein Leben voller Leide  
Durch deinen Schlag. Wo immer hin ich dann  
Auch gehe, glücklich, wenn ich hier entrann.

Nichts kann mir mehr in meinen Leiden frommen  
Als nur der Tod; nur er kann Hilfe geben;  
Drum send' ihn mir, o sende  
Ihn, Amor, schnell, als meines Jammers Ende,  
Befrei das Herz von so betrübtem Leben.  
Er ist mir ja willkommen,  
Denn Glück ist mir benommen.  
Erfreu sie denn durch meinen Tod, Tyrann,  
Wie neue Liebe sie durch dich gewann.

Mein Lied, laß es geschehn, wenn, weil du kläglich,  
Dich niemand lernen mag; es kann ja keiner  
Dich so wie ich betonen.  
Drum sollst du mir nur in dem Einen frohnen:  
Geh hin zu Amor und, sobald allein er,  
Sag ihm, wie unerträglich  
Mir dieses Leben täglich.  
Drum rufe flehentlich um Hilf' ihn an,  
Der in der Ruhe Port uns führen kann.

Des Herzens Klagegründe

Weil es Verrat in Amors Dienst gewann,  
Künd' ich mit tausend Tränen jedermann.

Die Worte dieses Liedes schilderten den Gemütszustand des Filostrato und die Ursache desselben deut-

lich genug. Noch deutlicher wurden indessen die Gesichtszüge eines der Mädchen, die an dem Tanze teilnahmen, die letzteres vielleicht verraten hätten, wenn nicht die Dunkelheit der inzwischen angebrochenen Nacht die Röte verhüllt hätte, die in ihre Wangen getreten war.

Als nun das Lied vollendet war, wurden bis zur Stunde des Schlafengehens noch viele andere gesungen; dann zog sich auf Befehl der Königin ein jeder auf sein Zimmer zurück.



# I N H A L T

|   |    |
|---|----|
| DRITTER TAG . . . . .   | 1  |
| Erste Geschichte . . . . .  | 8  |
| Masetto von Lamporechio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.  |    |
| Zweite Geschichte . . . . .   | 17 |
| Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene tut seinen Kameraden ein gleiches und entgeht dadurch seinem Unstern.   |    |
| Dritte Geschichte . . . . .   | 24 |
| Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissenhaftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er, ohne zu wissen, was er tut, sie selbst an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt.  |    |
| Vierte Geschichte . . . . .   | 37 |
| Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit.  |    |
| Fünfte Geschichte . . . . .   | 44 |
| Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd, und erhält dafür die Erlaubnis, mit seiner Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt auch alles seinen Antworten gemäß.  |    |
| Sechste Geschichte . . . . .  | 53 |
| Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi, die eifersüchtig ist, und bringt es dahin, daß sie in ein Bad geht, indem er ihr vorspiegelt, Filippello werde am anderen Tage dort mit Ricciardos Frau zusammenkommen. Während sie aber der Meinung ist, daß sie ihrem Gatten sich hingegeben hat, ergibt sie sich dem Ricciardo. |    |

|   |     |
|---|-----|
| Siebente Geschichte . . . . .   | 66  |
| <p>Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntnis ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.</p>            |     |
| Achte Geschichte . . . . .  | 90  |
| <p>Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver genommen hat, für tot begraben. Der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängnis und redet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er erlöst und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.</p>   |     |
| Neunte Geschichte . . . . .   | 104 |
| <p>Giletta von Nerbona heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Bertram von Roussillon zum Manne. Dieser heiratet sie wider seinen Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, das er zu umarmen glaubt, während er Giletta beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derenwillen er sie liebgewinnt und als Frau behandelt.</p> |     |
| Zehnte Geschichte . . . . .   | 118 |
| <p>Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle zu schicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbale.</p>   |     |
| VIERTER TAG . . . . .   | 131 |
| Erste Geschichte . . . . .  | 143 |
| <p>Tancredi, der Fürst von Salerno, tötet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr sein Herz in einer goldenen Schale; sie aber gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es und stirbt.</p>   |     |
| Zweite Geschichte . . . . .   | 159 |
| <p>Bruder Alberto redet einer Frau ein, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und beschläft sie mehr-</p>  |     |

mals in dessen Namen. Endlich springt er aus Furcht vor ihren Verwandten aus dem Fenster und flüchtet sich in das Haus eines armen Mannes, der ihn, als wilden Mann verkleidet, am anderen Tage auf den Marktplatz bringt, wo er erkannt, von seinen Klosterbrüdern festgehalten und ins Gefängnis gesetzt wird.

Dritte Geschichte . . . . . 174

Drei junge Männer lieben drei Schwestern und flüchten mit diesen nach Kreta. Die älteste von ihnen ermordet aus Eifersucht ihren Geliebten. Die zweite rettet jene dadurch vom Tode, daß sie sich dem Herzoge von Kreta ergibt, dafür ermordet sie aber ihr Geliebter und flieht mit der ältesten. Die dritte Schwester und ihr Freund werden dieses Mordes beschuldigt und bekennen sich im Gefängnis dazu. In der Furcht vor dem Tode bestechen sie aber ihre Wächter und fliehen dann nach Rhodus, wo sie im Elende sterben.

Vierte Geschichte . . . . . 184

Gerbino greift gegen das Versprechen seines Großvaters, Königs Wilhelm, um die Tochter des Königs von Tunis zu rauben, ein Schiff des letzteren an. Die Besatzung des Schiffes tötet die Dame, wofür Gerbino sie alle umbringt; nachher wird ihm aber der Kopf abgeschlagen.

Fünfte Geschichte . . . . . 192

Lisabettas Brüder ermorden deren Geliebten. Er erscheint ihr im Traume und zeigt ihr, wo er verscharrt sei. Darauf gräbt sie seinen Kopf heimlich aus, tut ihn in einen Basilikumtopf und benetzt ihn täglich stundenlang mit ihren Tränen. Endlich nehmen die Brüder ihn weg, und sie stirbt bald darauf vor Gram.

Sechste Geschichte . . . . . 198

Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt und er ihr einen andern. Darauf stirbt er plötzlich in ihren Armen; während sie ihn mit ihrer Dienerin nach seinem Hause trägt, werden sie von der Wache gefangen, und sie gesteht, wie sich alles zugetragen. Der Podestà will

ihrer Ehre Gewalt antun, sie wehrt sich aber. Ihr Vater erfährt indessen, wo sie sei, und befreit sie, da er sie unschuldig findet. Sie aber weigert sich, länger in der Welt zu leben und wird Nonne.

Siebente Geschichte . . . . . 209

Simona liebt den Pasquino. Während sie miteinander in einem Garten sind, reibt Pasquino sich mit einem Salbeiblätte die Zähne und stirbt. Simona wird festgenommen und stirbt gleichfalls, als sie, um dem Richter den Tod des Pasquino deutlich zu machen, ein anderes jener Salbeiblätter an den Zähnen zerreibt.

Achte Geschichte . . . . . 215

Girolamo liebt Salvestra. Die Bitten seiner Mutter nötigen ihn, nach Paris zu gehen, und wie er zurückkommt, findet er seine Geliebte verheiratet. Er schleicht sich verstohlen in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite. Die Leiche wird in eine Kirche getragen, und Salvestra sinkt tot neben ihr nieder.

Neunte Geschichte . . . . . 224

Herr Guillem von Roussillon gibt seiner Frau das Herz des von ihm getöteten Herrn Guillem von Cabestaing, den sie geliebt, zu essen. Sobald sie es erfahren, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster und wird mit ihrem Geliebten begraben.

Zehnte Geschichte . . . . . 230

Die Frau eines Arztes legt ihren Geliebten, den sie für tot hält, nachdem er einen Schlaftrunk genommen, in einen Kasten, den zwei Wucherer mit dem Scheintoten in ihr Haus tragen. Letzterer erholt sich und wird als Dieb gefangen. Die Dienerin der Frau redete dem Richter vor, sie habe jenen in den Kasten gelegt, den die Wucherer gestohlen, und so wird er vom Gälgen gerettet, die Wucherer aber werden wegen des Kastendiebstahls mit einer Geldstrafe belegt.



Die Übersetzung von Boccaccios Decamerone besorgte Heinrich Conrad, den Druck Poeschel & Trepte, Leipzig, die Gravüre-Kupferdrucke nach den Originalkupfern der Ausgabe von 1757 J. B. Obernetter, München. Von dieser Ausgabe wurden 100 Exemplare für die Mitglieder der Vereinigung „Die Hundert“ auf Velin von Van Gelder mit dem Hundertzeichen, weitere 100 Exemplare auf gleichem Velin mit dem Wasserzeichen „Boccaccio“ für die Luxusausgabe abgezogen













